Will Schaber

Der Gratgänger

Welt und Werk Erich Schairers (1887–1956)

Will Schaber

Der Gratgänger

Welt und Werk Erich Schairers (1887–1956)

Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung Band 34

Herausgegeben von Hans Bohrmann,
Institut für Zeitungsforschung der Stadt Dortmund

K·G·Saur München·New York·London·Paris 1981

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Schaber, Will:
Der Gratgänger : Welt und Werk Erich Schairers (1887 – 1956) / Will Schaber. – München ; New York ; London ; Paris : Saur, 1981.
(Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung ; Bd. 34)
ISBN 3-598-21286-0 engl.
NE: GT

© 1981 by K. G. Saur Verlag KG, München
Satz: VPA GmbH, Landshut-Piflas
Druck: Pera-Druck KG, Gräfelfing bei München
Printed in the Federal Republic of Germany

Vorwort

Über Journalismus, Journalisten und die Zeitungen sind die widersprüchlichsten Meinungen in Umlauf. Dem Pressewesen wird einerseits hohe Wirksamkeit – sei es bei kurzfristiger politischer oder langfristig kultureller Wirkung – zugeschrieben, andererseits wird die Bedeutung der Presse gering geschätzt und deren Mitarbeiter ebenfalls mit einer gewissen Geringschätzung über die Schulter angesehen. Häufig ist die Begierde nach Presseerwähnung und die Abwertung des Journalismus in einer Person vereint und signalisiert ein faustdickes Vorurteil.

In dieser Lage ist es erforderlich, die Fakten sprechen zu lassen, über die tatsächlichen Zusammenhänge zu informieren und mit wissenschaftlicher Genauigkeit die Alltagsmacht Zeitung zu beschreiben, um all denen, die Auskunft suchen, Material zur Urteilsbildung an die Hand zu geben. Das geschieht in der Biographie Erich Schairers (1887–1956). Sie zeigt das exemplarische Wirken eines Zeitungsmannes, der in vier Epochen deutscher Geschichte, vom Ende des Kaiserreichs über die Weimarer Republik und das Dritte Reich bis in die Bundesrepublik hin Nachricht und Meinung formuliert hat, ohne zum Lobredner oder Mitläufer der je herrschenden Politik zu werden. Schairer stammt aus einer Lehrerfamilie Süddeutschlands, hat später Theologie studiert, mochte aber den Pfarrberuf nicht ausüben, sondern wurde Sekretär Friedrich Naumanns, dessen nationalsoziale Politik für das politisch aufgeschlossene und wirtschaftlich interessierte geschichts- und bildungsverbundene Bürgertum im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts große Faszination besaß. Das Ende des Ersten Weltkriegs und der Verlauf der Novemberrevolution ernüchterten allgemein das nationale Pathos, und Schairer drängte es zu einer Neufassung seiner politischen und sozialen Ziele. Er wird nun Anhänger einer radikalen Veränderung der Wirtschaft (Gemeinwirtschaft) und kritisiert immer schärfer die restaurative Politik der Rechten. Darüber verliert er im Konflikt mit seinem Verleger seine Stellung als Chefredakteur der Heilbronner NEKKAR-ZEITUNG (1919) und ist überraschend ohne regelmäßiges Einkommen für seine vielköpfige Familie. Die Lage zwingt ihn zu äußerster Anstrengung, und das Ergebnis ist die Gründung der „Sonntags-Zeitung" (Heilbronn, später Stuttgart), einer linksliberalen Wochenzeitung teilweise sozialistischer Argumentation, die sich aber aller Parteiorganisation und

Parteimeinung entzieht. Die Sonntags-Zeitung ist ein auflagenschwaches, aber über ganz Deutschland verbreitetes politisches Diskussionsforum. Die wirtschaftliche Entwicklung des Blattes läßt es bald zu, daß man auf die Aufnahme von Anzeigen ganz verzichtet. Damit wird eine Lieblingsidee Schairers verwirklicht, mit deren Publizierung und kämpferischer Verbreitung er bereits unter Zeitungswissenschaftlern teils zustimmende, teils ablehnende Urteile, bei Verlegern hart kritische Meinungen hervorgerufen hatte. Während die Weimarer Republik nach Niederwerfung rechter und linker Putschversuche, der Stabilisierung der Währung und ansatzweiser Regelung der Reparationsfragen zu leidlicher innerer Stabilität gelangt war, verschob sich der politische Konsens bei der Verfassungsauslegung erheblich von Mitte links nach rechts. Ein Symbol dieser Verschiebung war die Wahl Paul von Hindenburgs zum Reichspräsidenten und später das Ausscheiden der SPD aus der Regierungsverantwortung. Schairer blieb seinen Idealen treu. Die Kritik der Sonntags-Zeitung wurde nun entscheidend schärfer. Einige Mitarbeiter gingen den Schritt zur KPD. Schairer zieht sich von der Mitarbeit weitgehend zurück (1931). Als die Regierungsbeteiligung der Nationalsozialisten droht, erwägt Schairer das journalistische Exil und geht auf einige Monate in die Schweiz, während sein Blatt, an einen „Parteigenossen" übertragen, weiter erscheint. Politische Kritik allerdings kann jetzt nur noch versteckt erfolgen. Nach seiner Rückkehr wählt Schairer wirtschaftspolitische Detailfragen abgelegenen Sujets für seine Leitartikel und bietet damit dem, der auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, mehr als die offiziell zugelassene Information. Zugleich ist die Sonntags-Zeitung Tribüne für die im geheimen arbeitende politische Opposition. Regelmäßig wird ein zweiter Leitartikel, der sich wirtschaftspolitischen Fragen des Auslandes zuwendet, mit „Fritz Werkmann" gezeichnet. Hinter diesem Pseudonym verbirgt sich Hellmut von Rauschenplat, der für den Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK) Leonard Nelsons politisch tätig ist und von der Gestapo verfolgt wird. Der Inhalt der Sonntags-Zeitung fällt den Stuttgarter Behörden auf. Schairer wird regelmäßig zur Gestapo bestellt und muß zeitweilige Verbote seines Blattes hinnehmen. Er verkauft es schließlich an einen parteigenehmen Journalisten, unter dessen Händen es rasch eingeht, da die Leserschaft die inhaltliche Wendung nicht mitmacht. Schairer schlägt sich nun, indem er ein Hobby zum Beruf macht, als Weinhändler durch; in den letzten Kriegsjahren wird er zur Reichsbahn dienstverpflichtet

und betreut den Bahnhof Lindau/Bodensee, wo er auch das Ende des Weltkriegs erlebt. Dann folgende Versuche einer Wiederbelebung der Sonntags-Zeitung bleiben stecken, nach journalistischer Tätigkeit in Tübingen wird Schairer einer der Lizenzträger, der von der US-Militärregierung lizenzierten Stuttgarter Zeitung (1946). Hier beteiligt er sich journalistisch an den großen Debatten um den demokratischen Neuaufbau, die Entnazifizierung, die Frage der Wirtschaftsdemokratie, vermag sich aber schon im Kreise der Lizenzträger seiner Zeitung nicht durchzusetzen, zumal das politische Klima der endvierziger und beginnenden fünfziger Jahre in der Bundesrepublik eher auf Wiederaufbau statt Neubau gestimmt war. Resignation war Schairers Sache nicht, aber sein Rücktritt von der Tätigkeit als Mitherausgeber der Stuttgarter Zeitung (1955) war schon als Faktum aussagekräftig.

Der Kreis derer, die Erich Schairer noch persönlich oder von der Lektüre seiner Blätter und Artikel her kannten, wird immer kleiner. Deswegen ist die Initiative seiner Tochter, Frau Agathe Kunze, bedeutsam, die es vermochte, Will Schaber als Autor einer Biographie ihres Vaters zu gewinnen. Will Schaber, der als junger Mann bei Erich Schairer das Journalistenhandwerk erlernte, hat in der Weimarer Republik mit ihm zusammen journalistisch gekämpft und mußte Deutschland 1933 wegen drohender Verhaftung verlassen. Über Estland und Brünn, wo er ebenfalls journalistisch tätig wurde, ging er in die Vereinigten Staaten. Heute ist er in New York unter anderem als langjähriger Mitarbeiter der deutschsprachigen Zeitschrift „Aufbau-Reconstruction" tätig. Will Schaber hat sich vielfach mit der Presse der deutschen Emigration auseinandergesetzt und mit Rat und Tat die seit einem knappen Jahrzehnt im Institut für Zeitungsforschung betriebene Sammlung der Exilpresse und von Nachlässen exilierter Journalisten gefördert. Über seinen Freund, den Presse (Porträt-)Zeichner Benedikt Fred Dolbin, hat er eine Monographie vorgelegt (1976).

Mit der Biographie Erich Schairers wendet er sich jetzt dem Thema der inneren Emigration zu, die stets vor der Frage stand, ob Weiterschreiben mit Konzessionen vertretbar oder ob Aufgeben für den Journalisten angezeigt schien. Schairer hat den Zwangsverkauf der Sonntags-Zeitung im Februar 1937 als Signal zum Verstummen angesehen. Erich Schairer fand sich mit dieser Entscheidung bei einer Minderheit, wie er so häufig Verlegern, Regierenden, aber auch Lesern unbequem war.

Der unbequeme Journalist war und ist auch das Leitbild des Berliner Publizistik-Professors Dr. Fritz Eberhard, der im Herbst dieses Jahres seinen 85. Geburtstag feiert. „Fritz Eberhard" ist ebenfalls ein Pseudonym für Hellmut von Rauschenplat, der wirtschaftspolitische Leitartikel der Sonntags-Zeitung in den ersten Jahren des Nationalsozialismus schrieb. Er hat diesen Namen bei seiner Rückkehr aus der englischen Emigration angenommen. Eberhard ist bis heute aktiver Kämpfer für die Verwirklichung des Grundgesetzes, das er im Parlamentarischen Rat mitgestaltete, und seine kommunikationspolitischen Diskussionsbeiträge, die unter anderem auch auf seine Erfahrung als Intendant des Süddeutschen Rundfunks (1949–1958) zurückgehen, sind genauso unbequem wie die Anstöße des Herausgebers der Sonntags-Zeitung. Deshalb wünsche ich mir für Will Schabers Buch Leser, die an der Kommunikationsgeschichte ebenso wie an der Kommunikationspolitik interessiert sind.

Dortmund, im März 1981 Hans Bohrmann

An dem Zustandekommen dieses Buches hat die Nachlaßverwalterin Erich Schairers, seine Tochter Agathe Kunze, hervorragenden Anteil. Sie stellte dem Autor das reiche Material des Familienarchivs zur Verfügung und ergänzte es durch einen Jahre hindurch geführten schriftlichen und mündlichen Dialog. Auch die freundliche Kooperation der National Archives in Washington, des Bundesarchivs Koblenz, des Deutschen Literaturarchivs Marbach und des Deutschen Zentralarchivs Potsdam ist mit Dank zu vermerken, ebenso die Liebenswürdigkeit von Herrn Prof. Dr. Kurt Koszyk (Universität Dortmund), der eine Reihe wertvoller Anregungen beitrug.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 5
Die weiße Lücke 15
Jugendjahre 17
Kirchenkonflikt 19
Publizistische Anfänge 21
Begegnung mit Naumann 23
Die Doktorarbeit 25
Mit Naumann und Jäckh 28
„Reklamiert" 34
Spatenstich zur Zeitungsreform 35
„Sozialisierung der Presse" 41
Planwirtschaftliche Ideen 46
Wichard von Moellendorff 49
Geburt einer Flugschriftenreihe 51
Rückkehr nach Württemberg: die „Neckar-Zeitung" 53
Der Landsturm-Redakteur 59
Die Anfänge von Weimar 62
Begegnungen mit Rathenau 65
Ein Ultimatum 66
Scheitern eines Zeitschriftenplanes 68
Gründung der „Sonntags-Zeitung" 72
„Mein Programm" 73
Motivation und Struktur 76
„Kleinigkeiten" 77
Die Mitarbeiter 79
Die Leser 81
Nach Stuttgart 82
Leitthema: Planwirtschaft 84
Militanter Pazifismus 91
Recht und Gericht 94
Gegen den Antisemitismus 95
Wächter der Weimarer Republik 97
Ein Zwischenspiel 108

„Gottlosigkeit" 115
Endphase der Weimarer Republik 117
Unter Hitler 120
Weinreisender und Reichsbahngehilfe 127
Nach dem Zweiten Weltkrieg 129
Nach Tübingen 131
Ruf aus Stuttgart 133
Schairers redaktioneller Einfluß 137
Mentor und Kollege 138
„Fünf Minuten Deutsch" 140
Schairers politischer Kurs 141
Die letzten Jahre 145
„Fibel" für die Zukunft 149
Anmerkungen 153
Bildanhang 175
Namenregister 199

Die ideale Illusion ist kein törichter Wahn, sondern eine Realität des Selbstbewußtseins, die Utopie ist keine öde Phantasterei, sondern ein Richtungsziel. Auch wenn man die Sterne nicht begehrt, soll man sich nach ihnen orientieren.

WALTHER RATHENAU
(„Autonome Wirtschaft")

Die weiße Lücke

Was sich am 15. November 1919 in Heilbronn am Neckar abspielte, war mehr als ein Schwabenstreich. Es war ein einzigartiger Fall von Pressezensur, gleichzeitig die Feuertaufe eines jungen Journalisten.
Ein lange schwelender interner Konflikt in der „Neckar-Zeitung" fand seinen Niederschlag nach außen – in einer gähnenden Lücke auf der Titelseite des Blattes.[1] Dem Verleger hatte die politische Spitzenglosse des Chefredakteurs Erich Schairer mißfallen; schnurstracks ließ er sie aus der Druckplatte herauskratzen.

Drei Monate vorher war die Weimarer Verfassung Gesetz geworden, mit ihrer Garantie freier Meinungsäußerung für alle Deutschen. Es war eine bittere Ironie, daß ein Verleger – überdies in einer Stadt, die sich hoher liberaler Tradition rühmen durfte – gegen diese Bürgschaft so flagrant verstoßen konnte.

Der zensierte Artikel galt einem prominenten Republikfeind, dem ehemaligen kaiserlichen Staatssekretär Karl Helfferich. Helfferich hatte – vor dem Reichstagsausschuß zur Untersuchung der deutschen Politik und Strategie während des Ersten Weltkriegs – den uneingeschränkten U-Bootkrieg verteidigt. „Warum kam der U-Bootkrieg nicht zur Entwicklung? Warum hat er nicht zum Ziele geführt? Weil die U-Bootwaffe von innen heraus stumpf gemacht worden ist."[2] Aggressiv förderte Helfferich die Legende der deutschen politischen Rechten, Deutschland habe den Krieg durch den „Dolchstoß von hinten" gegen die kämpfenden Heere verloren.

Der kritische Vorspruch, mit dem Schairer den Bericht des Wolff'schen Telegraphen-Büros (WTB) einleiten wollte, hatte folgenden Wortlaut:

„Im parlamentarischen Untersuchungsausschuß kam es gestern bei der Vernehmung Helfferichs zu lebhaften Auseinandersetzungen. Helfferich ist als Redner sehr temperamentvoll (man erinnert sich noch an jene Situation im Reichstag, wo sein unverschämtes Auftreten dem damaligen Staatssekretär allen Kredit raubte); er ist ein geschickter und mundfertiger Debatter, den keine allzu schweren Gewissens- oder Charakterskrupel belasten. Nach dem Grundsatz 'Die beste Parade ist der Hieb' hat Helfferich gestern den Stiel umzudrehen und gegen seine heutigen Ankläger vorzugehen versucht. Bethmann *[Reichskanzler a.D. von Bethmann Hollweg]* und *[Staatssekretär a.D.]* Zimmermann beteiligten sich natürlich an dem entstehenden Zank mit Reichs-

minister David, der schließlich durch eine Erklärung des Ausschusses beigelegt werden mußte. Interessant mag bei der Sache noch die Teilnahme des Publikums sein, das sich demonstrativ auf die Seite der drei gestürzten Säulen des alten Regimes stellte und vor dem Reichstagsgebäude mit schwarz-weiß-roten Fahnen aufmarschiert war, um Hindenburg und Ludendorff zuzujubeln, die dann freilich nicht erschienen."[3]

Das waren relativ maßvolle Worte eines engagierten Publizisten, der die Entwicklungen in dem jungen demokratischen Staat besorgt verfolgte. Am gleichen Tag berichtete das „Berliner Tageblatt" alarmiert: „Eine gewissenlose deutschnationale und antisemitische Agitation hat die Ankunft Hindenburgs in Berlin dazu benutzt, um die Jugend, Schüler und Studenten, auf die Straße zu hetzen und sie zu reaktionären, staatsfeindlichen Kundgebungen zu veranlassen ... Deutschnationale Lehrer scheuen sich nicht, die Schuljugend aus eigener Initiative vom Schulunterricht zu befreien, um sie zu antisemitischen und regierungsfeindlichen Veranstaltungen herzuleihen." „Die reaktionäre Welle wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so gleich wieder verebben. Gestern abend haben die Deutschnationalen, wiederum dem Beispiele der Kommunisten folgend, durch Sprengkolonnen eine große Versammlung der 'Deutschen Liga für Völkerbund' vereitelt ... Auf der Straße bildeten sich allerhand Gruppen, in denen antisemitische deutschnationale Straßenredner einen Kreis um sich versammelten und gegen die 'Judenregierung' sprachen. Soldaten der Reichswehr mit umgeschnallten Revolver beteiligten sich an dem Spektakel."[4] Und noch am selben Tag rügte es das „Berliner Tageblatt", daß in deutschen Schulbüchern der „alte imperialistische, nationalistische und dynastische Geist" fortdauere, und fragte, „ob die Taktik des Reichswehrministers Noske richtig gewesen ist, allzu viele konservative Männer des alten Regimes in leitenden Stellungen der Reichswehr zu belassen und so einer Wallensteinerei Vorschub zu leisten, die im Baltikum bereits gefährliche Folgen gezeigt hat."[5] Einige Monate später brachte der Kapp-Putsch die erste schwere Fieberkrise des neuen Staats.

Schairers Betrachtung über Helfferich ist im Kontext mit der damaligen Gesamtsituation der Weimarer Republik zu sehen. Der junge Journalist, der Anfang 1918 Theodor Heuss in der Leitung der „Neckar-Zeitung" gefolgt war, hatte von Anfang an gegen die Unterhöhlung des neuen Staates gekämpft. Die weiße Lücke signalisierte seine Entlassung.[6] Er mußte ein

neues Sprachrohr finden – oder schaffen. Damit begann eine entscheidende Phase im Leben Erich Schairers.

Der Mann, der in jenen Tagen im alten grauen Militärmantel und mit schwarzer Kosackenmütze durch die Straßen Heilbronns marschierte, schien immer in Eile zu sein. Er war ein Mann in Bewegung. Schairer, der damals Zweiunddreißigjährige, hatte bereits eine große Reihe von Wegstationen hinter sich. Und in der Auseinandersetzung mit seiner Zeit und Welt hatten sich gewisse Positionen deutlich ausgeprägt.

Jugendjahre

Erich Schairer wurde am 21. Oktober 1887 im schwäbischen Hemmingen, Oberamt Leonberg, geboren. Sein Vater, Georg Adam Schairer, ein Lehrer, erhielt 1893 eine Präzeptorenstelle am Georgii-Gymnasium in Eßlingen bei Stuttgart. Die Mutter, Emilie, war eine Tochter des Achtundvierzigers Friedrich Herrigel. Das Goethewort

„Vom Vater hab' ich die Statur ... von Mütterchen die Frohnatur"

ließ sich im Fall der Schairer-Eltern genau umdrehen. Die Mutter hatte ausgesprochen pietistische Züge. Sie war eine Frau von großem Ernst und scharfer analytischer Intelligenz, drängend, zur Ungeduld neigend. Der Vater hingegen hatte eine kontemplative, eher gemütliche Natur und sehr weitgesteckte Interessen. Neben Latein, das er lehrte, war er im Griechischen und Esperanto zuhause und dazu auch der Herausgeber einer schwedischen Grammatik. Der schnauzbärtige Mann, der Wein und Zigarren liebte, war aber auch ein begeisterter Botanisierer, wie ein Notizbuch über einheimische Pflanzen und ihre Standorte beweist, das beim Räumen des Archivs der Pädagogischen Hochschule in Eßlingen 1979 entdeckt wurde.[7]

Der Umzug nach Eßlingen brachte der Schairer-Familie einen Kontakt, der für Eltern und Sohn bedeutungsvoll werden sollte. Sie alle rochen Druckerschwärze. Vater Schairer wurde im Nebenberuf Herausgeber einer landwirtschaftlichen Beilage der „Eßlinger Zeitung", während die Mutter

als „Briefkastentante“ des Blattes fungierte, praktische Ratschläge aller Art erteilend.[8]

Und Erich, ein frühreifer Junge, der mit fünf Jahren bereits lesen, schreiben und rechnen konnte und sich auf das Halma- und Schachbrett verstand,[9] hatte als Neunjähriger seine erste Begegnung mit dem Journalismus. Im September 1896 veröffentlichte die „Eßlinger Zeitung“ seinen „Spezialbericht“ über eine Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe in Stuttgart. Der Report trug noch alle typischen Zeichen eines Schulaufsatzes („Nachdem wir alles gesehen hatten, fuhren wir abends 6 Uhr wieder heim“), aber die Gewissenhaftigkeit der Schilderung offenbarte schon etwas von dem späteren Zeitungsmann.[10]

Sieben Jahre später schlug der eulenspiegelhafte Humor Schairers bereits Purzelbäume. Nicht oft dürfte ein Kneipzeitungsartikel so viel Geist versprüht haben wie die „Mathematische Romanze“ Erich Schairers, der jetzt als Seminarist in Blaubeuren studierte.

„In einer warmen Sommernacht konnte man in einem der Ankreise eines rechtwinkligen Dreiecks leise schmelzende Akkorde vernehmen. In dem Dreieck wohnte nämlich unter Obhut ihrer Tante Kotangens das Fräulein Tangens, und eben brachte ihr Don Sinus ein Ständchen auf einer Ellipse, über die vier Parallelen gespannt waren. Er lehnte sich schwärmerisch an den Radius c des Kreises und sang etwa folgendes:
Der Inhalt des Kreises ist πr^2
O Tangens, ich lieb dich, ach wüßtest du, wie!
Der Inhalt des Dreiecks a h durch 2,
O süßeste Tangens, ich bleibe dir treu!“ . . .[11]

Kirchenkonflikt

Die Eltern wollten, daß Erich Schairer Pfarrer werde. So landete er 1905 im Tübinger Stift zum Studium der Philosophie und Theologie. Das akademische Bollwerk der württembergischen evangelischen Landeskirche hatte sich allmählich von seinem pietistischen Korsett befreit. Viele alte Zöpfe waren gefallen. Auch äußerlich war das Bild wesentlich anders als zur Zeit, da Hölderlin ins Stift kam. Damals sah man die Studenten noch durchweg in schwarzen Kleidern, Mänteln und „Priesterläppchen" – selbst in Wirtshäusern, beim Spiel, auf der Kegelbahn und beim Spaziergang.[12]

Bereits 1825 war mit Ferdinand Christian Baur ein neuer akademischer Geist in Tübingen eingezogen. Baurs historisch-kritische Methode revolutionierte die neutestamentarische Forschung.[13] Die Saat der Rebellion reifte in David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer, Immatrikulanten desselben Jahrs. Und ein halbes Jahrhundert später in Christoph Schrempf, dem „umgekehrten Pietisten".[14]

Für die „Stiftler" waren die Mitstudenten schon immer ebenso wichtig gewesen wie die Professoren. Hegel und Schelling waren eine Zeitlang Hölderlins Zimmerkameraden, und ihr Einfluß wurde ein mächtiger Stimulus seines Schaffens.[15] Erich Schairers Stiftsjahre wurden durch seine Bundesbrüder, die „Roigel", belebt. Ihre Gesellschaft ließ ihn die primitiven kahlen Schlafsäle mit den großen eisernen holzgeheizten „Kanonenöfen" und selbst den „Stiftswein" vergessen („ein ziemlich übles, billiges, gezuckertes und trotzdem saures Gesöff").[16] Einem seiner Bundesbrüder, Walther Sontheimer, ist es „unauslöschlich im Gedächtnis geblieben, welch überragende Bedeutung Schairer im geselligen und geistigen Leben des aktiven Roigels, insbesondere als Gazettier, einnahm. Sein Humor und sein Witz nahmen vor allem die menschlichen Schwächen seiner Umwelt aufs Korn, und sie konnten sich bei dem damaligen toleranten Geist im Leben der Verbindung und auf den Kneipen, zumal in der eleganten poetischen Form, über die Schairer verfügte, voll auswirken."[17]

Aus dem Stift ging ein unabhängiger Denker hervor. Schairer hatte sich innerlich von dem orthodoxen wie dem liberalen Flügel der Theologie gelöst. Zwar wurde er im Sommer 1909 „Pfarrgehilfe" und in der Eßlinger Stadtkirche feierlich ordiniert. Aber, wie er rückblickend schrieb, „machte ich mir über den Inhalt dieser ... Verpflichtung kaum Gedanken, obwohl ich das Augsburgische Glaubensbekenntnis kannte. Ich hatte es nicht

allzulange vorher fürs Examen großenteils auswendig gelernt, natürlich ohne es nur einen Augenblick für mich selber anzunehmen". Schairer fügte hinzu, daß Begriffe wie Dreieinigkeit, Erbsünde, Menschwerdung des Gottessohnes, Opfertod, Höllenfahrt, Auferstehung, Wiederkunft, ewige Verdammnis, Verwandlung beim Abendmahl für ihn „Aberglaube, im besten Fall Symbol" gewesen seien; er habe sie als „bei der Ausführung des Pfarramts nicht für entscheidend" betrachtet.[18]

Im Lauf von vierzehn Monaten versorgte er hintereinander fünf Vikariate. Seiner Verlobten gegenüber äußerte er scharf und unbekümmert keck seine Ablehnung kirchlicher Dogmen: Wenn man die Bibel vernünftig ansehe, erscheine sie „wie ein Netz mit guten und schlechten Fischen, die guten liest man heraus, die schlechten wirft man weg". Der Glaube an das „Wunder" der Geburt Christi sei, „um es grob zu sagen, Humbug". Er habe sogar den „kleinen Verdacht", Jesus sei ein uneheliches Kind gewesen: „Es wäre eine prächtige Ironie der Geschichte. Und ich kann das ruhig annehmen, denn in meinen Augen wird jener merkwürdige Mann aus Galiläa dadurch kein Haarbreit kleiner". Für ihn ist Jesus „die erste Erscheinung des neuen Menschen, das Ziel, auf das wir alle hinstreben, die neue Entwicklungsstufe". Jesus habe das Bewußtsein von der „großen Einheit, von Gott" gehabt: „Ich und der Vater sind eines. Wir seitherigen Menschen haben nur das Bewußtsein von uns selber".[19]

Der kirchliche Alltag brachte ihn in eine „böse Zwickmühle". Mehr und mehr fühlte er sich als „ganz kläglicher charakterloser Pfaffe", als „Schauspieler, der seinen Spott mit dem trieb, was anderen heilig war", als „zweideutige Figur" ohne Ehrlichkeit und Selbstachtung.[20]

Im Oktober 1910 bot ihm die Behörde eine Stelle als Professoratsverweser am Lehrerseminar Eßlingen an. Schairer griff sofort zu. Er war glücklich, für den Augenblick von allen kirchlichen Pflichten befreit zu sein.

In diese Zeit fällt seine persönliche Begegnung mit Christoph Schrempf. Schrempf, dessen „Fall" großes Aufsehen erregt hatte (er war 1892 aus dem Pfarramt entlassen worden und 1909 aus der Landeskirche ausgetreten), bestärkte den jungen Rebellen. Schairer begleitete den Philosophen, der sich inzwischen an der Technischen Hochschule Stuttgart habilitiert hatte, auf vielen Spaziergängen („als Reibfläche für das Zündholz seines Geistes")[21] und wurde durch die Gespräche mit ihm zu seinem Entschluß ermutigt, der Kirche den Rücken zu kehren. Am 5. Dezember 1911 reichte Schairer beim Konsistorium sein „Entlassungsgesuch" ein:

„Da ich es mit meiner persönlichen Überzeugung nicht mehr vereinigen kann, nach meinem demnächst erfolgenden Ausscheiden aus der hiesigen Amtsverwesung die von mir seinerzeit übernommene und während meiner früheren kirchlichen Amtstätigkeit bereits mehrfach verletzte Verpflichtung für den Dienst an der evangelischen Landeskirche Württembergs wieder auf mich zu nehmen, so bitte ich das Konsistorium, mich mit Beendigung meiner hiesigen Verwendung aus diesem Dienste entlassen zu wollen."

Die Reaktion der Kirchenbehörde war für Schairer unerwartet: kein Vorwurf wegen seiner „verspäteten Offenheit", sondern eine Aufforderung, das Gesuch zurückzuziehen und auf Urlaub zu gehen, damit er sich die Sache nochmals überlegen könne. Schairer „lehnte brüsk ab; mein Respekt vor dieser Kirche, die sich an meinem 'Meineid' nicht nur nicht stieß, sonder den Meineidigen sozusagen zu dessen Fortsetzung ermunterte, war auf Null gesunken".[22]

Publizistische Anfänge

Der darauffolgnde Sprung in den Journalismus war durch Neigung und Talent bestimmt. Hier bot sich das ideale Feld für Schairers motorische Energie, seine Liebe zur Vielfalt des Lebens, zum Argument und zum sprachlichen Perfektionismus. Weiterer Schulung bedurfte er nicht. Was er brauchte, waren Chancen, die ihn an die richtigen Stellen trugen.

Anfang 1912 arbeitete er vorübergehend in München als Sektretär des Historikers Dr. Wilhelm Ohr, eines Anhängers von Friedrich Naumann. Ohrs „Nationalverein für das liberale Deutschland" hatte seit 1908 durch Flugschriften und Schulungskurse für die Jugend politische Bildungsarbeit zu leisten versucht.

Aber noch wichtiger als der Einblick in Ohrs Tätigkeit wurde für Schairer eine andere Bekanntschaft, die er in jener Zeit machte. Christoph Schrempf hatte ihm empfohlen, mit Hans Erich Blaich, dem Arzt, Dichter und „Simplizissimus"-Redakteur, in Verbindung zu treten. Seltsam, daß ausgerechnet der asketische und im Grunde amusische Schrempf darauf bestand, Schairer mit dem lebenssprühenden „Leib- und Seelenarzt"

zusammenzubringen. Schairer hatte erst gezögert; er war sich über die Identität Blaichs nicht im klaren gewesen. Erst als er den Dichter traf und dieser ihm einen neuen „Simplizissimus"-Bogen zeigte – Bilder von Th. Th. Heine, Verse von Dr. Owlglass –, kam ihm die Erleuchtung: „Das war ja niemand anderes als Dr. Owlglass selber, bei dem ich jetzt saß!" Zum Erstaunen des Dichters zitierte Schairer einige ihm wohlvertraute Zeilen aus Owlglass' Erstlingsband.[23] Aus diesem Treffen in Fürstenfeldbruck wurde eine herzliche Freundschaft, die bis zum Tode Blaichs andauerte.[24]

Bereits im März 1912 findet Schairer im Reutlinger „General-Anzeiger" seine erste Redaktionsstelle. Enthusiastisch meldet er Hans Erich Blaich: „Meine Zeitung freut mich. Im allgemeinen. Das Gehalt von M 25.– pro Woche ist nicht königlich. Aber genügt. Druckerschwärze riech' ich gern. Eine Doppelrotationsmaschine ist etwas Herrliches! Hier ist mein Beruf, das hab ich schon gemerkt. Dabei bleiben wir."[25]

Es war nur ein Gastspiel sozusagen, bis zum Herbst des Jahres, aber Schairers Arbeiten fielen sofort auf. Vor allem eine Artikelreihe über das Wahlrecht. Er verurteilte das preußische Dreiklassensystem (Bismarck zitierend: „Ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz ist nirgends ausgedacht worden"). Aber auch im Reichstag sah er „nicht etwa eine scharfe und präzise Miniaturwiedergabe des Bildes der öffentlichen Meinung, sondern eine ziemlich verschwommene und verzerrte Photographie". Die Stichwahlen müssen abgeschafft werden, insistierte er; nur das Verhältniswahlrecht werde den Minderheiten wie den Einzelnen gerecht.[26]

In einem späteren Artikel „Das Geheimnis der Sozialdemokratie" läßt er keinen Zweifel an seiner damaligen Position im deutschen Parteispektrum. Die Sozialdemokratie war bei der Reichstagswahl 1912 phänomenal angestiegen (4 Millionen Wähler, 110 Mandate). Schairer sah zwei Ursachen ihrer Erfolge:

„Sie beruhen auf der krassen politischen Unbildung unseres Volkes, dem Mangel jeglichen eigenen ernsten Nachdenkens über Fragen des öffentlichen Lebens, das natürlich ausgeschlossen ist, wo nicht einmal seine Grundlagen richtig bekannt sind. Der Unwissende fällt jeder Agitation zum Opfer. Und das ist das andere: es gibt nichts Großartigeres als die Organisation der sozialdemokratischen Propaganda. Sie zeigt sich nicht bloß alle paar Jahre einmal, wenn die Wahlen sind, sondern unablässig und nach einem einheitlich geleiteten Feldzugsplan wird das deutsche Volk von der Berliner Zentrallei-

tung aus mit einem Meer von Kalendern, Broschüren, Flugblättern überschwemmt; in regelmäßigen Abständen werden Volksversammlungen gehalten, treten Redner und Agitatoren auf; die sozialdemokratische Presse ist in ständigem Wachstum."

In einem einzigen Jahr (1909-10), berichtet Schairer, habe die Sozialdemokratie 23 Millionen Flugblätter und 2 1/2 Millionen Broschüren verteilt. Daran solle sich der politische Liberalismus ein Beispiel nehmen:

„Warum sorgt er nicht für bessere politische Erziehung der Wähler? Warum gelingt es ihm nicht auch, lokale Organe in seinen Dienst zu stellen? Warum organisiert er nicht auch in großem Maßstab eine unablässige Aufklärungs- und Bildungspropaganda mit Broschüren, Kalendern und Flugblättern? Wahrhaftig, wir haben noch viel zu lernen von unseren Gegnern".

Und Schairer benützt die Gelegenheit, die Reklametrommel für die Aufklärungsschriften Dr. Ohrs und seines „Nationalvereins" zu rühren:

„Wer da weiß, was für die Zukunft des Liberalismus und sagen wir ruhig: für die politische Zukunft unseres deutschen Volkes notwendig ist, der kann diesem Unternehmen und dem Nationalverein für das liberale Deutschland nur alles Gute und viele Mitglieder wünschen".[27]

Begegnung mit Naumann

Inzwischen hatte Schairer gehört, daß Friedrich Naumann nach einem neuen Assistenten Umschau hielt. Sein bisheriger Privatsekretär, Theodor Heuss, war gerade als Chefredakteur an die Heilbronner „Neckar-Zeitung" berufen worden. Schairer sucht eine persönliche Begegnung mit Naumann, um seinem Interesse an der Stelle Nachdruck zu verleihen. Der Besuch des nationalsozialen Führers in Stuttgart im September 1912 bietet dafür eine zwanglose Gelegenheit. Schairer schilderte den denkwürdigen Abend in einem Brief an seine Verlobte:

„Der Beginn des Vortrags (Liberalismus und Weltpolitik) war auf 1/2 9 Uhr angesagt. Schon vor 7 Uhr drängten die Menschen vor der geschlossenen Saaltür in der Liederhalle; ich war wohlweislich auch darunter. Um 1/2 8 Uhr war der Saal besetzt, um 8 Uhr gefüllt, um 1/2 9 Uhr gehutzelt voll.

Händeklatschen – Naumann tritt auf. Ein gewaltiger Bursche, einfach angezogen; großer Schädel, hängender blonder Schnurrbart, graugemischte Haare. Er stürzt ein paar Gläser Wasser hinunter und tritt an das Pult. Seine Stimme klingt nicht gerade schön, was zuerst etwas beeinträchtigt, doch ist sie auch nicht unsympathisch, und bald dachte man nicht mehr an sein Organ.

Er sprach zwei Stunden, fließend wie ein Wasserfall, klar, lebendig, und in so vollendeten Sätzen und Wendungen, daß man die ganze Rede unverändert schreiben könnte, dann wäre sie auch zum Lesen ein künstlerischer Genuß, wie sie es doppelt zum Anhören war; weil man da sozusagen zusehen konnte, wie das Kunstwerk aus seiner Seele herauskam und in die Wirklichkeit hineinsprang.

Ich dachte gleich: das ist ein Dichter, ein Künstler, ein Übermensch. Die zwei Stunden waren herum wie Minuten. Ohne Feuerwerk am Schluß, mit einer kurzen Wendung hörte er auf und trat ab. Der große Beifall von etwa 2000 Personen rührte ihn nicht – das wird ihm nichts Neues sein –; er ließ seine Blicke ein paarmal umherrollen, wie er es auch am Anfang gemacht hatte, mit einem dämonischen Ausdruck, möchte ich sagen, wie ein Herrscher, der auf seine Völker herabsieht. Es muß auch ein merkwürdiges Gefühl sein, so viele Menschen hinzureißen. (Es war während der ganzen Rede so still wie in der Kirche um Mitternacht).

Der Schwarm verlief sich – und ich begann mich an ihn heranzumachen. Er war schon von einem anderen jungen Mann angeranzt, der ihm offenbar eine Bitte vortrug; ich trat ganz nahe und faßte ihn ins Auge, wobei ich etwas Herzklopfen konstatierte. Du darfst schon klopfen, dachte ich, da hörte ich ihn sagen: ‚Ich will sehen, war ich für Sie tun kann,' und er ging an mir vorüber, einem Nebenzimmer zu. Nun schloß ich mich an, und der Vorstand der Stuttgarter Volkspartei, ein komischer kleiner Kerl, nannte ihm meinen Namen. Er gab mir die Hand: ‚So, sind Sie da, kommen Sie nur mit.'

Als wir in dem Zimmer waren, ließ er sich in einen Sessel fallen, schnaufte und bat die andern vorhandenen Herrschaften, ihn einige Minuten in Ruhe zu lassen, bis „das Fahrzeug sich beruhigt habe". Mich aber lud er freundlich ein, Platz zu nehmen, worauf ich etwa fünf Minuten mäuschenstill bei ihm saß und ihn nur verstohlen beobachtete. Er atmete schwer mit halbgeöffnetem Mund und zog zwischendurch an seiner Zigarre. Dann fing er an zu fragen, bis wann ich fertig sei mit meiner Doktor-Arbeit, wie das Thema eigentlich heiße, wie lang ich in R. [Reutlingen] gewesen sei. Er sagte, es wäre ihm am liebsten,

wenn ich Mitte November kommen wolle. Wenn ich Zeit hätte, solle ich mich vorher ein wenig über die Frage der Arbeitslosigkeit informieren ... Er scheint auf diesem Gebiet etwas arbeiten zu wollen, und ich soll wahrscheinlich die Aufgabe haben, ihm das Material zuzutragen ..."[28]

Die Doktorarbeit

Die Dissertation war, wie Schairer in einem Brief an Blaich bemerkt hatte, seine „böseste Sorge". Die ursprünglich von ihm vorgeschlagenen Themen, Jakob Friedrich Fries oder Henri Bergson, hatte sein Doktorvater abgelehnt, da Schairer sich in Kant nicht genügend auskenne. „Ich habe allmählich" – ruft er verzweifelt – „eine krankhafte Angst vor diesem dalketen und verbutteten Entdecker der reinen Vernunft und ihrer Grenzen und zucke zusammen, wenn ich nur den Namen höre. Der Schlag soll ihn rühren."[29]

Schließlich findet er ein Thema, das in Tübingen gnädig aufgenommen wird: Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791) als politischer Journalist. Aber seine überentwickelte Selbstkritik macht die Sache zu einem Hindernisrennen. „Ich sitze immer noch zu Hause und schustere an meiner Arbeit über Schubart", schreibt er seinem Freuend Blaich. „Die eminente Energielosigkeit dieses Herren muß mich angesteckt haben, denn ich komme nicht recht vorwärts. Zwar habe ich jetzt 120 Seiten vollgeschmiert und die Schreibmaschine ist bereits in Tätigkeit; aber nun meine ich, daß das Zeug ein Schafscheiß ist (Exküse), und daß es am besten wäre, ich finge von vorne an. Oder von hinten? Was dasselbe ist. Hie und da beginne ich zu zweifeln, daß ich ein brauchbarer Mensch bin, und neige zur Verneinung. Natürlich ist das ein Blödsinn, aber Sie sehen: das ist es ja eben. Circulus vitiosus – Psychoneurose ..."[30]

Dennoch: die Aussicht, für Naumann zu wirken, befeuert die Arbeit. Am 1. November 1912 zieht er nach Berlin, „mit der Absicht, den verfluchten Doktor hier vollends nebenher zu machen". Naumann hatte darauf bestanden, „dann erst will er mich anstellen, und zwar als Privatsekretär, inzwischen will er mir soviel Geld vorstrecken als ich eben brauche". Schairer hat sich vorgenommen, „mich auf Gnade und Ungnade Naumann zu verschreiben".[31]

Die Dissertation ist Anfang 1913 fertig, Schairer wird promoviert, trotzdem bleiben seine Selbstzweifel: „Eine Steigerung des Selbstgefühls, wie sie bei solchen Anlässen sonst beobachtet wird, ist unter dem Einfluß des philosophischen Hutes bei mir bis jetzt noch nicht eingetreten. Im Gegenteil: ich habe einen Kater, dessen zureichenden Grund ich nicht zu finden vermag. Ist es ein weltschmerzlicher Rückfall ob des akademischen Humbugs?"[32]

Humbug? War es Schairer wirklich ernst damit? Seine Schubart-Studie wenigstens ist, trotz aller Eile ihrer Entstehung und aller Skurpel ihres Autors, ein Meisterwerk historischen Verstehens und psychologischer Sensibilität. Sie vereinigt Sympathie mit dem Herausgeber der „Deutschen Chronik", der wegen seines journalistischen Freimuts volle zehn Jahre auf der Festung Hohenasperg saß, und ein distanziert wägendes Urteil über den Zickzackkurs seines Helden. Schairer zitiert Schubarts Diktum „Unter allen kriechenden Kreaturen des Erdbodens ist der Zeitungsschreiber die kriechendste", verweist aber erklärend auf den lähmenden Druck der Pressezensur des achtzehnten Jahrhunderts. Und auch darauf, daß Schubart selbst immer wieder zu Kompromissen, Verschleierungstaktiken und selbst lügenhaften Ausreden gezwungen war. „Wie viele Gedanken drängen sich bei diesem Anlasse in meiner Seele; aber ich bin ein Deutscher und – schweige", heißt es einmal in seiner „Chronik". Er mußte Fabeln und Histörchen erfinden oder Ereignisse, die sich in Deutschland abgespielt hatten, unter der Spitzmarke „Aus einer morgenländischen Zeitung" berichten. Konsequent blieb der frühe Leitartikler in seinem Hauptkriterium für jede Regierungsform: „die Wohlfahrt des Volkes, die nicht denkbar ist ohne seine Freiheit". Konsequent auch in seiner Forderung der Toleranz gegenüber den Juden. In Religionssachen war er widersprüchlich: ein Ungläubiger im kirchlichen Sinne, daneben aber ein Abergläubiger, ein Mystiker und Okkultist. Er argumentierte einmal für, dann gegen die Pressefreiheit. Die Ideen der französischen Revolution unterstützte er, solange die Bewegung innerhalb der Grenzen Frankreichs blieb; sobald sie auf die andere Seite des Rheins übergriff, schwenkte er um.

„Hinter seiner Journalistik" – schreibt Schairer – „steckt kein System, keine Philosophie ... Er behandelt seinen Stoff von Fall zu Fall, und zwar mit der ganzen Naivität eines Cholerikers. Eine Zeitung wie diese Schubartische Chronik kann deshalb sozusagen das Binden nicht recht vertragen; jede

Nummer will für sich genommen sein. Heute lobt der Verfasser und ist ganz Feuer; morgen hat er eine Kehrseite entdeckt und poltert los: so geht es ihm bei allen Dingen, die ihre zwei Seiten haben. Und da fehlt dann allerdings die Vermittlung, der Ausgleich – dazu will es bei Schubart nicht reichen. Das ist die Tragik dieses Charakters, die seinem Leben alle Stetigkeit raubte und es für ihn selber wie seine Chronik auseinanderfallen ließ in einzelne Stücke ohne rechten Zusammenhang".[33]

Übrigens steht am Anfang der Studie eine Bemerkung, die als ein persönliches Bekenntnis des Journalisten Erich Schairer gelten darf:

„Schriftstellerisches Talent und politischer Sinn genügen (nun freilich) noch nicht, um einen Journalisten zu machen wie er sein soll. Sie sind conditio sine qua non; aber der eigentliche Wert in diesem Berufe hängt ab von einem moralischen Ingrediens: von der Liebe zum Leser. Sie erst gibt dem Redakteur das Gefühl der Verantwortlichkeit, das ihn über rein formelle Leistungen hinauszuheben vermag; wer kein Volksmann im besten Sinne ist, der lasse die Hand von der Feder. Und hier können wir behaupten: diese dritte und krönende Gabe war unserem Schubart in vollendeter Fülle verliehen. Wenn sein Leben und seine eigene Lebensbeschreibung es uns nicht selber so manchmal sagen würde, wie wohl es ihm unter dem Volke war und wie ferne es ihm lag, den gemeinen Mann zu verachten, auch wenn er in hohen und höchsten Kreisen verkehrte: so müßten seine Volkslieder Zeugnis ablegen, die den Beweis ihrer Echtheit geliefert haben und heute noch schön sind, während uns seine Oden und geistlichen Gedichte fast alle ungenießbar erscheinen, so müßte seine Prosa, wo sie ungekünstelt auftritt, die Stimme erheben und zeigen, daß er wie Luther aus dem Borne des Volkes zu schöpfen gewohnt war. Wie charakteristisch für Schubart ist auch von dieser Erwägung heraus der bekannte Zug, daß er seine Zeitung nicht daheim am Pulte verfaßte, sondern im Wirtshaus niederdiktierte, mitten im Lärm der Gesellschaft und trotzdem ungestört!"[34]

Noch heute ist Schairers Werk das beste Buch über Schubart. „Donnerwetter, das laß ich mir gefallen!" schrieb Blaich ihm nach der Lektüre. „Ich habe in meinem Leben noch keine Dissertation von vorne bis hinten mit so viel gleichbleibendem Interesse gelesen wie die Ihrige!" Was ist das (von der Persönlichkeit Schubarts abgesehen) für ein Zeitbild! Was für ein Exempel für den Satz von der ewigen Wiederkehr! . . .[34a]

Mit Naumann und Ernst Jäckh

Seit seiner Promotion ist Schairer, wie vereinbart, in Berlin als Privatsekretär Friedrich Naumanns tätig. Auch sein persönliches Leben nimmt eine positive Wendung: am 27. Mai 1913 heiratet er seine Verlobte Helene Lutz, die Tochter eines Apothekers aus dem hohenlohischen Öhringen.

Sein Enthusiasmus für die politische Linie seines Chefs ist unbeschränkt. „Friedrich Naumann ist der populärste und markanteste Demokrat der gegenwärtigen deutschen Entwicklung", urteilt er verklärt. „An seinen Namen knüpft sich der ganze neue Kurs, den der Liberalismus in der jüngsten Geschichte eingeschlagen hat: die Richtung nach der sozialen Reform auf der einen und der nationalen Machtpolitik auf der anderen Seite".[35]

Daß Naumann sich mit seiner Apologie der „nationalen Machtpolitik" auf eine schiefe Ebene begeben hatte, war Schairer damals ebensowenig klar wie tausenden anderen Anhängern des ehemaligen „Rauhen Haus"-Pastors. Für sie alle war das sozialpolitische, ja sozialistische Engagement Naumanns wichtig, auch hatte die Unzweideutigkeit imponiert, mit der er sich von Adolf Stoecker und seiner antisemitischen Hetze abgesetzt hatte. Schairer war außerdem tief beeindruckt durch „die Naumannsche Idee vom großen Linksblock, von der geeinten deutschen Linken, deren Verwirklichung er selber als den letzten und höchsten Wunsch seines Lebens bezeichnet".[36]

Die imperialistische Komponente im erstrebten Amalgam „Demokratie und Kaisertum" brachte Naumann schon früh in die Nachbarschaft des Alldeutschen Verbands. „Man hat uns Flottenschwärmer genannt, mich speziell als 'Marinepfarrer' bezeichnet. Das schadet nichts! Unsere reichsdeutsche Volkszukunft liegt tatsächlich auf dem Wasser." So bekennt Naumann bereits vor der Jahrhundertwende.[37] Und: „Weil wir den Sozialismus politisch stärken wollen, sind wir für Vaterland, Kaisertum und Flotte."[38]

Gestützt wurde Naumann vor allem durch zwei enge Freunde. Paul Rohrbach[38a], ein Balte, verfocht die Idee der Verdrängung Rußlands aus Osteuropa. Der Schwabe Ernst Jäckh, Orientalist und Vorgänger von Theodor Heuss an der Heilbronner „Neckar-Zeitung", war der Pionier der „Bagdad-Achse". Zusammen gaben die beiden „Das Größere Deutschland"

heraus, eine „Wochenschrift für Deutsche Welt- und Kolonialpolitik".[39] Naumanns Mitteleuropa-Idee, später voll entwickelt in seiner Schrift von 1915, komplementierte den imperialistischen Zirkel. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs befürwortete er die Aufteilung Belgiens und den Anschluß der flämischen Gebietsteile an Deutschland, und noch Mitte 1916 schwärmte er von kolonialer Expansion.[40]

Aus der Sicht des Historikers stellt Veit Valentin fest: „Friedrich Naumann steht geistesgeschichtlich zwischen Lassalle und Hitler".[41] Echos von Naumann und Paul Rohrbach findet er in der antibolschewistischen Kreuzzugsidee des nationalsozialistischen Ideologen Alfred Rosenberg, der ebenso wie Rohrbach Balte war.[42]

Dennoch: Für Schairer bedeutet die Zusammenarbeit mit Naumann einen aufschlußreichen Einblick in die Werkstatt eines führenden Politikers der Zeit. Zwischen den beiden Männern entwickelt sich ein freundschaftliches Verhältnis. Schairer begleitet Naumann häufig auf seinen Reisen und gewinnt sozial- und wirtschaftspolitische Erfahrungen, die für die Entwicklung und Schärfung seiner eigenen Konzeptionen wichtig werden.

Ein bedeutsames Betätigungsfeld erschließt sich ihm auch an Naumanns Wochenschrift „Die Hilfe", deren Redaktionsmitglied er wurde. Das Blatt hielt ein hohes Niveau. Die Beiträge des jungen Publizisten stehen Seite an Seite mit denen von Naumann, Theodor Heuss, Gertrud Bäumer, Wilhelm Heile und Julius Bab. Sein Ehrgeiz wurde dadurch ständig befeuert.

Bereits damals, 1913 und 1914, fühlt Schairer sich als Sprecher des kleinen Mannes, und zwar auf seine eigene, völlig undoktrinäre Weise. Typisch dafür ist ein Artikel über die Rolle der Werkbundbewegung, die sich der Förderung der Qualitätsarbeit in Handwerk und Gestaltung in Deutschland verschrieben hatte. Schairer stellt fest, „daß offenbar bis jetzt die aristokratische Auffassung des Werkbundsgedankens innerhalb des Werkbunds die herrschende ist" und daß sich zunächst nur die finanziell bessergestellten Schichten die propagierten Qualitätsprodukte leisten könnten. Aber wo der Sinn für Qualität vorhanden sei, liege in ihm die Gewähr, daß auch ganz einfache und billige Gegenstände von einfachen Händen solid und geschmackvoll hergestellt werden. „Es gibt nicht bloß die zwei Extreme: billig und schlecht, gut und teuer – es gibt auch ein billig und gut".[43]

In einem Kommentar über einen Delegiertentag des „Reichsvereins der

liberalen Arbeiter und Angestellten" Anfang September 1913 äußert er „starke Hoffnungen für die Sache der Arbeiter und die politische Linke". Hier begrüßt er den Anschluß der „liberalen Arbeiter" an die Fortschrittliche Volkspartei. Die Partei, bemerkt er, werde dem Reichsverein vielleicht noch viel Dank wissen: „Denn er bringt ihr den Mann, ohne den kein Fortschritt in Deutschland gemacht werden kann: den Arbeiter, und von ihm ergießt sich ein frischer Strom von Idealismus in die Adern der alten Partei des Glaubens an den Menschen. Das gibt dem Liberalismus neue Kraft, wenn die Hungrigen, die Kämpfenden, die Sehnsüchtigen wieder in Massen in seine Reihen treten; mit den Satten und Zufriedenen ist nichts anzufangen. Es besteht nun einmal die psychologische Ironie in der menschlichen Gesinnung, daß nur die opferwillig sind, die selber darben". Zum Schluß mahnt Schairer: „Hoffentlich läßt sich die Fortschrittspartei von ihren jüngsten Mitkämpfern anstecken und mitreißen, ehe deren Wille gelähmt und ihr Feuer gedämpft wird. Denn sie soll sein und ist Volkspartei, nicht Klassenpartei oder Honoratiorenpartei. Es lebe die Linke!"[43a]

Auch sein Talent zur prägnanten politischen Glosse schärft Schairer in dieser Zeit. So in der folgenden Notiz der „Tagebuch"-Rubrik der „Hilfe"

„Eine Entweihung. Die Deutsche Tageszeitung berichtet, daß das berühmte Mitglied des Deutschen Theaters in Berlin, Friedrich Kayssler, bei der Märzfeier des sozialdemokratischen Wahlvereins mitwirken werde. Sie bemerkt dazu: 'Wir glauben, daß zahlreiche Freunde dieses angesehenen Künstlers die Nachricht nur mit **Befremden und Bedauern** lesen werden.' – Es ist wahr, so tief hätte Herr Kayssler nicht sinken sollen. Wie konnte er nur vergessen, daß die Bühnenkunst in Deutschland eigentlich und ursprünglich nur dazu da ist, bessere Herrschaften vor dem Souper zu amüsieren? Wenn aber einer von denen, die die Ehre haben, Spaßmacher für die Creme der Gesellschaft sein zu dürfen, zwischendurch zur Hefe des Volkes herabsteigt, zu den vaterlandslosen Gesellen, wie wird er nachher wieder vor dem Parkett des Deutschen Theaters auftreten können?"[43b]

Die Jahre an der „Hilfe" ließen den Redakteur und Journalisten heranreifen. Hier zeichnen sich bereits Schairers Qualitäten ab: die glasklare Analyse und die ätzende Satire des Kämpfers.

Als Naumann ein großes Nachschlagewerk, das „Deutsche Staatslexikon", plante, war es natürlich, daß er Schairer zum Schriftleiter ernannte. Wie Theodor Heuss berichtet, war Naumanns Vorbild das „Staatslexikon"

von Rotteck-Welcker, das im 19. Jahrhundert die politische Gesinnung mehrerer Generationen beeinflußte. Ein Zirkular an die Mitarbeiter des geplanten Werks sprach vom „Standpunkt einer liberalen Gesamtanschauung". „Das Deutsche Staatslexikon hat die Absicht, den politischen Willen zu stärken. Es dient der kommenden deutschen Linken". Als Umfang waren zwei Bände mit je fünfzig Bogen vorgesehen.[43c] Das provisorische Stichwörterverzeichnis lief von „Adel" bis zu „Zweikampf". Die Mitarbeiterliste war eine Versammlung politischer und wissenschaftlicher Prominenz: neben den führenden Liberalen Ernst Bassermann, Gertrud Bäumer und Gustav Stresemann standen Sozialdemokraten wie Ludwig Frank, Eduard David und Carl Legien, der Pazifist Ludwig Quidde, Juristen wie Franz von Liszt und Nationalökonomen wie Max Weber.

Aber dann brach der Erste Weltkrieg aus, und Naumann mußte das Unternehmen abblasen. „Wenn der Sturm vorbei sein wird, greifen wir aufs neue zur gemeinsamen Arbeit, so Gott will und wir leben" erklärten Naumann und Schairer in einem Schreiben an die Mitarbeiter.[44] Aber es kam nicht dazu. Naumann starb schon kurz nach dem Kriegsende, und sein Privatsekretär betrat völlige neue Bahnen.

Der junge Publizist wird von der Turbulenz der Zeit hin- und hergeworfen. Drei Monate lang, vom Oktober 1914 bis Anfang 1915, ist er Redaktionsmitglied der „Neuen Hamburger Zeitung". Seine Artikel sind während dieser Tage so hurrapatriotisch laut, selbstsicher und kurzsichtig wie die der meisten deutschen Tageszeitungen. „Der hundertste Tag des großen Krieges" veranlaßt ihn zu dem Kommentar: „Ein Weltkrieg, wie ihn alte Sagen prophezeien, ist aus dem Kampf geworden, den uns unsere Feinde aufgezwungen haben. Wir werden aushalten bis zum äußersten, und unserem gewaltigsten und übermütigsten Feind, der das alte Catowort parodiert und gesprochen: Germaniam esse delendam – ihm rufen wir ungebrochen und festentschlossen die Antwort hinüber: Nieder mit England!"[45] Und in dem deutschen Unterseebootskrieg sieht Schairer das Gegenüber von David und Goliath: „Es scheint sich in den unerwarteten Erfolgen der U-Boote ... ein altes Gesetz zu erfüllen, daß die Beweglichkeit des Kleinen schließlich immer siegreich bleibt gegenüber der mehr oder weniger plumpen Masse des Riesen, daß Qualität stets die Oberhand gewinnt gegenüber der Quantität."[46]

Auch stützt Schairer die „Bagdad-Achse", deren Hauptrepräsentant Ernst Jäckh jetzt in Berlin einen mächtigen Einfluß ausübt. „Die Türken

sind (also) unsere Freunde, weil sie die Todfeinde unserer Gegner sind". bemerkt er. „Sie sind es in einem viel tieferen Sinne, weil ihre Interessen die unseren sind. Ein russisches Konstantinopel wäre für Österreich-Ungarn und damit für uns eine Existenzbedrohung, und ein englisches Mesopotamien würde unsere ganze gewaltige wirtschaftliche Zukunftsarbeit, die sich in dem Wort 'Bagdadbahn' begreift, in Frage stellen, ja vernichten ... Uns und den Türken zu Nutze –: ohne die Bagdadbahn könnte die Türkei nicht losschlagen!"[47]

Wahrscheinlich verfolgte dieser Artikel auch einen persönlichen Zweck. Denn Schairer hatte bereits im August 1914 bei Ernst Jäckh wegen einer neuen Stelle angeklopft. Damals hatte Jäckh geantwortet: „Ich weiß im Augenblick nichts für Sie: es ist alles erst im Werden. Ich selbst habe jetzt täglich regelmäßig im Auswärtigen Amt und im Reichsmarineamt Dienst ..." Naumann hatte dem Schreiben seines Freundes die handschriftliche Bemerkung hinzugefügt: „Warum kommen Sie nicht einfach zu uns? Das ist doch Ihre selbstverständliche Stelle!"[48]

Warum Schairer der Aufforderung nicht folgte, ist nicht bekannt. Jedenfalls holte Jäckh ihn dann im Januar 1915 als Privatsekretär und de-facto-Geschäftsführer seiner Deutsch-Türkischen Vereinigung, im Frühjahr 1914 unter dem Vorsitz Karl Helfferichs gegründet, jetzt als offiziöses Instrument der deutschen Orientpolitik dienend. Das Büro der Organisation befand sich am Schöneberger Ufer in Berlin. Als Ehrenmitglieder standen an der Spitze der kaiserliche türkische Kriegsminister Enver Pascha,[49] Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz, der kaiserliche türkische Botschafter in Berlin Grosswesir Hakki Pascha, der Marschall Liman von Sanders und der General Mahmud Mukthar Pascha. Zum Vorstandsgremium gehörten neben Jäckh der Direktor der Deutschen Ostbank Berlin, Dr. Alexander, der Direktor der Nationalbank für Deutschland, Dr. Hjalmar Schacht, und der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, Albert Ballin.

Für Schairer bedeutet die neue Assoziation die Bekanntschaft mit der Türkei, ständig wachsend durch eine Reihe von Besuchen in Konstantinopel an der Seite Jäckhs, für die Organisation die Gewinnung eines Propagandisten, der überzeugt in die chauvinistische Kerbe haut. Schairer versorgt die deutsche Presse mit glühenden Hymnen auf die Deutsch-Türkische Vereinigung. Er spricht von dem „großen Krieg, bei dem eine Welt von Gegnern Deutschland und Österreich-Ungarn zu vernichten

trachtet, die Türkei aber entschlossen und freudig ihr Schwert zugunsten der Mittelmächte in die Schale warf, um ihr Los an das ihre zu ketten, um mit ihnen zu kämpfen und zu siegen". Stolz berichtet er, daß „Ihre Majestäten der Deutsche Kaiser und der Sultan" seinerzeit die Gründung der Organisation durch einen Depeschenwechsel begrüßt haben und daß für Konstantinopel ein „Haus der Freundschaft" geplant wird als „eine Stätte segensreichen Kulturaustausches und fruchtbarer Anregung für das waffenbrüderlich verbundene türkische Volk".[50]

In einem Aufsatz „Ein deutsch-türkisches Wirtschaftsprogramm" kommt Schairer der Realität weit näher. Darin schreibt er, der deutsche Kaufmann und Industrielle habe „begonnen, sich mit den wirtschaftlichen Zukunftsfragen der Levante zu beschäftigen und für seinen vielfach zwangsweise brachliegenden geschäftlichen Tätigkeitsdrang etwas wie Morgenluft aus den Ländern des Orients zu wittern". In der Türkei scheine sich „gewissermaßen automatisch und fast mühelos ein neues Absatz- und Austauschgebiet von gewaltigem Umfang und größter Fassungkraft zu eröffnen, ein handelspolitisch nahezu jungfräulicher Boden, der bei energischer Bearbeitung doppelt und dreifach Frucht bringen muß". Schairer begrüßt „die glückliche weltpolitische Entwicklung, die zwischen Deutschland und der Türkei alle Schranken und Vorurteile beseitigt und neues Vertrauen gesät hat und die dem deutschen Kaufmann eine selten so vollkommene Gelegenheit bieten müßte, fremden Wettbewerb dauernd aus dem Felde zu schlagen". Das zu erschließende Gebiet sei dreimal so groß wie Deutschland, und dies, setzt Schairer mit Emphase hinzu, „ohne die Hinterländer in Asien und Afrika, die noch kühnere Wünsche auftauchen lassen".[51]

Schairers Zukunftsbetrachtungen laufen aber noch in andere Richtungen. Ganz im Sinne Naumanns propagiert er „die Notwendigkeit eines zusammenhängenden Wirtschaftskörpers auf dem europäischen Festland". Es sei „nicht einmal notwendig, daß Deutschland und Österreich in einen faktischen Zollverein eintreten, was ängstliche Gemüter immerhin mit Besorgnissen um die Erhaltung der politischen Vollselbständigkeit beteiligter Staaten erfüllen könnte; es genügt ein Vertrag über die einheitliche Wirtschaftspolitik nach außen hin".[52]

Für die deutschen Kolonisten Rußlands, die sich durch die russischen Grundenteignungsgesetze „vor die Wahl zwischen Sibirien, Amerika und ihrer alten Väterheimat" gestellt sehen, schlägt Schairer als „einzige, aber

nahezu vollkommene Lösung" vor: „eine Erweiterung unserer Ostgrenzen durch baltisches, litauisches oder polnisches Gebiet".[53]

Auch weiter nach Norden schweift sein Blick. In der Besprechung eines geopolitischen Werks von Rudolf Kjellen heißt es zunächst: „Erst wenn es auch gelungen ist, den fehlenden Zusammenhang des Mutterlands mit den Kolonien im heißen Erdteil herzustellen, dieselben untereinander zusammenfügen – dann wird das Endziel erreicht sein, zu dem dieser große blutige Krieg uns näher oder ferner hinführen wird". Schairer zitiert dann Kjellens Feststellung „Das Programm Elbe-Euphrat ist nur der Teil eines großen Programms Elbe-Äquator" und ergänzt den „vorsichtigen neutralen Beobachter" folgendermaßen: „Es wird vielleicht dereinst als eine Aufgabe der deutschen Diplomatie erscheinen, in dieses Programm auch den uns stammesverwandten germanischen Norden hereinzubeziehen, der jetzt noch kühl oder spröde abseits steht. Wir wollen das Wort aussprechen: vom Nordkap bis zum Äquator".[54]

„Reklamiert"

Schairer hatte sich zu Beginn des Kriegs sofort freiwillig gemeldet, war aber zunächst nicht eingezogen worden. Seine erste Einberufung zum Heeresdienst erfolgte 1915. „Ich bin bereits Stubenältester geworden, das ist die erste Stufe zum General", berichtet er seiner Frau am 1. Dezember 1915 aus Beeskow in der Mark.[55] Aber bereits am 2. Dezember reklamiert der Unterstaatssekretär Zimmermann vom Auswärtigen Amt Schairer in einem dringlichen Schreiben an das Kriegsministerium: Schairers „Tätigkeit und Fleiß" habe die bisherigen Erfolge der Deutsch-Türkischen Vereinigung bewirkt und sei für deren notwendige Entwicklung eine „unergänzliche [sic!]Voraussetzung". Wenn „diese nationale Arbeit nunmehr in sich zusammenfallen würde, so würde damit eine schwere Schädigung der politischen Interessen des Reichs eintreten, die gerade jetzt vermieden werden sollte, wo die Erfolge der deutsch-türkischen Waffenbrüderschaft auch kulturell und wirtschaftlich auszubauen und zu sichern sind, wie das auch der türkische Kriegsminister Enver Pascha in einer Depesche an S.M.

den Deutschen Kaiser als ausdrücklichen Wunsch der türkischen Regierung formuliert hat".[55a]

Der Erfolg der Intervention war prompt. Nach einigen Wochen wurde Schairer entlassen. Die nächste Einberufung erfolgte erst wieder im Sommer 1918. In der Zwischenzeit wirkte der Publizist hektisch in mehreren Richtungen.

Spatenstich zur Zeitungsreform

Schairer heulte damals nicht nur mit den imperialistischen Wölfen. Er war nicht nur ein Wortführer des „Griffs nach außen". Fast noch mehr als die Gegenwart des Kriegs beschäftigte ihn der Gedanke an den kommenden Frieden. Die Zeit hatte das gesamte öffentliche Leben Deutschlands aus den Fugen gehoben. Der Frieden mußte soziale Reform bringen. Besonders auch eine Reform der Presse. Bei Kriegsausbruch 1914 hatte es in Deutschland rund 4000 Zeitungen gegeben. Innerhalb der ersten fünf Monate war die Zahl bereits um 800 geschrumpft. Die auf der Strecke gebliebenen Blätter waren Opfer des kriegsbedingten Inseratenschwunds. Schairer folgerte, daß die Abhängigkeit der Presse vom Anzeigenteil ein Grundübel sei, das Chaos mit sich bringe und dringender Aufmerksamkeit bedürfe.

Aus seiner Reutlinger Zeit erinnerte er sich an das dort erscheinende „Amtsblatt", das in einem gewissen Sinn die Tradition der „Intelligenzblätter" des achtzehnten Jahrhunderts erfolgreich weiterführte; es vereinigte öffentliche und private Anzeigen, erschien viermal wöchentlich und wurde gegen 6 Pf. Bestellgeld monatlich an jeden Haushalt abgegeben. Einige Dutzend anderer deutscher Städte unterhielten ähnliche Zeitungen. Warum sollte man also nicht städtische Inseratenblätter in einem breiten Maßstab schaffen? Konnte diese Idee nicht der Angelpunkt einer kommenden Pressereform sein?

Mit Energie warf Schairer sich auf das Thema. Er studierte die dazu vorliegenden Publikationen, bat viele Blätter um statistische Informationen. Der Nationalökonom Karl Bücher, der 1916 das Institut für Zeitungskunde in Leipzig gegründet hatte, trat ihm mit wichtigen Hinweisen zur Seite und

erklärte sich bereit, Schairer seine „Zeitschrift für die Gesamte Staatswissenschaft" für eine Auseinandersetzung mit dem Problem zur Verfügung zu stelllen. In einigen Monaten beendete Schairer die Arbeit.

Unter dem Titel „Städtische Inseratenblätter" schildert er mit großer Präzision die historischen Ursprünge und die Situation der neuen, von den seinerzeitigen so verschiedenen Blätter. Er deutet auf die Entwicklung des Inserats als „das wirksamste und gebräuchlichste Marktinstrument", auf das „Anschwellen der Anzeigenseiten auf Kosten des Textteils der Zeitungen" und die gleichzeitige „folgenreiche innere Verschiebung in der geschäftlichen Organisation der Zeitungsunternehmung, indem die finanzielle Bedeutung des Inseratenwesens mehr und mehr in den Vordergrund tritt und den verhältnismäßigen Anteil der Bezuggelder im gesamten Einnahmeetat herabdrückt". Schairer zitiert ein Wort Karl Büchers, der Zeitungsunternehmer verkaufe nicht mehr so sehr neue Nachrichten an den Leser als vielmehr „die Publikationskraft seines Blattes an jedes zahlungsfähige Privatinteresse".

Keine Zeitung, erklärt Schairer, könne bei den „lächerlich geringen Abonnementspreisen" ohne Inserate leben. Aber über die Deckung der Unkosten hinaus werfe das Inseratenwesen den mittleren und großen Blättern noch einen recht erheblichen Geschäftsgewinn ab. Die Dividende des „Berliner Börsen-Couriers" für 1911 habe 13 Prozent, im Falle des „Schwarzwälder Boten" 42 Prozent des Aktienkapitals betragen. Typisch für das Inseratenblatt mit hohem Geschäftsgewinn sei die sogenannte Generalanzeigerpresse, „die bei unwahrscheinlich geringem Bezugspreis und möglichst entlastetem Redaktionskostenkonto, daher häufig äußerst minderwertigem Textteil, lediglich um der Inserateneinnahme willen besteht".

Die überwiegende Zahl der neueren Gemeindezeitungen enthalte, im Gegensatz zu den früheren Intelligenzblättern, keine privaten Inserate (Reutlingen gehöre zu den Ausnahmen); sie verdankten ihre Entstehung der Überzeugung der Gemeinden, daß das Veröffentlichen der amtlichen Bekanntmachungen in eigenen Blättern rentabler und bequemer sei als das Inserieren in privaten Zeitungen. Nach einer Analyse der Gemeindezeitungen von zwölf deutschen Städten kommt Schairer zu dem Ergebnis, daß solche Zeitungen von den Städten in eigener Verwaltung betrieben werden müßten. Auch sei die Aufnahme von Privatinseraten und tägliches Erscheinen nötig. Schairer weiß, ein Anzeigenblatt werde „nur von denen gelesen,

die etwas zu kaufen wünschen", private Nachrichtenblätter dagegen „werden gelesen, und die Inserate werden mehr oder weniger unabsichtlich mitgelesen und können ihre suggestive Kraft ausüben". Es sei der Erwägung wert, dem Beispiel eines Freiburger Blattes folgend einen lokalen und politischen Nachrichtenteil in die Gemeindezeitungen einzubauen.

„Daß den Städten aus dem Betriebe solcher Inseratenblätter namhafte Einnahmen erwachsen würden, dürfte ... außer Zweifel stehen", versichert Schairer, und er bezeichnet es als einen „ziemlich überwundenen Standpunkt", daß es der Würde von Behörden nicht entspreche, die Spalten amtlicher Organe mit Privatanzeigen zu füllen. „Man kann jedenfalls ebenso gut das Gegenteil behaupten, daß es nämlich eine wichtige und sachlich wie historisch tief begründete Aufgabe der Gemeinden sei, sich des Marktes anzunehmen, den Ausgleich von Angebot und Nachfrage zu überwachen und die Produktivität der Wirtschaft auf ihrem Gebiet zu steigern". Im übrigen spricht Schairer von der bedeutenden Rolle, die Gemeindezeitungen nach Kriegsende in der Arbeitsvermittlung spielen könnten.[56]

Schairers Artikel fand in vielen deutschen Rathäusern starke Beachtung. „Von dem Inhalte Ihrer Arbeit über Städtische Inseratenblätter habe ich mit großem Interesse Kenntnis genommen", schrieb der Verwaltungsdirektor der Stadt Mainz. „Die Arbeit leistet hier gute Dienste zu einer Zeit, die die Verleger der Zeitungen benutzen, von der Stadt eine beträchtliche Erhöhung der ihnen für die Veröffentlichung der städtischen Anzeigen seither bewilligten Pauschsummen ... herauszuschlagen ... Ich habe von jeher die Gründung eines städtischen Anzeigeblattes empfohlen. Vielleicht wird man dem Gedanken bei Ablauf des jetzt abzuschließenden Vertrags [mit den Zeitungen] näher treten".[57]

Die Tagespresse schwieg sich über Schairers Studie aus. Aber die Zeitungsverleger waren besorgt. In ihrem Fachblatt veröffentlichte Dr. Martin Mohr, der Initiator des Mitte der zwanziger Jahre an der Universität Berlin entstehenden Deutschen Instituts für Zeitungskunde, eine ausführliche Erwiderung. Mohr betonte die finanzielle Seite: „Bleibt der Gewinn gering, dann darf man einer Stadt nicht zumuten, einen so schwierigen geschäftlichen Apparat dafür in Bewegung zu setzen. Und ist das angeratene Unternehmen ein Risikobetrieb, der unter Umständen mit Verlusten und dann, wie es im Zeitungsgeschäft der Fall ist, mit großen Verlusten rechnen muß, dann darf man etwas Derartiges keinesfalls Gemeinden zur Verbesse-

rung ihrer Finanzen anempfehlen." Was den Arbeitsmarkt betreffe, so bediene sich ein großer Teil der Stellensuchenden nicht des Inserats; man würde sie also zur Insertion zwingen müssen. Und „höhere Gesichtspunkte geschichtlicher und kulturwirtschaftlicher Betrachtung" zeigten, daß „die Zeitung ... ein ungewöhnlich schwieriger und mit den vielseitigsten Ansprüchen belasteter Betrieb ist und darum am besten in Eigenbesitz verwaltet wird". Mohr spricht von einer „Gedankenlosigkeit", die manchmal von „recht gelehrten Leuten" begangen worden sei, die die Zeitung nur als ein „bequemes Profitgeschäft" betrachteten. Der Kulturwert auch der kleinen und mittleren Blätter im Lande sei neu entdeckt worden. „Darum haben am allerwenigsten die Städte ein Interesse daran, den Zeitungen, die so sehr zu ihre bürgerlichen Werten gehören, durch zweifelhafte Zeitungsgründungen lästig zu werden und sie in ihrer Schaffensfreude zu beengen."[58]

Aggressive Unterstützung erhielt Schairers Idee von dem damaligen Chefredakteur des „Düsseldorfer Tageblatt", der sogar noch einen großen Schritt weiter ging. Dr. Heinz Brauweiler forderte ein öffentliches Anzeigemonopol: „Das beste Mittel, die deutsche Presse ihren idealen Aufgaben zu erhalten, wird dies sein, sie unabhängig zu machen von dem überwuchernden Anzeigengeschäft, das der Korruption nur zu leicht Tür und Tor öffnen kann".[59]

Schairer griff den Artikel Brauweilers begeistert auf: „Das sind aus dem Mund eines Zeitungsredakteurs aufrechte und tapfere Worte. Es ist überhaupt das Bedeutsame gerade an dem Eintreten Brauweilers für ein Anzeigenmonopol, daß diese Forderung hier zum erstenmal öffentlich aufgestellt wird von einem Manne, der schaffend mitten im heutigen Zeitungswesen drin steht. Von Außenstehenden ist sie seit Abschaffung des preußischen Anzeigenmonopols im Jahre 1849 wieder und wieder erhoben worden, und zwar von Vertretern der verschiedensten Weltanschauungen und politischen Bekenntnisse."

Schairer zitiert Lassalles berühmte Rede von 1863, in der es heißt, in einem sozialdemokratischen Staat müsse „ein Gesetz gegeben werden, welches jeder Zeitung verbietet, irgendeine Annonce zu bringen, und diese ausschließlich und allein den vom Staate oder von den Gemeinden publizierten Amtsblättern zuweist". Er fand auch eine Reihe von anderen Stützen:

Heinrich von Treitschke: „Die moderne Presse trägt einen Januskopf. Ein tief gewurzelter Schaden neben der Anonymität ist die völlig unmorali-

sche Verbindung ihrer politischen Aufgabe, der Vertretung und Verbreitung bestimmter Parteigedanken, mit dem Inseratenwesen."

Robert Schmölder, hatte 1879 in seiner Schrift „Das Inseratenwesen ein Staatsinstitut" den „Schnitt mit dem Messer" verlangt, der „die Selbständigkeit des marktrechtlichen Inseratenwesens unter der Verwaltung des Staats wiederherstellt, der gleichzeitig auch die politischen Zeitungen wieder den politischen Parteien zuführen würde".

Karl Bücher 1915 über den Charakter des Anzeigenwesens als Markteinrichtung: „Vielleicht wird die kommende Generation dieses Verkehrsinstitut des geschäftlichen und sozialen Lebens ebenso in die öffentliche Obhut nehmen müssen wie die jetzige die Verstaatlichung der Eisenbahnen durchgeführt hat."

Schairer knüpft daran die Frage, ob die von Brauweiler und anderen aufgestellten Ziele nicht auch auf einem „weniger radikalen Wege" erreicht werden könnten:

„Als solchen habe ich in verschiedenen Arbeiten die Schaffung einer Anzeigenlizenz, eines Monopols in gemilderter Form, bezeichnet: eine Lösung, auf die in der Praxis auch das bis Mitte des 19. Jahrhunderts in Preußen und anderswo bestehende Anzeigenmonopol (‚Intelligenzmonopol') hinauslief. Die vom Staate bzw. den Selbstverwaltungskörpern zu gründenden Anzeigenblätter brauchten lediglich mit dem einen Privilegium bedacht zu werden, daß keine Anzeige in irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift erscheinen darf, die nicht zuerst im 'zuständigen' offiziellen Organ gestanden hat. Dadurch würde nicht das ganze Inseratenwesen der privaten Zeitungspresse entzogen, sondern nur ein namentlich aus den nur einmal erscheinenden Gelegenheitsanzeigen oder ‚kleinen Anzeigen' (den eigentlichen ‚Anzeigen') bestehender Teil, während zum mindesten das ganze große Gebiet der Reklame (deren Wesen ja eben die Wiederholung ist) den privaten Zeitungen und Zeitschriften nach wie vor verbleibe. Es würde also erreicht, daß im Haushalt der privaten Presse das Inserat zwar nicht verschwinden, aber nicht mehr die weitaus überragende Stellung von heute einnehmen würde; die Einnahmen aus Bezugsgeldern würden verhältnismäßig mehr in den Vordergrund treten als bisher, so daß die inseratenarmen Blätter von heute – und das sind vielfach gerade die charaktervollsten – wieder mit den ‚Generalanzeigern' und anderen ‚Inseratenplantagen' leichter konkurrieren könnten. Und andererseits würde zwar nicht der gesamte Ertrag des Anzeigenwesens, wohl aber ein respektabler Teil davon den öffentlichen Kassen zufließen. Die finanzielle Ausbeute aus einer derartigen Anzeigenlizenz würde noch erhöht werden können, wenn gleichzeitig die

Inseratenvermittlung staatlich monopolisiert werden könnte. Die Inseratenvermittlung befindet sich sowieso auf dem besten Wege zum privaten Monopol und für die Durchführung der Anzeigenlizenz wäre es eine große Erleichterung der Kontrolle, wenn die Annahme von Inseraten auch für private Blätter an staatliche Stellen gebunden wäre (etwa die Postanstalten)."[60]

Im selben Jahr, da dieser Aufsatz Schairers erschien, 1917, sandte er an das Reichsschatzamt eine Denkschrift zur Frage der Inseratenkontrolle. Ihr Text ist im Schairer-Familienarchiv nicht auffindbar. Erwähnt wird sie jedoch in einem Brief, den Schairer kurz nach Kriegsende, am 9. Januar 1919, an das Reichswirtschaftsamt in Berlin richtete.[61] Das erhaltene handschriftliche Konzept, offensichtlich in größter Eile hingeworfen, spiegelt die Erregung der Zeit. Es waren die Stunden der „Marneschlacht der deutschen Revolution", kaum eine Woche vor der Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs. Sozialisierung war ein geflügeltes Wort, in Millionen von Menschen brannte die Hoffnung auf eine durchgehende Reform Deutschlands noch in Weißglut, und Schairer wollte auf seinem Feld die Entwicklung mit beeinflußen. Es galt, keine Zeit zu verlieren.

Seine Ideen hatten sich im Zug der Ereignisse gewandelt. „Meiner früheren Betrachtung des Inseratenmonopols", schrieb er an das Reichswirtschaftsamt, „hätte ich heute korrigierend hinzuzufügen, daß es wohl nicht das Richtige ist, ein solches Monopol unter steuer-fiskalischen Gesichtspunkten zu werten, wie ich es auf dem Boden der kapitalistischen Wirtschaft getan habe". Der Staat könne gewiß, wenn er als Unternehmer von Inseratenblättern auftrete, einen erheblichen Teil des Gewinnes, der bisher aus dem Inseratenwesen in private Taschen geflossen sei, für sich abheben. Wichtiger aber sei der gemeinwirtschaftliche Gesichtspunkt der Beseitigung des unwirtschaftlichen Chaos im Inseratenwesen. Durch Kontrollierung oder Eingreifen könne viel Kohle, Papier, Druckerschwärze und Arbeit gespart werden. „Außerdem" – fügte Schairer hinzu – „könnte nicht bloß das Schundinserat beseitigt werden, sondern auch die Reklame für Güter, deren Herstellung und Verteilung nicht im Interesse der Gesellschaft liegt. Die Reklame als Bedürfnisreizer verdient m.E. alle Beachtung einer leitenden Wirtschaftsstelle, die darauf ausgehen muß, entsprechend der Knappheit an Stoffen die Bedürfnisse nach Möglichkeit zu unterdrücken statt zu reizen oder hervorzurufen. Hier widerstehen sich Gemeinwirtschaft

und Privatwirtschaft absolut. Je kleiner der Umsatz, desto besser für unsere Gesamtwirtschaft – freilich desto schlimmer für die betreffenden Privatwirtschaften".

„Sozialisierung der Presse"

Was Schairer hier skizzenhaft angedeutet hatte, erörterte er mit großer Deutlichkeit und Prägnanz in einer späteren Flugschrift. Sie hieß „Sozialisierung der Presse".[62] Sozialisierung, das macht er bereits in den ersten Zeilen klar, bedeutete für ihn „gemeinwirtschaftliche Regelung".

Bezeichnenderweise beginnt die Schrift mit einem Exposé über die Materialverschwendung der Presse. Die folgenden Ziffern werden verzeichnet: täglich Gesamtauflage der deutschen Presse (ohne Zeitschriften) 20 Millionen Exemplare; eine Zeitung auf jeden dritten Kopf der Bevölkerung; Jahresverbrauch 1910 nahezu 280000 Tonnen Rotationspapier, deren Herstellung 1,3 Millionen Raummeter Fichtenholz und 700,000 Tonnen Kohle erforderte. Hohe Materialkosten also und trotzdem ungewöhnlich niedrige Bezugspreise der Zeitungen: das „Berliner Tageblatt" zum Beispiel lieferte seinen Lesern 1915 insgesamt 9600 bedruckte Folioseiten für 24 Mark; 1917 lag bei nahezu der Hälfte der deutschen Zeitungen der Bezugspreis unter 6 Mark jährlich. Das Papier allein, bemerkt Schairer, dürfte den Verleger mehr kosten als den Abonnenten die ins Haus gelieferte fertige Nummer.

Und damit kommt er auf die Ursache der Verbilligung und Massenverbreitung der Tagespresse, das Inseratenwesen, genauer gesagt: die Reklame. Er zitiert ein Bekenntnis des vom Mosse-Verlag publizierten „Berliner Tageblatt" zum 50-Jahr-Jubiläum der Mosse-Annoncenexpedition: „Inserieren erschien den damaligen Kaufleuten (1867) nicht als sonderlich fair, jedenfalls nicht als vornehm. Große, solide fundierte Geschäfte jener Zeit nahmen den Standpunkt ein, daß eine Ware sich selbst empfehlen müsse ... Dauerinserate, insbesondere solche mit dem Beigeschmack der Reklame, waren verpönt ... Es bedurfte der Zähigkeit und Geschicklichkeit eines Mannes wie Rudolf Mosse, um die deutschen Geschäftskreise allmählich für die wahre Bedeutung des Inserates zu interessieren".

Es gebe, sagt Schairer, Zeitungen, die aus den Inseraten mehr als das Dreifache der Bezugspreise einnähmen. Das gelte vor allem für die „Generalanzeigerpresse", die er als „folgenrichtigste Ausgestaltung der modernen kapitalistischen Zeitungsunternehmung" bezeichnet. Für einen großen Teil der deutschen Zeitungen sei kein ernsthaftes Bedürfnis da, falls man dieses nicht in dem Streben des Verlegers nach Geschäftsgewinn sehe. Das Überwiegen des Inseratenwesens habe die Presse ihres Anspruchs beraubt, Mandatarin des öffentlichen Interesses zu sein. „Das Wohl der Allgemeinheit ist zahlungsunfähig", argumentiert Schairer sarkastisch, „und ein geschäftliches Unternehmen, wie es eine Zeitung nun einmal ist, nicht anders als eine Schnapsbrennerei oder eine Drahtzieherei ... strebt danach, möglichst hoch zu rentieren. Die Rente kommt vom Inseratenteil, und daher ist die Zeitung vom Inseratenteil abhängig."[63]

Gegenüber der beträchtlich gestiegenen Quantität des Textteils der Zeitungen sieht Schairer einen gleichzeitigen Niedergang der Qualität:

„Unsere heutigen Zeitungen sind zwar umfangreicher, berichten rascher, erscheinen häufiger als ihre Vorgängerinnen vor fünfzig oder hundert Jahren; aber besser sind sie nicht geworden, sondern viel schlechter. Und zwar sind es gerade größere und weit verbreitete Blätter, die dem unerzogensten und oberflächlichsten Unterhaltungsbedürfnis, der übelsten Sensationshascherei und noch schlimmeren Instinkten oft die größten Konzessionen machen. Gestehen wir es offen: das durchschnittliche kulturelle Niveau unserer Presse ist schlechthin beschämend. Und ihre Verbreitung, die Folge ihrer Billigkeit, ist deshalb kein Glück. Unser Volk ist um kein Haar verständiger, klüger, besser geworden, seit auf jeden dritten Kopf eine Zeitung entfällt. Wohl aber ist es oberflächlicher, gottloser, leichtfertiger geworden. Gibt es irgendwo einen Menschen, der ernsthaft von sich sagen könnte, er verdanke der Zeitung eine Förderung seiner sittlichen Persönlichkeit, seines sozialen Verständnisses, seiner geschmacklichen Erziehung, seiner Bildung, seiner Kenntnisse? Wird man nicht im Gegenteil feststellen müssen, daß die Zeitungen an der unglaublichen Kulturlosigkeit unserer Durchschnittsbevölkerung, an der Halbbildung so vieler 'Gebildeter', an der Verarmung der Gemüter, an der Leere der Köpfe und Herzen schuldig oder zum mindesten mitschuldig sind?"[64]

Damit kommt Schairer zu den Zentralpunkten: das Inseratenwesen muß reguliert, das geistige Niveau der Presse erhöht werden.

Es sei ein schwerer Fehler des „liberalen" Staats gewesen, daß er „das

Marktregal fallen ließ und das konsumierende Volk dem Ansturm der Produzenten und Händler schutzlos preisgab". Schairer stellt sich jetzt ohne Vorbehalt auf die Seite von Lassalle, Robert Schmölder, Treitschke, Karl Bücher und Heinz Brauweiler:

„Die Reduzierung der Anzahl der Zeitungen (und Zeitschriften) und die Einschränkung des Inseratenwesens nach Umfang und Inhalt ist aus wirtschaftlichen Gründen, namentlich wegen der Rohstoffknappheit, und, wie wir gesehen haben, um der Wahrung der Aufgabe der Presse willen dringend geboten. Das einzige Mittel, beides zugleich mit Sicherheit zu erreichen, ist die Wiedereinführung des Inseratenmonopols, wie es bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts in Preußen und anderen Ländern bestanden hat und nach seiner Aufhebung von kritischen Betrachtern des Zeitungswesens wieder und wieder gefordert worden ist... Die Handhabung des Inseratenmonopols wäre so zu denken, daß in jedem Kreis... ein einziges staatlich kontrolliertes Blatt als allgemeines Nachrichten- und Anzeigenblatt erschiene, mit der alleinigen Befugnis zur Veröffentlichung von Inseraten, deren Ausnahme überdies von ihrem volkswirtschaftlichen Wert und ihrer Wirkung auf die Volkswohlfahrt abhängig zu machen wäre. Ebenso wäre für jede Wirtschaftsgruppe nur einem einzigen Fachblatt die Befugnis zum Abdruck von Inseraten zu erteilen."[65]

Die „grundstürzende Umwälzung des Zeitungswesens", die sein Vorschlag mit sich bringen würde, wird von Schairer so summiert: bedeutende Erhöhung der Bezugspreise bei den inseratenlosen Zeitungen; starker Rückgang ihrer Auflagen; Eingehen vieler Blätter („besonders derjenigen, die es wegen ihre mangelhaften Inhalts verdienten"); Verzicht auf tägliches Erscheinen; Bildung von Abonnentengruppen: zwei, drei oder mehr Familien oder Einzelleser halten zusammen eine Zeitung („im Interesse der Papierersparnis auf alle Fälle wünschenswert"), Schairer nimmt an, daß „neben dem amtlichen Bezirksblättern in jeder Proviz Deutschlands ein halbes Dutzend inseratenfreier Parteiblätter oder ernsthafter politischer Blätter von irgendwelcher Eigenart bestehen bliebe".[66]

In der von ihm früher vorgeschlagenen Inseratenlizenz sieht er jetzt eine mögliche Zwischenstufe auf dem Weg zum Inseratenmonopol.[67] Den amtlichen Inseratenblättern werde die Aufgabe zufallen, die Leser nicht nur mit Nachrichten zu versorgen, sondern auch erzieherisch zu stimulieren. „Eine volkstümliche Presse, die von dem Bleigewicht der geschäftlichen Rücksichten befreit ist, wird sich erst wieder ihrer Verantwortung und

kulturellen Mission bewußt werden können: die Masse der Leser aufzuklären, zu bilden und zu erziehen." Das würde nach Schairers Vorstellung für alle Teile einer entkommerzialisierten Presse gelten.[68].

Auch die Flugschrift wurde von den meisten deutschen Tageszeitungen mit Schweigen übergangen. Aber es gab ein paar Ausnahmen. Dr. Otto Jöhlinger, volkswirtschaftlicher Redakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" und Dozent der Zeitungskunde in Berlin, reagiert zunächst mit einem militanten Brief. Er habe, schrieb er an Schairer, während des Lesens der Broschüre „dauernd die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und mein ergrautes Haupt geschüttelt. Ich werfe ihnen in aller Freundschaft einen eleganten Fehdehandschuh hin und werde die Klinge mit Ihnen kreuzen, wo immer ich die Gelegenheit dazu habe."

Jöhlingers Kampagne gipfelte in einem Aufsatz in Schmollers Jahrbuch.[69] Er konzedierte Schairer guten Willen und Sachkunde, bestritt aber die These vom Abstieg der deutschen Presse seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Das Gegenteil sei richtig: „Von dem Augenblick, in dem das staatliche Inseratenmonopol verschwand, datiert der Aufschwung der deutschen Presse, von dem Augenblick an datiert auch der Aufschwung des Inseratenwesens." Schairer, meint Jöhlinger, übertreibe die Zahl der Fälle, in denen ein Zeitungsinserent einen Druck oder Einfluß auf eine Redaktion ausübe. Andererseits seien die Fälle, in denen eine Redaktion sich nicht um die Inserenten kümmert, nicht so vereinzelt, wie Schairer es annehme. Daß die Presse mit „Schönheitsfehlern" behaftet sei, bestreite kein Mensch. Dazu gehöre etwa die Berichterstattung über lokale Ereignisse und das Gericht. Hier sei freilich „das Publikum zum mindesten mitschuldig", indem es die Zeitungen oft geradezu dränge, „ausführliche Berichte über die schmutzigsten Vorgänge zu machen".

Jöhlinger behauptet, die deutsche Presse achte auf die Sauberkeit des Inseratenteils. Doch könne man nicht zuviel verlangen. Wie solle eine – private oder amtliche – Inseratenstelle wissen, ob ein Mittel gegen Heuschnupfen wirksam oder schädlich sei? Gewiß schlüpfe manchmal auch das Inserat eines Wucherers durch, aber Schairer nehme vereinzelte Mißstände zum Anlaß, über die gesamte Reklame herzufallen.

Jöhlinger zitierte das Wort eines ungenannten Kenners der Presse: „Die Zeitung kann nur durch die Zeitung geheilt werden." Das bedeute: die Vielzahl der Blätter vermöge jeden Schaden zu korrigieren, den eine einzelne Zeitung verursache.

Und in der durch das Anzeigengeschäft entstehenden Kapitalkraft eines Verlegers sah Jöhlinger ein Positivum: je größer die Einnahmen aus dem Inseratenteil, desto stärker die Fähigkeit eines Verlegers, sich Sonderwünschen von Inserenten entgegenzustemmen. Ein Warnsignal komme von der Presse Frankreichs; dort habe man erkannt, daß gerade der Mangel an Inseraten zur Käuflichkeit der Redaktionen führe. Deutsche Zeitungen mit kräftiger Insertion seien in der Lage, sich fähige Redakteure zu leisten. Schairer glaube an die Bildungsmöglichkeiten einer sozialisierten Presse; wie aber sollten sie sich verwirklichen lassen, wenn die nichtamtlichen Zeitungen so teuer würden wie Schairer es andeute?[70]

Karl Bücher bemerkte, Schairers Flugschrift sei „wie eine taube Blüte zu Boden gefallen", weil sie die Wiedereinführung des staatlichen Inseratenmonopols propagiert habe, mit der Befugnis der amtlichen Blätter, die Annahme von Inseraten von ihrem volkswirtschaftlichen Wert abhängig zu machen. „Das heißt doch nur: man unterstellt die Inserenten einer neuen Art von staatlicher Zensur". Bücher befürwortet statt dessen Schairers ursprüngliche Idee: die Schaffung von Gemeinde-Anzeigenblättern. Aber trotz Büchers Furcht vor staatlicher Zensur enthält der von ihm selbst ausgearbeitete Gesetzesentwurf für ein Inseratenmonopol erstaunlicherweise den folgenden Satz: „Der Inhalt des textlichen Teils, sowie die staatlichen Bekanntmachungen werden den Gemeinden rechtzeitig vor dem Druck des Blatts in Matern, Platten oder Vordrucken von der Regierung geliefert." Auch Bücher war wie Schairer dafür, der politischen Presse alle Inserate zu entziehen.[71] Die Meinungsunterschiede zwischen ihm und Schairer waren also relativ unerheblich.

In der „Weltbühne" begrüßte Ignaz Wrobel (Kurt Tucholsky) die Schrift: „Die Vorschläge Schairers sind nicht neu, aber gut... Ob seine Mittel die richtigen sind, steht dahin – aber hier sind positive Vorschläge."[72]

Wolfgang Schumann, ein Redakteur des von Ferdinand Avenarius herausgegebenen „Kunstwart", an dem Schairer Mitarbeiter war, hatte ernsthafte Bedenken dagegen, „daß die großen guten Zeitungen sozusagen zum Luxus erklärt werden, indem sie so teuer gemacht werden, daß nur wenige Leute sie abonnieren können... Die Vorzugs-Interessenten, die große und bedeutende Zeitungen brauchen, gehören doch zu einem beträchtlichen Teile dem sogen. Stand der Intellektuellen an, und der hat kein Geld!"

Dagegen unterstützte ein prominenter Hamburger Sozialdemokrat, Johannes Begier, die Ideen Schairers, dem er versicherte: „Ich halte es im Augenblick für das wichtigste, die Bevölkerung von der Notwendigkeit einer grundlegenden Änderung im Pressewesen zu überzeugen. Was in meinen Kräften steht, werde ich in den mir nahestehenden Kreisen tun."[74] Schairer erinnerte sich jedoch an den nur wenige Monate zurückliegenden Parteitag der deutschen Sozialdemokratie in Weimar, bei dem ein von Begier verfochtener Antrag zugunsten eines Anzeigenmonopols dem Parteivorstand überwiesen – das heißt begraben – worden war.

Auch sonst war er über die Aufnahme seiner Schrift enttäuscht. „Meine Presseschrift hat Dir also gefallen. Das freut mich," schrieb er seinem Freund H.E. Blaich, ironisch hinzufügend: „Durchführung leider nur in Sowjetdeutschland zu erwarten, mit Pressediktator Schairer."[75]

Auf einen ähnlichen Ton war sein Kommentar zu einer Resolution der deutschen Zeitungsverleger gestimmt. Sie hatten am 22. Februar 1920 – also inmitten der Inflationszeit – „im allgemeinen Interesse" Sicherstellung einer ausreichenden Menge von Papierholz „zu mäßigen Preisen" verlangt. Schairer höhnte: „Haben wir denn nicht Wälder in Deutschland? Herrliche, rauschende Tannenwälder? Na also, daraus lassen sich also doch Zeitungen machen, Generalanzeiger, Tagblätter, Rundschauen, Kuriere, Nachrichten usw. Verdanken wir nicht unsere Kultur ... doch von Kultur sollte ja nicht geredet werden."[76]

Planwirtschaftliche Ideen

Die Betrachtung des Zeitungswesens war ein Segment in einem größeren Ideenkreis Schairers. Für ihn war der Zustand der Presse ein Symptom der gesamten Wirtschaftsstruktur. Nun hatte der Krieg an alten Traditionen, Institutionen und Werten gerüttelt, viele Zweige der Wirtschaft waren innerhalb der „belagerten Festung" Deutschland umgestaltet worden. Und Schairer fragte, ob nicht manche der temporären neuen Formen in einem kommenden Frieden Dauer erhalten sollten.

Bereits 1915 brach er in einem aufsehenerregenden Artikel[77] eine Lanze für das „Stiefkind der Wirtschaftspolitik", den Konsumenten:

Förderung der Produktion und des Handels sei die große Parole des laissez-faire-Zeitalters gewesen, Ellbogenfreiheit für den Unternehmer und Kaufmann der oberste Grundsatz, „da mochte der Konsument sehen, wo er blieb und wie er sich stellte" – aber der Krieg habe die Verhältnisse umgestülpt. Jetzt habe der Staat als Riesenkonsument am eigenen Leib verspüren müssen, wie sehr er bisher aus lauter Sorge für die eine Seite des Marktes die andere vernachläßigt hatte. Schairer konnte auf den im Dezember 1914 gegründeten „Kriegsausschuß für Konsumenten-Interessen" verweisen, dessen Mitgliedschaft in wenigen Monaten auf sechs Millionen angewachsen war und der „das Ohr und die Hand der Regierung für sich zu gewinnen" vermochte. Die Folge sei die Gründung einer Fülle von Organisationen gewesen, denen es vor allem um die Versorgung der Verbraucher gehe; besonders gelungen die vom preußischen Staat, den großen Städten und einigen Großfirmen geschaffene „Kriegsgetreidegesellschaft", ein öffentliches Organ, das aber nach kaufmännischen Grundsätzen arbeite und das Getreidehandelsmonopol im ganzen Reich ausübe.

Schairer grenzt seine Position gegenüber einer „einseitigen" Konsumentenpolitik ab, nimmt jedoch an, daß die aus der Not des Kriegs geborene Selbsthilfe „in Form von Konsumentenverbänden aus den mannigfaltigsten Erfahrungen dieser Zeit gekräftigt hervorgehen wird". Auch werde der Staat dann solchen Organisationen „in vielen Fällen seinen hilfreichen Arm nicht versagen dürfen: überall da, wo Preissteigerungen nicht notwendig sind zur Erhaltung oder Erhöhung der volkswirtschaftlichen Produktivität, sondern wo sie auf privaten Monopolbildungen beruhen und als solche 'ungerechtfertigt' erscheinen". Zum Beispiel sei ein staatliches Einschreiten gegen die Bodenspekulation geboten.

Aus solchen Überlegungen heraus sieht Schairer das Kommen von „Monopolprojekten der Regierung" für die Nachkriegszeit voraus. Solche, argumentiert er, wären vom Konsumentenstandpunkt aus grundsätzlich zu begrüßen: „Denn es können dabei im allgemeinen nur Gebiete in Betracht kommen, die technisch 'reif' zum Staatsmonopol sind, bei denen also die private Monopolisierung bereits in vorgeschrittenem Stadium begriffen ist; und dann ist es ohne Zweifel besser, das Monopol wird vom Staat im Interesse der Gesamtheit ausgenützt als von Einzelnen zum Schaden der Verbrauchermehrheit." Nach dem Krieg werde auch eine Waffe zugunsten der Konsumenten wirksamer werden als früher: die Preisregulierung durch Selbstwirtschaft öffentlicher Verbände, vor allem durch Städte, die gewisser-

maßen „natürliche" Konsumvereine ins Leben rufen könnten. „Die Städte und gegebenenfalls auch übergeordnete Selbstverwaltungskörper werden aller Wahrscheinlichkeit nach den einmal eingeschlagenen Weg weiterschreiten und hoffentlich zeigen, daß sie so gut wie irgend ein privater Händler kaufmännisch rechnen und wirtschaften können". Diese Entwicklung werde „langsam, aber sicher weiter ihren Gang gehen und allmählich mehr und mehr zu einer Organisierung der Güterverteilung führen, die der 'Volkswirtschaft' erst ein volles Anrecht auf ihren Namen geben wird".

Im September 1916 wird Schairer noch deutlicher. Der Lebensmittelwucher der Kriegszeit treibt ihn zu dem Slogan „Handel ohne Händler".[78] „Der wucherische Handel, der Kettenhandel", schreibt er, „tut grundsätzlich nichts anderes als was auch der 'anständige' Handel immer tut und getan hat: möglichst billig einkaufen und möglichst teuer verkaufen. Und nicht bloß der Handel allein, sondern unser ganzes heutiges Erwerbsleben ist auf dieser Maxime aufgebaut... Wo hört der erlaubte Handel auf und wo fängt der unerlaubte Wucher an, wenn beide aus derselben Gesinnung herauswachsen?" Wo die Rechtsprechung gegen den Wucher versage, könne nur die Verwaltung helfen, indem sie „den gesamten Handel einer 'Branche' dem privaten Betrieb entzieht und auf gemeinwirtschaftliche Grundlage stellt".

Schairer findet einen Bundesgenossen in dem Rektor der Berliner Handelshochschule, Schär, der in einer Kaiserfestrede eine soziale Umorientierung der Kaufleute verlangt hatte, da der „soziale Handel" (Schärs Formel) „voraussichtlich in der Zukunft in großem Umfange an Stelle des freien Privathandels treten wird". Schairer nennt die Rede „aus diesem Munde und an dieser Stelle hochbedeutsam" und resümiert: „Dieser 'Handel ohne Händler' ist gleichzeitig ein gewaltiger Schritt auf dem Wege zur **geordneten** Volkswirtschaft, zur Volkswirtschaft im eigentlichen Sinne des Worts, die nicht mehr nur ein Sammelbecken für sich chaotisch tummelnde Einzelinteressen bedeutet".

Wichard von Moellendorff

Kurze Zeit nach dem Erscheinen dieses Artikels entdeckte Schairer eine Schrift, die eine Wendung in seinem Leben brachte. „Nov. 1916" notierte er in seinem Exemplar. Der Titel der 48seitigen Broschüre hieß „Deutsche Gemeinwirtschaft". Der Autor, Wichard von Moellendorff, sprach genau das aus, was Schairer seit langem fühlte: Deutschlands Wirtschaft bedurfte radikaler Reform. Im Stil und Ton war Moellendorff weit von Schairer entfernt; er sprach das Idiom eines romantisch-nationalistischen Idealismus. Aber gedanklich fand sich der Schwabe auf derselben Wellenlänge mit dem norddeutschen Autor. Begeistert strich er die Kernsätze des Pamphlets an, besonders die Angriffe Moellendorffs auf die „Auswüchse der zügellosen Privatwirtschaft". „Stadt kämpft gegen Land," schrieb Moellendorff, „Verbraucher gegen Händler, Arbeitgeber gegen Arbeitnehmer, Wettbewerber gegen Wettbewerber, der Private gegen den Fiskus, und umgekehrt, jeder gegen jeden ... Wieviele Stunden des deutschen Tages verstrichen ertraglos im Überwinden deutscher Widerstände! ... Es gab keinen geschäftlichen Gemeinsinn, und wer ihn predigte, wurde belächelt." Er sah Gesellschaft, Parlament und Presse „unter ihrer Oberfläche getragen und geschoben von tausenderlei Wirtschaftsbeziehungen". Jeder Maschinenbauer hätte erkannt, „daß die Gesamtwirtschaft, als Maschine bewertet, ein rückständiges und unzweckmäßiges, ungenaues und reibungsvolles Gebilde war". Schon vor Kriegsausbruch hätten manche sich gefragt, „ob nicht einfach die Handelsherrschaft der Urgrund allen Übels wäre, ob nicht das Geschäftemachen selbst, mißleitet von falschen Begierden und Begriffen, bei allem Eifer und aller Tüchtigkeit, das Wirtschaftsganze vergiftet hätte."

„Der gemeinsame Götze", eiferte Moellendorff, „war das freie Spiel der Kräfte". Der Krieg habe dann zu neuem Denken geführt: „Die im Stillen ersonnene und verwirklichte Gemeinwirtschaft des Militärs obsiegt, wenn nicht fehlerlos (da der wirtschaftliche Großversuch in äußerster Eile aus einem Nichts an Erfahrungen heraus in ein Chaos von Unsicherheiten hineingeworfen werden mußte), so doch restlos." Wirtschaft, die dem Gemeinwohl nicht nütze oder gar schade, sei „auszutilgen".

Und hier visierte Moellendorff eine kommende Friedenswelt an: „Ein ganzes Heer von Mitwissern der Kriegswirtschaft ist ausgebildet. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn aus ihnen nicht für immer eine

fruchtbare Schar von Mitarbeitern der Friedenswirtschaft herauszusichten wäre... Wir müssen verantwortliche Glieder der deutschen Wirtschaft werden, geständig wie Steuererklärer und dienstpflichtig wie Soldaten. Nicht gegen uns, sondern für uns muß ein wirtschaftliches Gehäuse errichtet werden, so weitläufig und einheitlich, so fest und dicht wie das politische Deutsche Reich. In diesem Gehäuse mögen die alten oder neuen Hebel, Räder, Kolben, Hähne nicht mehr lose nebeneinander liegen und gegeneinander stoßen, sondern gemeinsam die Bewegung lenken. (Wir wollen nicht ängstlich sein, sie auszuwechseln, wenn wir erkennen, daß sie sich abnutzen oder verrosten.) Wir selbst sind der Dampf, und unsere Strömung recht zu bändigen, wird unsere eigene Sorge sein."[79]

Moellendorff sprach aus tiefer direkter Erfahrung. Der Sohn eines deutschen Diplomaten – er war 1881 in Hongkong geboren – hatte in Berlin Maschinenbau studiert und darauf in den Metallbetrieben der A.E.G. Berlin gearbeitet, wo er zum Oberingenieur und Laboratoriumschef aufstieg. So lernte er den A.E.G.-Präsidenten Walther Rathenau kennen. Ihm legte er gleich nach Kriegsbeginn 1914 Schritte nahe bei der kaiserlichen Regierung zur Lösung der akuten Rohstoffprobleme des Reichs.[80] Rathenau dankte ihm für die „sehr interessante Anregung"[81], trug die Sache dem Kriegsminister Falkenhayn vor, und schon am 13. August 1914 entstand die „Kriegsrohstoff-Abteilung". Rathenau organisierte sie und holte sich Moellendorff als Mitarbeiter. Beide kamen während ihrer gemeinsamen Tätigkeit zu ähnlichen Überzeugungen. Für Rathenau war die Kriegsrohstoffversorgung „ein entschiedener Schritt zum Staatssozialismus"; er sah ein Weiterwirken der Kriegswirtschaftsorganisation nach dem Krieg voraus.[82]

Geburt einer Flugschriftenreihe

Schairer betrachtete das Moellendorff-Manifest als einen möglichen Ausgangspunkt zu weiterer Aktion. Er ließ nicht viel Zeit verstreichen. Am 7. Januar 1917 schrieb er dem Autor, er habe das Büchlein „gelesen und wieder gelesen", habe es „Freunden empfohlen und verschenkt" und „eine Anzahl der schönsten Stellen herausgeschrieben", um sie im „Deutschen Willen" des „Kunstwart" zu veröffentlichen. Dann kam er zum Hauptpunkt: „Seit längerer Zeit trage ich mich mit dem Plan der Herausgabe einer Flugschriftensammlung, in der Probleme der 'Gemeinwirtschaft' volkstümlich erörtert werden sollen."

Schairer bemerkte, es habe schon vor dem Krieg Ansätze zur Gemeinwirtschaft gegeben – „im Genossenschaftswesen, dem Zusammenschluß von Industriezweigen der gleichen Gattung und der verschiedenen Herstellungsstufen, in der städtischen Eigenwirtschaft und in staalichen Einrichtungen". Moellendorffs Schrift habe angedeutet, „wie der Krieg nach solchen Vorläufern als Messias aufgetreten ist". Vieles, was geschaffen worden sei oder noch geschaffen werde, dürfte über den Krieg hinaus fortbestehen. Zur Deckung des Finanzbedarfs werde es staatliche Monopole geben, die „die Fragen der Gemeinwirtschaft ins breiteste Interesse rücken werden". Sie seien nur ungenügend besprochen worden; das von ihm, Schairer, geplante Unternehmen solle daran etwas ändern. Schairer bat Moellendorff um eine kurze Unterredung.[83]

Aus seinem nächsten Brief an Moellendorff ergibt sich, daß das Gespräch stattgefunden und Schairer Moellendorff dafür gewonnen hat, die geplante Serie durch eine neue Schrift einzuleiten. „Bitte überlegen Sie sich schon in diesen Tagen den Titel Ihres Heftes", schreibt er. „Vielleicht denken Sie sich ein paar aus, zwischen denen wir wählen können. Halten Sie dabei fest, was auch für den Inhalt gilt: daß möglichst viele Leute, und zwar auch einfache Leute wie etwa Landschulmeister oder intelligentere Militäranwärter das Heft kaufen und lesen sollen. Hausmannskost, solid, gut gekocht und kräftig gewürzt; soll bis über die Straße gerochen werden (Titel!)."[84]

Moellendorff lieferte das Manuskript. Aber in der Erwartung von „Hausmannskost" hatte Schairer sich getäuscht. Was Moellendorff ihm bot, war eine Art Anthologie. Friedrich der Große, Freiherr vom Stein,

Friedrich List, Bismarck und Paul de Lagarde wurden als Zeugen für die Idee der Gemeinwirtschaft aufgerufen. Der Zusammenhang war mitunter nebulos, und ohne Zweifel war die hochfliegende Schrift mit ihrem recht abstrakten Titel „Von Einst zu Einst" nicht gerade eine plausible Lektüre für Landschulmeister. Präzis und klar war allerdings das Motto, das der Herausgeber Schairer ihr voranstellte – Walther Rathenaus Diktum: „Wirtschaft ist nicht mehr Sache des Einzelnen, sondern Sache der Gesamtheit".[85]

Immerhin: die Serie „Deutsche Gemeinwirtschaft" lief damit vom Stapel, der Verlag Eugen Diederichs, Jena hatte die Publikation übernommen, und im Lauf von knapp drei Jahren erschienen achtzehn Hefte von je zwei Druckbogen.

Gleich am Anfang warf Schairer seine Netze nach Walther Rathenau aus. Seine Mitarbeit, fühlte er, würde der „Deutschen Gemeinwirtschaft" entscheidendes Gewicht geben. Denn durch Intellekt, sozialkritische Erkenntnis, Phantasie und Prestige und durch die Macht seines Wortes schien ihm dieser Mann als Führer der planwirtschaftlichen Idee vorherbestimmt. „Walther Rathenau", erklärt Schairer später in einer Besprechung der Rathenau-Schrift „Die neue Wirtschaft", „ist die merkwürdigste Persönlichkeitserscheinung unserer deutschen Gegenwart. Ein Renaissancemensch moderner Prägung. Leiter eines Weltunternehmens, schwerreicher Millionär, erfolggekrönter Geschäftsmann; aber seine Bücher reden von Gott und von der Seele, von kommenden Dingen, von einer neuen Gesinnung und dem Zusammenbruch der alten Gesellschaftsordnung. Die Geschichte ist eine Folge von überkippenden Wellen: und Rathenau ist die Spitze einer solchen Welle; ein Mann, der an der Scheide zweier Epochen steht, auf einer Höhe – äußerlich und innerlich verstanden –, die ihm den Blick über gestern und morgen auftut wie vielleicht keinem zweiten unter uns. Ein Messias? Warum nicht? Es gibt kein Gesetz und keinen Berechtigungsnachweis des Inhalts, daß man nicht zugleich Prophet und Präsident der A.E.G. sein könne".[86]

Schairer bat Moellendorff um eine Einführung bei Rathenau.[87] Es dauerte noch Jahre, bevor er den A.E.G-Präsidenten persönlich kennenlernte. Aber Schairer führte eine eifrige Korrespondenz mit Rathenau, den er über die Flugschriftenserie ständig auf dem laufenden hielt. Rathenau äußerte sich sehr positiv über Moellendorff („eine der stärksten Hoffnungen unserer künftigen ideellen und praktischen Wirtschaftsgestaltung")[88] und

über die Flugschriftenserie im allgemeinen („Ich glaube, daß Sie der Allgemeinheit einen großen Dienst durch Ihren Gedanken und seine Verwirklichung leisten".)[89] Schairers Bitte um einen Beitrag glaubte Rathenau jedoch im damaligen Augenblick nicht nachkommen zu können: „Sie wissen, daß ich Ihrer Sammlung ein aufrichtiges Interesse entgegenbringe. Darin vertreten zu sein, wäre mir sehr erfreulich. Aber die einzige Möglichkeit, um dies gegenwärtig zustande zu bringen, scheint mir die, daß Sie irgend jemand beauftragen, kritisch meine Gesamtschriften zu bearbeiten und einem weiteren Kreise auf diese Weise zugänglich zu machen.[90]

Trotzdem gab Schairer die Hoffnung nicht auf, „daß Sie im Lauf der nächsten Jahre, vielleicht angeregt durch irgendwelche aktuelle Ereignisse, das Bedürfnis haben, sich einmal im Rahmen einer kleinen Schrift von 2–3 Bogen über irgend eine allgemeine oder besondere Frage gemeinwirtschaftlicher Art auszusprechen". Eine kritische Bearbeitung der Rathenau-Werke, bemerkt Schairer, könne er sich zwar nicht zutrauen, wohl aber eine Art Anthologie.[91] Dazu kam es dann auch: Schairer fertigte ein „Rathenau-Brevier", das als fünftes Heft der Serie erschien.[92]

Rückkehr nach Württemberg: die „Neckar-Zeitung"

Inmitten der Arbeit an der Flugschriftenreihe erhielt Schairer im Herbst 1917 die Berufung nach Heilbronn. Dort war Theodor Heuss dabei, die von ihm seit 1912 geführte Chefredaktion der „Neckar-Zeitung" niederzulegen; Ernst Jäckh hatte ihn zum Redakteur der Wochenschrift „Deutsche Politik" und zum Geschäftsführer des Deutschen Werkbundes in Berlin ernannt und Schairer in Heilbronn als Nachfolger von Heuss empfohlen.

Zunächst gab es zwischen Schairer und dem Verleger der „Neckar-Zeitung", Viktor Kraemer, ausführliche Gespräche und briefliche Auseinandersetzungen über die Redaktionsführung. In einem Memorandum "Grundzüge für die Neugestaltung der 'Neckar-Zeitung'" verlangte Kraemer „klare Stellungnahme zu allen Fragen der inneren und äußeren Politik, im Inneren im allgemeinen nach links gerichtet (Parlamentarisierung, preuss. Wahlrecht), ebenso in allen sozialpolitischen und Steuerfragen (Schutz der Landwirtschaft vor ungenügendem Zollschutz)".[93] In einem

folgenden kurzen Schreiben fordert der Verleger „absolute Toleranz in konfessionellen Dingen und Vermeidung von allem, war zur Störung des konfessionellen Friedens beitragen könnte".[94]

Schairer erklärte in einem Gegenentwurf von „Richtlinien": „Bei allgemeiner sozialer und demokratischer Grundgesinnung ist parteimäßige Festlegung zu vermeiden. Vielmehr ist sämtlichen Parteien gegenüber freie Kritik zu üben... Politisch und wirtschaftlich ist der große Zug der Zeit, der auf Demokratisierung und Kräftigung der Stellung des Gesamtstaats allen Einzelbestrebungen gegenüber gerichtet ist, von Anfang an zu erfassen und durchzuhalten."[95]

Es scheint sich dabei um eine zweite, „endgültige" Version der „Richtlinien" gehandelt zu haben, denn im Schairer-Familienarchiv findet sich eine teilweise im Telegrammstil abgefaßte dreiseitige Handschrift „Neuaufbau der Neckar-Zeitung". An der Spitze dieser offenbar ad acta gelegten Erklärung heißt es: „Die N.-Z. kann führendes Blatt im württembergischen Unterland werden; sie kann sogar weit über ihren engeren Wirkungskreis hinaus einen Ruf bekommen, wenn es ihr gelingt, vor anderen Blättern und mit ausgesprochener Bestimmtheit ein den Entwicklungszielen der nächsten Zukunft entsprechendes Programm aufzustellen und durchzuhalten. Diese sind: Parlamentarismus auf demokratischer Grundlage und gemeinwirtschaftliche Idee".

Vielleicht fürchtete Schairer, der Verleger würde abgeschreckt, wenn er sich dem Terminus „gemeinwirtschaftliche Idee" gegenüberfände. Aber schließlich hatte er ja den Gedanken bereits oft öffentlich vertreten. Kraemer jedenfalls sprach befriedigt darüber, bei Schairer „das richtige Verständnis für meine Neckar-Zeitungs-Pläne gefunden zu haben", und gab seine Absicht bekannt, ihm die Chefredaktion des Blattes zu übertragen.[96]

Begeistert schrieb Schairer an Wichard von Moellendorff: „Mitte Dezember werde ich mit einem Seufzer der Erleichterung den Berliner Asphalt verlassen, um die Chefredaktion der 'Neckar-Zeitung' in Heilbronn zu übernehmen. Diese Zeitung war früher eines der führenden württembergischen Blätter, etwa die 'Vossische' des württembergischen Ländles. Sie ist in den letzten Jahren etwas langweilig geworden und soll von mir wieder auf die Beine gebracht werden. Wird auch geschehen. Ich bin willens, ihr wieder einen besonderen Stempel aufzudrücken; vor allem indem ich die 'Neckar-Zeitung' rückhaltlos in den Dienst der gemeinwirtschaftlichen Idee stellen werde. Mein erstes wird sein, daß ich Ihr gelbes und blaues Heft *[„Deutsche*

Gemeinwirtschaft" und „Von Einst zu Einst"] darin bekannt mache. Ich möchte Ihnen aber darüber hinaus die Zeitung als Sprachrohr zur Verfügung stellen und glaube versichern zu dürfen, daß Sie auch mit diesem nicht bloß zu einem kleinen Kreise in der Provinz sprechen würden. Mich würden Sie beglücken, wenn Sie die 'Neckar-Zeitung' künftig etwa so ansehen und benützen wollten wie Bismarck seinerzeit die 'Hamburger Nachrichten'".[97]

Seine damalige Stellung innerhalb des parteipolitischen Spektrums hatte Schairer ein Jahr zuvor in einem Brief an Friedrich Naumann[98] klargestellt: „Je deutlicher ich in die gegenwärtigen Spannungen innerhalb der Parteien, nicht bloß innerhalb der sozialdemokratischen, hineinsehe, und je mehr ich mir über die kommenden innerpolitischen Kämpfe Gedanken mache, desto stärker bedaure ich es immer wieder, daß die nationalsoziale Partei [Naumanns] auseinandergegangen ist. Jetzt wäre die Zeit für die Nationalsozialen gekommen!" Ihre geschichtliche Aufgabe, bemerkt Schairer, wäre im „werdenden Mitteleuropa" (ein Kompliment gegenüber Naumanns Idee) eine ähnliche gewesen wie die der Nationalliberalen nach 1870. Eine Organisation wie die Nationalsozialen könnte „von den Konservativen bis zu den Sozialdemokraten Anhänger um ihre Fahnen scharen". Die geschichtlichen Voraussetzungen des Parteiwesens seien längst nicht mehr wirksam; sie paßten nicht mehr für die Aufgaben der Zeit. Innerhalb der Parteien hätten „die Fragen der Verstaatlichung, theoretisch ausgedrückt: der Gemeinwirtschaft, und auf der andern Seite die Kriegszielfragen Trennungen hervorgerufen ..., die nach außen hin zwar nicht allzu stark in Erscheinung treten, aber sachlich kaum aus der Welt zu schaffen sein werden". Schairer findet eine „Neuorientierung der Parteien" unumgänglich.

Zum Schluß des Briefes äußert sich Schairer kritisch über die Rolle der Naumann-Zeitschrift „Die Hilfe". „Vielleicht erinnern Sie sich," sagt er, „der Naseweisheit, mit der ich am ersten Tage meines Dienstes bei Ihnen mein Bedauern aussprach, daß die 'Hilfe' fortschrittliches Parteiorgan geworden sei. Heute, nach vier Jahren stehe ich genau auf demselben Standpunkt. Ich meine immer noch, die 'Hilfe' müßte das Organ einer kommenden mitteleuropäischen Regierungspartei, einer neuen nationalsozialen Partei (wie ausgezeichnet würde der Name passen!) werden."[99] In einem gewissen Sinne, fügte er hinzu, habe sich die Zeitschrift während des Krieges in dieser Richtung entwickelt, aber es sei „eine unsichtbare

Gemeinde", die sie um sich schare und deren Wachstum durch den Parteicharakter des Blattes gehemmt werde.

Schairer hatte, wie man sieht, eine gewisse Vorahnung der sich in Deutschland immer mehr androhenden Krise. Aber mit dem Ausmaß der Katastrophen des folgenden Kriegsjahrs, 1917, hatte er wohl kaum gerechnet. Bevor er seine Redaktionsstelle in Heilbronn antrat, waren die USA in den Krieg eingetreten; Rußland hatte die März- und die Oktoberrevolution hinter sich; Leipziger Arbeiter hatten für Frieden, Freiheit und Brot gestreikt, Kaiser und Kanzler sich gezwungen gesehen, die Reform des preußischen Wahlrechts einzuleiten. Und es war nur wenige Tage bis zu dem großen Munitionsarbeiterstreik, der einen Riesenschatten über Deutschland warf.

Der publizistische Niederschlag der ersten Monate Schairers an der „Neckar-Zeitung" zeigt den anhaltenden Einfluß Friedrich Naumanns. Schairers Artikel zum Geburtstag Wilhelms II. 1918 ist von Naumanns alter Formel „Demokratie und Kaisertum" geprägt. „Auch die Demokraten und Sozialisten", heißt es darin, „können ohne Gewissenskonflikt und inneren Vorbehalt mitsingen: Heil, Kaiser, Dir!" Kaiser und Volk hätten sich gefunden, das Reich habe „begonnen, zum Volksstaat und der Kaiser zum Volkskaiser zu werden". Die beginnende Parlamentarisierung des Reichs sei keine Schwächung der Monarchie, sondern „eine Macht- und Einflußminderung lediglich für die Kreise, die so lang das Privilegium auf Köngistreue und Staatsgesinnung zu haben vorgaben und doch dem König und Kaiser nur so lang dienten, als er sich ihren Wünschen und Auffassungen gefügig zeigte".[100]

Schairers politische Glossen in jenen Tagen bieten zum Teil eklatante Beweise für die erfolgreiche Vernebelungstaktiken der Obersten Heeresleitung Hindenburg und Ludendorff. Kein äußeres Anzeichen des Ernstes der militärischen Situation; im Gegenteil: blinder, grotesker Optimismus bis zum Letzten. Am Jahrestag des amerikanischen Eintritts in den Krieg sieht Schairer den Augenblick kommen, in dem „Wilson sieht, daß der Konkurs wirklich nicht mehr abzuwenden ist".[101] Unter dem Eindruck der deutschen Westoffensive des Frühjahrs 1918 spricht er über „die Vollendung des deutschen Siegs im Westen, auf die wir in diesem Jahr zu rechnen allen Anlaß haben". Aber der Krieg „wäre noch nicht beendet, selbst wenn er ein Ausscheiden Frankreichs oder Italiens aus der Reihe unserer Feinde zur Folge haben sollte". Das dann noch unbesiegte „gewaltige Amphibium

England" könnte „im Wasser" oder an seiner „verwundbaren Ferse" gepackt werden, nämlich im Südosten: „Wenn wir den Türken in einem späteren Feldzug Jerusalem und Bagdad wiedererobern helfen, so tun wir das nicht aus irgendwelchen Sentimentalitäten heraus, sondern weil es eine politische Notwendigkeit auch für uns ist, wenn wir England besiegen wollen."[102]

Noch Anfang September 1918 erklärt Schairer: „Ganz klar dürfte es jetzt im deutschen Inland wie im Ausland sein, daß wir keinen Eroberungskrieg, sondern einen Verteidigungskrieg führen, so gut wie seinerzeit Friedrich der Große. Wann er zu Ende gehen wird, das wird davon abhängen, wann die Gegner einsehen, daß Deutschland mit den Waffen nicht zu besiegen ist."[103]

Konsequent bekämpfte Schairer den Annexionismus. In einem Kommentar über den Frieden von Brest-Litowsk notierte er den „verblendeten Zorn gewisser Kreise über die Bereitwilligkeit der deutschen Regierung und Reichstagsmehrheit, einen Frieden ohne gewaltsame Einverleibung fremder Gebiete zu schließen". Es wolle diesen Kreisen „nicht einleuchten ..., daß es ernsthafte und ihrer Verantwortung bewußte Politiker heutzutage nicht mehr so leicht nehmen, am Ende eines Krieges die europäische Landkarte neu zu verteilen, wie es seinerzeit die absoluten Fürsten zu tun pflegten. Daß auf dieser Landkarte in Wirklichkeit Menschen sitzen, daran scheinen manche Annexionspolitiker mit ihrem Schulknabenhorizont oft gar nicht zu denken."[104] Schairer fordert „die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der russischen Randvölker, wie sie der Unterhändler, Herr v. Kühlmann, ausgesprochen hat".[105] Er hofft, daß die Entscheidung der Vertretung der baltischen Provinzen für den Anschluß an Deutschland fallen wird, und fügt hinzu: „Bei einer richtigen Besiedlungspolitik würde ... in Kurland, ohne daß Ungerechtigkeiten gegenüber der lettischen eingesessenen Bevölkerung unterzulaufen brauchen, in kurzer Zeit eine deutsche Bevölkerungsmehrheit entstehen können, und damit würde ein gewichtiges Bedenken gegen die Eingliederung Kurlands in das deutsche Reich verschwinden".[106]

Die tschechischen Unabhängigkeitsbestrebungen verurteilte Schairer zunächst in bitteren Worten; er sprach von dem „bösen Willen der tschechischen Landesverräter, denen aus der Erweckung falscher Hoffnungen bei unseren Feinden eine schwere Blutschuld erwachsen ist".[107] Später konzedierte er den Tschechen mildernde Umstände: „So sehr auch wir

Deutsche militärisch und politisch unter dem Landesverrat der tschechischen Böhmen gelitten haben und leiden – eine gewisse Sympathie wird man solcher nationalen Leidenschaft und Zähigkeit nicht ganz versagen dürfen." Schairer fragte, warum man nicht „ein Königreich Böhmen als österreichischen Bundesstaat" schaffen könnte, eine Idee, die 75 Jahre früher Sinn gehabt hätte, aber inzwischen längst zum politischen Anachronismus geworden war.

Diese Bemerkungen stehen in einem Kommentar „Nationale Flurbereinigung"[108] – einem Dokument, das selbst im Kontext der wirren Zeit bestürzend wirken muß, da sein Autor früher die Manipulation von Menschen aus Landkartenerwägungen heraus verdammt hatte. Schairer spielt mit einer Generallösung der europäischen Territorialprobleme: „Es gibt nur ein Radikalmittel zur Heilung der chronischen politischen Krankheit Europas: die nationale 'Flurbereinigung' durch **Austausch** der nationalen Minderheiten, wo diese als Fremdkörper wirken oder sich als solche fühlen. Also kein **Gebietsaustausch,** sondern ein **Menschenaustausch,** eine Umsiedelung in großem Stil, die natürlich nicht ohne Zwang und ohne Härten, nicht ohne 'Evakuierungen' möglich wäre. Ganz Europa müßte sozusagen durcheinander gerüttelt und geschüttelt werden, solange, bis das Zusammengehörige sich gefunden und zu einem nationalen Block vereinigt hat. Beispielsweise würde die gesamte tschechische Bevölkerung Böhmens, soweit sie sich nicht freiwillig eindeutschen würde, gegen deutsche Ansiedler in Rußland ausgetauscht werden. Es müßte, von uns gesehen, eine Art von künstlicher slawischer Völkerwanderung von Süden und Westen nach Osten eingeleitet werden; dafür wären deutsche Ansiedler aus Osteuropa heimzuholen – soweit sie Wert darauf legten, deutsch zu bleiben und nicht im fremden Volkstum, in das sie eingebettet sind, aufzugehen."

Schairer gibt selbst zu, es sei „ein bizarrer Gedanke, der hier ausgesprochen wird", und er sah die „harten Konsequenzen" seiner Ausführung: „Man denke sich beispielsweise eine radikale Säuberung des Elsasses von französischen Elementen, anstelle der rein privatwirtschaftlichen Ansiedlungsarbeit durch Aufkauf und Ansetzung, die in Deutsch-Polen z.B. zu sehr minimalen Ergebnissen geführt hat und auch im Elsaß kaum bessere Ergebnisse erzielen wird." Schairer meint, vielleicht gehöre „die Energie und Rücksichtslosigkeit eines Napoleon" zur Durchführung solcher Pläne, ‚aber das Ergebnis für Europa wäre ebenso segensreich wie seinerzeit die

Wirkung von Napoleons rauhen Eingriffen in deutsche und italienische Kleinstaaterei".

Der Landsturm-Redakteur

Der Zusammenbruch der nationalistischen und militäristischen Illusionen war jedoch nicht mehr aufzuhalten.

Im Juli 1918 berichtet „Fahrer Schairer, Train 13/5, Ludwigsburg, Kaserne" seiner Frau von seiner neuerlichen Einberufung.[109] Später wird er als „Landsturmmann" in die Türkei abkommandiert, wahrscheinlich auf die Intervention seines früheren Arbeitgebers Ernst Jäckh hin. Am 22. September trifft er in Konstantinopel ein. Seine offizielle Aufgabe ist Redaktionsarbeit an der „Deutschen Soldatenzeitung der Militär-Mission", die unter dem Titel „Am Bosporus" erscheint. Nach wenigen Tagen übernimmt er auch die Vertretung eines erkrankten Redakteurs der deutschsprachigen Tageszeitung „Osmanischer Lloyd" – „Anzeiger für die amtlichen deutschen Bekanntmachungen und die Ausschreibungen der türkischen Behörden".

Nur sehr langsam sickern dort die Nachrichten von dem Waffenstillstands-Notenwechsel zwischen Wilson und den Mittelmächten durch; von der Forderung des amerikanischen Präsidenten nach Räumung der besetzten Gebiete; von seinem kaum verhüllten Drängen nach einer neuen politischen Spitze Deutschlands. „Hoffentlich versteht der Kaiser jetzt den Wink mit dem Holzschlegel und dankt ab, ehe er dazu genötigt wird", schreibt Schairer seiner Frau. Dann entlädt er seinen Zorn über jene, deren Politik er die Katastrophe zuschreibt: „Die Alldeutschen werden natürlich wieder das Maul aufreißen. Sie sind an allem Unglück schuld. Es wäre angebracht, einige davon für ihr Tun zur Verantwortung zu ziehen. Ohne sie hätten wir dieses Jahr – im Januar oder Februar – und Ende 1916 einen Frieden bekommen können, besser als den jetzigen". Und mit bitterer Melancholie spielt er auf die politische Passivität der deutschen Massen an: „Freilich, es mußte so kommen, damit Deutschland befreit würde. Wilson kann sich was drauf einbilden. Selber bringen wir solche Fortschritte nicht fertig, da muß von außen nachgeholfen werden."[110]

Wenige Tage später ist er mit seinem Truppenteil auf dem Rückzug in Odessa. „Revolution in Deutschland!" melden die russischen Blätter. Den kämpferischen Publizisten bedrückt es, daß er in diesem Augenblick seiner Zeitung in der Heimat fern ist: „Ich bin sehr unglücklich darüber, daß ich gerade in so bewegter Zeit nicht auf meiner Redaktion bin", klagt er seiner Frau. „Sitzt man da in Odessa als Tippfräulein, statt in diesen weltgeschichtlichen Wendetagen seine Zeitung redigieren zu können! ... Scheußlich, daß gerade jetzt die N. Ztg. [Neckar-Zeitung] nicht mit dabei sein wird, wenn es gilt, deutlich Stellung zu nehmen für das Morgen gegen das Gestern".[111] Er macht sich Sorgen über die innerpolitische Entwicklung Deutschlands: „Der Bolschewismus wäre ein großes Unglück für Deutschland. Hoffentlich kommt er nicht auf oder gelingt es der Sozialdemokratie, ihn zu unterdrücken".[112]

Für einige Wochen wird der Landsturmmann noch einmal journalistisch aktiv. Seine Division kommandiert ihn zur „Odessaer Zeitung", die den deutschen Soldaten die fehlenden Zeitungen aus der Heimat ersetzen soll. Milieu und Arbeitsverhältnisse sind primitiv, aber gerade das reizt den „Do it yourself"-Mann Schairer. Er muß für alles sorgen, vom Federhalter und Nagel in der Wand bis zum Telefon und den Setzern. Er möbliert sich ein Redaktionszimmer, läßt ein deutsches Feldtelefon legen, besorgt 70 Rollen Papier, läßt drei deutsche Soldaten für den Betrieb abkommandieren, sammelt die eingehenden Funktelegramme und holt sich eine ausreichende Unkostenbewilligung und Holz zur Heizung von seiner Division. „Ich finde in dieser Arbeit, bei der man wirklich sieht, was man geleistet hat, trotz aller Scherereien und Unbequemlichkeiten meine Befriedigung," berichtet er seiner Frau. Und: „Ich genieße das Vertrauen des Divisionsstabs und des Soldatenrats, dessen Vorsitzender Kinkel (ein Göppinger Sozialdemokrat) mich gestern zu einer Besprechung mit dem Zentralrat von Odessa in seine Residenz, das Zarenschloß, berufen hat."[113]

Als Journalist seiner „Demob"-Einheit hat er gerade noch die Möglichkeit, den Divisionskameraden sein Programm für ein gemeinwirtschaftlich orientiertes Deutschland auseinanderzusetzen. Er tut es in einem überaus vorsichtig geschriebenen Artikel, wiederum mit dem Rathenau-Vorspruch, den er seiner Flugschriftenreihe vorangestellt hat.[114] Schairer zitiert die radikale sozialistische Forderung der „Vergesellschaftung der Produktionsmittel" und das polar entgegengesetzte kapitalistische Diktum, das nur die Privatinitiative als Motor der Wirtschaft gelten läßt. „Wer hat Recht?" fragt

er. Seine Antwort: „Beide und keiner von beiden. Das praktisch Richtige liegt in der Mitte: die Gemeinwirtschaft. Und die gemäßigten Erklärungen der deutschen Volksregierung, wie die Einsetzung einer Kommission für Sozialisierung der Wirtschaft, in der ein Verkünder der Gemeinwirtschaft wie Walther Rathenau an leitender Stelle steht,[115] zeigen, daß man in Deutschland diesen Weg gehen will."

Eine volle Verwirklichung des sozialistischen Wirtschaftsideals wird nach Schairer „solange nicht möglich sein, als die christliche Moral der Nächstenliebe nicht durchdringt". Zu bedenken sei, daß eine Anzahl industrieller Großbetriebe schon durch die Unpersönlichkeit ihrer Form, der Aktiengesellschaft, anzeigten, daß sie reif seien, allmählich in den Besitz der Allgemeinheit überzugehen. Aber auch eine sozialistische Regierung werde bei der Durchführung ihres Programms „nüchtern und vorsichtig" taktieren müssen. „Solange die Menschen sind, wie sie sind, wird das private Privatinteresse niemals ganz ausgeschaltet werden können. Es handelt sich lediglich darum, es mit dem Allgemeininteresse in Einklang zu bringen: ihm dort entgegenzutreten, wo es diesem widerstreitet. Das will die Gemeinwirtschaft: das Gewinnstreben des Einzelnen nicht ausschalten, sondern einspannen; den Einzelnen verdienen, auch viel verdienen lassen, aber nur, wenn sein Unternehmen gleichzeitig der Allgemeinheit zum Nutzen dient."

Schairer verlangt öffentliches Einschreiten gegen gewisse Zweige der Industrie, die Rohstoffe, Kapital und Arbeit in der Produktion von „'Neuheiten', Modetand und Luxusartikeln" verschwenden. Er wendet sich gegen die „Saisonindustrie", deren Tendenz, jedes Jahr neue Muster und Abarten zu schaffen, der Gesamtwirtschaft nur schade. Überhaupt sei „der privatwirtschaftliche Handelsgrundsatz, daß der Umsatz möglichst zu steigern ist, sehr bedenklich". In der Landwirtschaft solle der Privatbesitz – abgesehen von Maßnahmen gegen die Bodenspekulation – nicht angetastet werden. „Dagegen", resümiert Schairer, „wird sich ein auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage aufgebautes Staatswesen die Kontrolle über die Einzelwirtschaften sichern und sich im Interesse der Gesamtheit ordnende Eingriffe vorbehalten müssen, wo Eigenwille und Profitsucht, unvollkommene Organisation und Gegeneinanderarbeiten den Gang des gesamten Apparats der Volkswirtschaft verteuern, hindern oder stören".

Die Anfänge von Weimar

Weihnachten 1918 war Schairer in der Heimat zurück, als Zivilist, im Kreise seiner wachsenden Familie und an dem Redaktionstisch, den er so schmerzlich vermißt hatte. Die Lage in Berlin war äußerst unsicher. Am Weihnachtsabend kam es um das Berliner Schloß zu blutigen Kämpfen zwischen der Volksmarinedivision und Regierungstruppen. Demonstrativ schieden die Vertreter der unabhängigen Sozialdemokratie aus der Regierung Ebert aus. In der ersten Januarhälfte 1919 folgte der Spartakusaufstand. Inmitten der Wirren jener Tage gab es für Schairer einen großen Lichtpunkt: der Sozialdemokrat Rudolf Wissell, ein Anhänger der Gemeinwirtschaftsidee, wurde zum Reichswirtschaftsminister berufen, und er holte sich als Unterstaatssekretär Schairers Bundesgenossen Wichard von Moellendorff.

Der Leitartikel, den Schairer zum Jahreswechsel schreibt, ist auf einen neuen Ton gestimmt. Leidenschaftlich klagt er die frühere kaiserliche Regierung an: „Es ist so gegangen, wie einmal ein Engländer gesagt hat: daß die Deutschen viele Schlachten, ihre Feinde aber den Krieg gewonnen haben, und leider haben gewisse verblendete Führer in einer Art von verzweifelter Spielerwut sich die Erkenntnis, daß es so enden wird, erst von der hereinbrechenden Katastrophe aufzwängen lassen." Auch die Presse habe man vollkommen im Unklaren gelassen, „unter der Zensur der militärischen Gewalthaber unter dem eisernen Zwang Ludendorffs, der in Wirklichkeit in Deutschland herrschte, bis er von der Revolution weggefegt wurde". **Gegen** die Sozialdemokratie könne in Deutschland „vorläufig nicht mehr regiert" werden; daß sie auf die Dauer allein werde regieren können, sei unwahrscheinlich; mit anderen Parteien aber werde sie nur dann fruchtbar zusammenarbeiten können, wenn „der Gedanke des vernünftigen Fortschritts und des Allgemeinwohls über Phantastik und reine Klassenpolitik endgültig den Sieg davontragen wird".[116]

Am Vorabend der Wahlen zur Weimarer Nationalversammlung warnt er vor den Deutschnationalen: „Die konservative Partei, die sich jetzt den Namen 'Deutschnationale Volkspartei', zugelegt hat, ist die Partei der preußischen Junker, deren Herrschaft über Preußen und Deutschland ganz gewiß kein Segen für uns war und hoffentlich für immer zu Ende ist. Kein guter Württemberger, denke er im übrigen wie er wolle, wird die Macht

dieser preußischen Kaste durch die Abgabe seines Stimmzettels wieder miterwecken helfen wollen."[117]

Zwei Themenkreise dominieren seine politischen Erörterungen während der ersten Monate der deutschen Republik: die Grundstruktur des Staats und die Gestaltung seiner Wirtschaft.

„Hinweg mit Preußen!" ist der Schlagworttitel seines Kommentars zum ursprünglichen Verfassungsplan des Staatssekretärs Hugo Preuß. Er findet dessen Idee des Einheitsstaates „schlechthin das Ei des Kolumbus für das deutsche Verfassungsproblem" und bedauert, daß die Deutsche Demokratische Partei Preußens und die württembergische Regierung den Preuß-Entwurf ablehnen.[118]

Später begrüßt er eine Erklärung des preußischen Ministerpräsidenten, Preußen sei bereit, in Deutschland aufzugehen, wenn die anderen Länder mitmachten: „Oft hat man in den kleineren Bundesstaaten gesagt: Wir wollen schon, aber Preußen soll vorangehen. Gut, jetzt geht Preußen voran. Die geschichtliche Verantwortung ist den übrigen Regierungen zugeschoben. Wenn sie jetzt **nicht** mitgehen, dann trifft sie die Schuld, wenn kein einiges Deutschland zustande kommt. Mögen sie sich dieser Verantwortung bewußt werden."[119]

Er beklagt es, daß der ehemalige Vizekanzler Friedrich von Payer „unter die Partikularisten gerechnet" werden müsse. Payer hatte auf die „gestiegene Selbständigkeit der nichtpreußischen Bundesstaaten" hingewiesen. Gerade das sei das Verhängnis, erklärt Schairer. „Die Bundesstaaten werden sich weiter befehden, hindern, aufeinander eifersüchtig sein, eine einheitliche deutsche Politik im Innern und sogar nach außen (Bayern!) unmöglich machen. Der Bundesrat wird als Bleigewicht am Reichstag hängen und eine starke einheitliche Führung durch den Präsidenten, die wir brauchen, ausschließen. Wenn Österreich, wie wir sehnlich wünschen, sich dem Deutschen Reich anschließt und wie Preußen ein 'gewisses Maß von Selbständigkeit' behält, dann werden wir den alten preußisch-österreichischen Dualismus, das geschichtliche Unglück Deutschlands, in neuer Gestalt wieder bekommen! ... Gebe Gott, daß wenigstens die Nationalversammlung sich zur deutschen Einheit bekennen wird. Sonst müßten wir es schließlich mit den A.- und S.- [Arbeiter- und Soldaten-] Räten halten, der einzigen Instanz, die sich rückhaltlos für den Einheitsstaat eingesetzt hat."[120]

Für die Abschaffung der Arbeiter- und Soldatenräte – oder die

Neugestaltung ihrer Rolle – setzt Schairer sich bereits Februar 1919 ein.[121] Er argumentiert, daß sie seit Bestehen der Nationalversammlung keine politische Instanz mehr sein können. Die Soldatenräte könnten, falls sie nicht mit dem alten Heer verschwänden, allenfalls als „rein innermilitärische Kontrollorgane über Verpflegungs- und Disziplinarfragen" fungieren. Aus den Arbeiterräten könnten die „früher so lange vergeblich erstrebten Betriebsausschüsse und Arbeiterkammern" werden. „Im Rahmen eines Wirtschaftsparlaments... könnte das Rätesystem vielleicht eine Auferstehung in neuem Gewande feiern, die für das Land von Segen wäre und viel zur Ausgleichung von Gegensätzen beitragen könnte, unter denen wir bisher gelitten haben und heute noch leiden".

Als die Rufe nach einer Rätediktatur lauter werden, erkennt er als Ursache die Mißstimmung über die Entwicklung der Demokratie im neuen Staat: „Die Revolution hat weite Kreise unseres Volkes und nicht bloß unter der Arbeiterschaft nicht befriedigt, die Nationalversammlung hat weithin enttäuscht; das läßt sich heute nicht mehr leugnen. Die beiden großen programmatischen Ideen der Revolution hießen Demokratisierung und Sozialisierung. Aber das Volk hat den Verdacht oder den Eindruck, daß damit nicht Ernst gemacht wird. Der Vorwurf ist nicht in seiner vollen Schwere berechtigt. Man **will** sozialisieren, aber von heute auf morgen geht das natürlich nicht. Immerhin hätten gewisse Grundlinien ohne Schaden für den Wirtschaftsertrag bälder und klarer festgelegt werden können; so ist z.B. vom Recht der Allgemeinheit auf den Boden noch kein Wort gesprochen worden. Man **will** demokratisieren, aber es war nicht möglich, den ganzen Apparat der alten Bürokratie über Nacht wegzufegen. Immerhin hätte es nicht geschadet, ein paar hundert Generale, Regierungspräsidenten, Landräte oder Oberamtleute bei Zeiten abzusägen, die erst jetzt nach und nach langsam neuen Männern Platz machen."

Schairer sieht die tiefe Wurzel der schleppenden Umwälzung: „Wie will eine Regierung die Selbstverwaltung in Wirtschaft und Politik durchführen, die selber der Bürokratie verfallen ist; Die politischen Parteien sind verbürokratisiert, die Gewerkschaften ebenso: also statt der alten eine neue Bürokratie. Ist das Revolution? fragt sich der betreffende Deutsche, der jetzt so gut wie früher eben nichts ist als Wähler oder 'Stimmvieh', wie der unzarte Ausdruck lautet. Daher der Ruf nach den Räten. Er entspricht einer Stimmung, keinem klaren Willen..."[122]

Bestürzt äußert sich Schairer zu Berichten über wirtschaftspolitische

Konflikte im Reichskabinett Gustav Bauer und einen möglichen erzwungenen Rücktritt Wissells und von Moellendorffs: „Ob die 'Planwirtschaft' von Moellendorff Sozialismus ist oder nicht, darüber mögen sich Leute streiten, denen es Spaß macht; uns kommt es darauf an, daß diese Planwirtschaft der **einzige** Weg der Rettung der deutschen Wirtschaft aus der Scylla des Bolschewismus und der Charybde der Entente-Sklaverei ist"[123] *[der Versailler Vertrag war am 28. Juni 1919 unterzeichnet worden].* Schairers Befürchtungen erwiesen sich als sehr berechtigt; einen Tag nach dem Erscheinen seines Artikels meldete die Berliner Presse den Rücktritt Wissells und Moellendorffs.

Eine wirkliche Neuordnung der Wirtschaft war – das hatte sich schon längst gezeigt – wegen der Kluft innerhalb der Reichsregierung unwahrscheinlich. Die Wissell-Moellendorff-Ideen waren den Vertretern der bürgerlichen Parteien als zu weitgehend, den Sozialisten, die dem Buchstaben des Erfurter Progamms (1891) folgten, als nicht weitgehend genug erschienen. So geschah nichts – außer Diskussionen. Und das hieß Aufschub aller sinnvollen Aktionen.

Begegnungen mit Rathenau

Zu diesem Zeitpunkt sieht Erich Schairer, der publizistische Wortführer der Gemeinwirtschaftsidee, ein Eingreifen Walther Rathenaus in die Auseinandersetzung als besonders wichtig an. Mehr als je bemüht er sich, den aristokratischen Demokraten aus seiner Reserve herauszulocken. Rathenau zögert. „Vor allem Propagandistischen in geistigen Dingen habe ich einen Abscheu", schreibt er in einem Brief an Schairer. „Wenn die Einsicht allein es nicht tut, so wird es die Zeit tun müssen, vielleicht auch die Gewalt, doch das Überreden in jeglicher Form ist mir zuwider."[124] Schairer läßt das nicht gelten. Er sucht Rathenau verschiedene Male auf, zuerst im Frühjahr 1919 in Berlin, dann im August 1919 in der Sommerwohnung Rathenaus in Freienwalde an der Oder. Und bei diesem zweiten Treffen ereignet sich das Unerwartete: Rathenau liest ihm aus seiner neuen Schrift vor, die er Schairer für seine Flugschriftenreihe zur Verfügung stellt.[125]

Es war, wie sich später ergeben sollte, Rathenaus letzte große wirt-

schaftspolitische Erklärung. Der Titel „Autonome Wirtschaft" verbarg den radikalen Charakter der Schrift, die Schairer stolz und ohne Aufschub veröffentlichte. Die Idee der „Aufhebung des Unternehmertums", die Rathenau darin skizziert, war schon in seinem Buch „Von kommenden Dingen" (1917) angedeutet. Der Plan sieht vor, daß die Arbeiter und Angestellten „unter einer allgemeinen, jedoch nicht belastenden Aufsicht des Staates" in die „vollen Rechte der Vorbesitzer" eintreten; daß diese während einer Übergangs- und Amortisationszeit die Rolle von Gläubigern spielen; daß Gilden als ausgleichende und kontrollierende Organe wirken.

Nach dem Erscheinen des Hefts gab es eine vorübergehende Verstimmung zwischen den beiden Männern. Rathenau beschwerte sich wegen des Textes der Bauchbinde. Schairer hatte ihn fanfarenhaft formuliert: „Zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist kein Friede mehr möglich! – Die Betriebe müssen von den Angestellten und Arbeitern übernommen werden! – Sie treten unter Abfindung der Aktionäre und sonstigen Besitzer unter Aufsicht des Staates in die vollen Rechte der Vorbesitzer ein!" Rathenau, der darüber nicht befragt worden war, protestierte: „Das, was die Schleife bietet, ist mehr als Sensation, es ist eine einseitige Charakteristik".[126]

Im Lauf des Jahres 1919 erschienen außerdem noch neun andere der insgesamt achtzehn Hefte der Reihe „Deutsche Gemeinwirtschaft". Rathenaus Schrift fand den stärksten Absatz, aber selbst sie drang nicht zu den breiten Massen vor.[127]

Ein Ultimatum

Der Verleger der „Neckar-Zeitung" hatte die Seitenaktivitäten seines Chefredakteurs mißbilligend toleriert. Jedoch war er nicht bereit, in den Spalten seines Blattes dieselben Theorien vertreten zu sehen, die Schairers Flugschriftenserie beherrschten. So attackierte Viktor Kraemer Schairers Redaktionsführung in einem ultimativen Brief. Verschiedene Artikel, bemerkt er, hätten ihn „erneut" zu der Frage gebracht, „ob ich nicht einen schweren Fehler begangen habe, als ich Ihnen die Redaktion der Neckar-Zeitung übertrug, und ob die Richtung, die Sie der Neckar-Zeitung geben, mit unseren Abmachungen bei Ihrer Anstellung auch noch entfernt über-

einstimmt". Er, Kraemer, habe es zwar für richtig gehalten, daß Schairer dem Blatt den Charakter eines deutsch-demokratischen Parteiorgans entzogen habe. Aber jetzt sei Schairer „in Anbetracht der Zusammensetzung des Leserkreises der Neckar-Zeitung nach der falschen Seite abmarschiert". Er müsse ihn deshalb fragen, „ob Sie so weitermachen wollen oder ob Ihnen eine Umkehr möglich ist. Ich muß leider annehmen, daß Sie nun antworten, Sie könnten nicht aus Ihrer Haut heraus". Er schätze Schairers übrige Arbeit an der Zeitung, könne es aber nicht zulassen, „daß allzusehr auf die Gutmütigkeit und Urteilslosigkeit des Lesers hineingewirtschaftet wird." Es steht fest, daß die übergroße Mehrheit der Neckar–Zeitungs-Leser nicht mit Ihnen geht."[128]

Der Verleger zitierte zwei Kommentare, die ihn besonders empört hatten. Beide hatten wirtschaftsdemokratische Forderungen unterstützt. Der erste Artikel handelte von den Reichstagskämpfen um ein Betriebsrätegesetz. Die Vertreter der Deutschen Demokratischen Partei hatten sich gegen die Teilnahme der Arbeiter an den Aufsichtsräten ausgesprochen, die Sozialdemokraten dafür – und ihnen hatte Schairer recht gegeben.[129] Der zweite Kommentar unterstützte eine Resolution der Münchner Deutsch-Demokratischen Partei, die für jede einzelne Industrie Selbstverwaltungskörper verlangte, in denen Vertreter der Industrie, der Arbeiter und der Angestellten nebeneinander sitzen sollten. „Was hier verlangt wird" – schrieb Schairer in einer Randbemerkung –, „ist nichts anderes als ein Bekenntnis zu den Grundsätzen der Wissell-Moellendorffschen Wirtschaftspolitik, deren Ablehnung durch die Regierung zu den Zuständen geführt hat, die jetzt durch den Absturz der deutschen Valuta gekennzeichnet sind".[130]

Scheitern eines Zeitschriftenplans

Schon seit einiger Zeit hatte Schairer gespürt, daß sein Ende an der „Neckar-Zeitung" bevorstand. Jetzt war es klar: in wenigen Monaten, vielleicht sogar Wochen, mußte er einen neuen Wirkungsort suchen. Vielleicht doch wieder Berlin? Er haßte den Gedanken daran. Moellendorff hatte ihm kurz vorher mitgeteilt: „Ich habe Wissell neulich vorgeschlagen, Ihnen die Redaktion einer neuen gemeinwirtschaftlichen Zeitschrift anzutragen, die er wahrscheinlich im Verlag Gesellschaft und Erziehung GmbH Berlin herausgeben wird".[131] Schairers Antwort: „Ich wüßte mir nichts, was ich lieber machen würde. Wenn ich frei wäre, würde ich bedingungslos Ja sagen. So aber kann ich es nur unter der Voraussetzung, daß ich die Arbeit neben meiner hiesigen Redaktion bewältigen kann ... und daß mein Verleger einverstanden ist".[132]

Nach dem Empfang des Kraemer-Schreibens verständigt er Moellendorff: „Was ich kürzlich über das Einverständnis meines Verlegers schrieb, das zur Übernahme der Redaktion einer Zeitschrift erforderlich sein werde, ist hinfällig. Ich bin im Begriff, von ihm sowieso wegen meiner unangenehmen wirtschaftspolitischen Haltung hinausgeschmissen zu werden".[133]

Schairer nimmt an einer Besprechung mit Wissell, dem unabhängigen Sozialisten Däumig und anderen Anhängern der planwirtschaftlichen Idee in Berlin teil. Nach dem Treffen (wobei er auch mit dem interessierten Verleger, Albert Baumeister, sprach) rät Schairer, die neue Zeitschrift (Titel: „Gemeinwirtschaft") nicht als Wochen-, sondern als Zweiwochenschrift herauszubringen.[134]

Wenige Tage später, am 18. Oktober 1919, trifft Schairer in Stuttgart Rathenau, „der auf der Heimreise von der Schweiz dort Station machte und mich auf ein paar Stunden zitierte". Rathenau habe „ziemlich Interesse" an dem Projekt und einen Plan dazu entwickelt, „der sich zwar augenblicklich wohl nicht verwirklichen läßt, aber immerhin im Auge behalten werden sollte". Danach sollte die Zeitschrift „aus regelmäßigen Zusammenkünften der Hauptmitarbeiter heraus entstehen" Die Mitarbeiter sollten sich jede Woche zu ernsten Gesprächen vereinigen, und die Zeitschrift würde dann Nummer für Nummer zum „Sitzungsprotokoll"; sie sollte eine geistige Atmosphäre schaffen „wie anno 1812/13 oder so". Schairer sieht Einwände

dagegen, „aber etwas ist dran". Er bedauert, daß die jüngsten Berliner Diskussionen nicht aufgezeichnet worden seien; das nächste Mal sei ein Stenogramm wünschenswert, das unter Umständen veröffentlicht werden könnte.[135]

Moellendorff, der zur Verzweiflung Schairers eine persönliche Animosität gegen Rathenau entwickelt hatte, antwortet: „Rathenaus Vorschlag grassiert zur Zeit bei allerhand Leuten. Ich hörte neulich zufällig, daß auch Stefan Großmann mit etwas Ähnlichem umgeht". Aber er könne sich vorstellen, „daß fruchtbare Unterhaltung, in einer Art Polylog wiedergegeben, einen ebenso guten Zeitschriftenstoff darstellt wie eine Reihe von Aufsätzen".[136]

Es folgte die Jagd nach dem nötigen Kapital. Der in Aussicht genommene Verleger betrachtete zum Start 100.000 RM als erforderlich und wollte davon selbst 20.000 DM stellen.[137]

Schairer ist optimistisch. Wissell bestärkt seine Zuversicht: „Es ist ... mit Bestimmtheit zu rechnen, daß die Zeitschrift am 1. Januar 1920 erscheint".[138]

„Das Kapital wird aufgebracht werden,"versichert Schairer. „Im Notfall glaube ich bestimmt, Rathenau dafür interessieren zu können". Ein Vortrag Wissells sei bereits als Spitzenartikel für die erste Nummer druckfertig.[139]

Aber innerhalb weniger Tage platzte die Seifenblase. Moellendorff hatte sich um Geldgeber bemüht, aber nichts als Absagen erhalten. Rathenau hatte Schairer über „ähnliche Pläne" seines eigenen Verlegers S. Fischer informiert und mit Wissell „über die Voraussetzungen eins Zusammengehens mit Fischer" gesprochen. Dafür war Schairer jedoch nicht zu haben: „Mir scheint überhaupt ein Zusammengehen mit einem Ästheten- und Salonverlag wie S. Fischer nicht möglich, wenn wir etwas für Arbeiter machen wollen".[140]

Auch Rathenau verständigt er von seiner Ablehnung. Der Brief ist verloren gegangen wie ein beträchtlicher Teil der Rathenau-Papiere, aber in einem Schreiben Schairers an Moellendorff heißt es: „Ich habe Rathenau offen mitgeteilt, daß ich von der Idee nicht viel halte". Und: „Nach Berlin gehe ich nicht, außer wenn mir das Wasser bis an die Kehle steigt. Ich habe Frau und vier kleine Kinder. Die kann ich nicht nach Berlin verpflanzen. Ich bin es ihnen schuldig, daß ich vorher die letzten Anstrengungen mache, hier mein Brot zu verdienen."[141]

Das letzte Wort in der Episode spricht der Spötter Schairer: „Eine geplante Zeitschrift 'Gemeinwirtschaft' wird nicht zustande kommen, da nicht genügend Dumme sich zur Vorstreckung der Mittel gefunden haben."[142]

Inzwischen hatte Schairer sich mit dem Verleger Viktor Kraemer darauf geeinigt, daß er am 1. Dezember 1919 die Redaktion der „Neckar-Zeitung" niederlegen werde. Durch die Indiskretion einer Stuttgarter Korrespondenz gelangte die Nachricht verfrüht an die Öffentlichkeit. Schairer bestätigte sie am 8. November in einer Notiz „An die Leser der 'Neckar-Zeitung'": „Der Grund für mein Ausscheiden aus der 'Neckar-Zeitung' liegt darin, daß der Verlag sich dem von mir vertretenen wirtschaftspolitischen Standpunkt nicht glaubt anschließen zu können."

In derselben Nummer des Blattes findet sich Schairers politisches Abschiedsbekenntnis. In einer Glosse zum Jahrestag der deutschen Revolution betont er die Diskrepanz zwischen dem Erfüllten und dem Unerfüllten. Die Revolution habe die Verwirklichung alter demokratischer Forderungen gebracht, im Sozialismus aber sei sie „taumelnder Beginn, erster Schritt, unvollendeter Versuch. Hier steht 1918 nicht am Ende einer Kette, sondern als erstes Glied einer neuen, deren Fortgang und Ausgang uns noch dunkel ist". Im Augenblick „heißt die nächste Forderung nicht soziale Gerechtigkeit, sondern Hebung der Produktion um jeden Preis". Der Sozialismus bleibe „Fernziel", aber als solches bleibe er, „und jeder kleine Schritt, den die wirtschaftliche Entwicklung künftig macht, wird – gewollt oder ungewollt – auf ihn hinführen".

Kraemers Ressentiment gegen Schairer erreichte damit den Siedepunkt. Er konnte den vereinbarten Kündigungstermin nicht mehr abwarten. „Sein" Blatt mußte raschestens umgesteuert werden. So kam es zu der weißen Lücke in der „Neckar-Zeitung" vom 15. November 1919 und zu Schairers Abgang am gleichen Tag.

Der unerhörte Zensurakt hätte in der deutschen Presse einen Sturm der Entrüstung heraufbeschwören müssen. Statt dessen Schweigen im Blätterwald. Die Vertreter der „öffentlichen Meinung" der Republik hatten nicht genügend Weitblick, einem der ihrigen beizuspringen. Die Republik hatte nicht den Mut zur Selbstverteidigung. Sie krankte bereits in ihren Jugendtagen.

Im wesentlichen waren es einige sozialistische Regionalblätter, die den „Fall" aufgriffen, vorab das Heilbronner „Neckar-Echo". Das Blatt erhielt

viele Zuschriften, deren Verfasser, wie es sagte, „in der Entlassung Schairers eine scharf zu verurteilende Vergewaltigung der Geistes- und Gewissensfreiheit erblicken". „Die meisten Zuschriften stammen aus Kreisen der Intellektuellen, und mehrere versichern uns, daß sie eine Zeitung, deren Inhalt das Produkt geistiger Knechtsseligkeit sei, nicht mehr abonnieren könnten". Der Verlag Kraemer scheine „nach dem Tode Naumanns die Absicht und den Willen zu haben, die 'Neckar-Zeitung' in rechtsnationalistische Bahnen zu lenken".[143]

Theodor Heuss reagiert auf die Nachricht vom Abgang Schairers mit olympischer Gelassenheit. Er schrieb seinem Redaktionsnachfolger: „Ich habe mir zwar selber ein Bild darüber gemacht, daß die Hartnäckigkeit, mit der Sie Unitarismus und Rätegedanken plus Planwirtschaft vertraten, nicht gerade Saiten des Mitschwingens bei ihm [Kraemer] wecken würde, aber daß daraus eine plötzliche Trennung kommen würde, dachte ich nicht".[144]

Menschlichen Anstand bezeugte ein Privatbrief an Schairer von dem Chefredakteur des deutschnationalen Heilbronner „General-Anzeigers". Otto Kienzle bedauerte, „daß ich in meiner Zeitung nicht in der Lage bin, für Sie einzutreten, wie ich es wünschte" (der „General-Anzeiger" erschien ebenfalls im Verlag Kraemer). Er werde aber „nicht ermangeln, auch mit Rücksicht auf die Wahrung unserer Standesehre den Fall in der nächsten Verhandlung des Württ. Journalisten- und Schriftstellervereins zur Sprache zu bringen". „Man kann anderer politischer Meinung sein als Sie und doch Ihren Mut und Ihre Überzeugungstreue anerkennen", erklärte Kienzle.[145]

Von einer darauffolgenden Aktion des Württ. Journalisten- und Schriftstellervereins ist allerdings nichts bekannt geworden.[146]

Gründung der „Sonntags-Zeitung"

In kurzer Zeit arbeitete Schairer sich aus dem Debakel heraus. Wie in anderen kritischen Augenblicken seines Lebens suchte er seine Enttäuschung und Wut zunächst durch physische Arbeit abzureagieren. „Nach der fristlosen Entlassung durch den Verleger Kraemer stand er drei Tage lang im Keller seines Hauses und hackte Holz", besagt eine Aufzeichnung der Familie.[147]

Nach drei Wochen schrieb er an Rudolf Wissell: „Zunächst werde ich versuchen, hier am Ort [in Heilbronn] eine Wochenzeitung ins Leben zu rufen. Wenn das auch mißlingt, werden sich schon nach Möglichkeiten auftun. Aber wegen meiner Familie muß ich zuerst sehen, ob ich mich nicht am Ort selber halten kann. Wenn die Zeitung zustandekommt, wird sie selbstverständlich die Idee der Gemeinwirtschaft vertreten."[148]

Seinen Freund Moellendorff informiert er von der Absicht, eine Wochenzeitung „nach dem Vorbild der [Berliner] 'Welt am Montag'" zu gründen. Schairer berichtet gleichzeitig, Stefan Großmann habe ihn auf Moellendorffs Veranlassung zur Mitarbeit an seinem „Tage-Buch" aufgefordert („Wollen sehen, was dabei herauskommt").[149]

Rasch wird die Absicht zur Tat. Wieder an Moellendorff, am 27. Dezember 1919: „Ich habe jetzt die Wochenzeitung ... gegründet und muß ihr meine ganze Kraft widmen. Halbe Arbeit darf ich hier und will ich dort nicht machen. Ergo: Verzicht, auch wenn Honorar zu locken scheint (schließlich ist man als armer Teufel ja Versuchungen unterworfen). – Aus diesem Grund habe ich auch Großmann abgeschrieben, obwohl ich bereits halb zugesagt hatte. Immerhin werde ich vielleicht zu *gelegentlicher* Mitarbeit an seiner Zeitschrift gelangen."[150]

Die erste Nummer des neuen Blattes erschien am 4. Januar 1920. Die „Heilbronner Sonntags-Zeitung" war die Schöpfung einer unheimlichen Energie, die gleichzeitig hundert Hebel in Bewegung setzte. Schairer war zunächst sein eigener Verleger, Redakteur, Sekretär, Inseratenchef, Abonnentenwerber, Streifbandschreiber, Postlaufbursche.[151] Es stellte sich heraus, daß er weit über seinen Wirkungsort hinaus über ein großes Reservoir guten Willens verfügte. Als er die Gründung des Blattes durch Anschläge an Zäunen und Litfaß-Säulen ankündigte, flogen ihm nicht nur Sympathien, sondern auch Bestellungen zu. Und Inserate, die zunächst die

letzte Seite der vierseitigen Zeitung (Berliner Format) füllten. Schairer hatte sein Ideal der inseratenlosen Zeitung keinswegs aufgegeben. Er blieb entschlossen, es so rasch wie möglich zu verwirklichen. Aber für den Anfang brauchte er dringend eine zusätzliche Einnahme zu den Abonnementsgeldern.

Auch mußte er die Mitarbeiter mit Honorarzusagen vertrösten. „Das dicke Ende: ich kann dir vorläufig kein Honorar zahlen"; schreibt er an Hans Erich Blaich (Dr. Owlglass); „du mußt mir ein Jahr Kredit geben. Wenn die Zeitung ein Jahr alt ist, dann geht sie und du bekommst dein Honorar nachbezahlt."[152]

Blaich meinte, Schairers neues Unternehmen sei „doch wohl nur ein Provisorium ..., sozusagen ein kleiner Trainierplatz, damit dein Gaul nicht aus der Übung kommt, bis ihm wieder größere Aufgaben zugeteilt werden".[153]

Das Blatt erwies sich als sehr zählebig. Erst 1937 fiel es dem Hitlerregime zum Opfer. Und es war nicht ein Platz der Übung, sondern der journalistischen Meisterschaft.

„Mein Programm"

Der zielsetzende Leitartikel Erich Schairers ist das Manifest eines Unabhängigen und Überparteilichen:

„Das arme deutsche Volk ist durch die Borniertheit und Leichtfertigkeit einer Regierung, die seinem Erleben und Erleiden fremd und verständnislos gegenüberstand, in einen unglückseligen Krieg hineingerissen worden. Während dieses Kriegs hat eine politisch unfähige, rücksichtslose Militärkaste die Macht an sich gerissen und die sich mehrfach bietenden Gelegenheiten zu einer vernünftigen Liquidierung des Kriegs von sich gewiesen. Dann hat sich das alte Sprichtwort 'Hochmut kommt vor dem Fall' erfüllt. Die militärische Niederlage hätte jedoch noch nicht ohne weiteres eine politische zu werden brauchen, wenn nicht durch die Schuld des Unglücksmenschen Ludendorff ein voreiliger und kopfloser Waffenstillstand geschlossen worden wäre. Er drückte das Siegel auf den vollkommenen Zusammenbruch. In ihm sind die alten

politischen und militärischen Gewalten verschwunden. Die Revolution hat Kaiser und Könige, Generäle und Minister hinweggefegt und die deutsche Republik, den hundertjährigen Traum der Patrioten, erfüllt. Aber es war ein schlimmes Erbe, das sie antreten mußte. Wohl waren die schuldbeladenen Häupter verjagt; aber die Folgen der Vergangenheit waren damit nicht aus der Welt geschafft. An diesen bitteren Folgen haben wir jetzt zu würgen, und wir wissen beim Anbruch dieses kommenden schweren Jahres noch nicht, ob wir nicht daran ersticken werden.

Ob wir wieder aus dem Elend herauskommen werden, hängt von zweierlei Umständen ab. Einmal von dem in mehr als einer Beziehung zweifelhaften Wohlwollen der bisher feindlichen Regierungen. Es wäre schlimm, wenn wir uns darauf allzusehr verlassen wollten oder sogar einzig verlassen müßten, wie Österreich. Und umso weniger wird dies nötig werden, je mehr wir selber die Kraft finden, uns aufzuraffen. Das heißt: je entschlossener, entsagender, ernsthafter wir uns zu gemeinsamer, planvoller Arbeit im Dienste des deutschen Vaterlands zusammenschließen.

Leider ist von einem solchen Zusammenschluß, von einem sieghaften Erwachen des Solidaritätsgedankens (das verstehe ich auch unter Sozialismus und Sozialisierung) bisher in Deutschland nicht viel zu bemerken. Weder politisch noch wirtschaftlich noch sozial. Die Vereinigung der deutschen Einzelstaaten zum **einen** Deutschland wird zwar mehr und mehr als nationale und wirtschaftliche Notwendigkeit eingesehen, aber noch ist die Bereitschaft dazu über Trägheit und Eigenbrödelei nicht Herr geworden. Die alten Parteien sind mit neuen Firmenschildern wieder auferstanden und zanken sich über dieselben Worte (denn zu Taten kommt es nicht) und mit denselben widerlichen Methoden wie früher. Der Zusammenschluß der wirtschaftlichen Gruppen und ihre Einodnung in einen planvoll funktionierenden Gesamtorganismus ist zwar weithin als wünschenswert und vernünftig erkannt; aber noch steht Industrie gegen Handel, Stadt gegen Land, Verbraucher gegen Erzeuger; und der wirtschaftliche Egoismus feiert höllische Triumphe. Die Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber, der Friede zwischen den Ständen und Klassen, wird zwar unermüdlich gepredigt; aber alle Predigt hat die tiefe Kluft der Entfremdung und des Übelwollens, die von altersher befestigt ist, noch nicht zuschütten können. Wir leben dem Buchstaben nach in einer sozialen und demokratischen Republik; aber der Geist des Sozialismus und der Demokratie, der Rücksicht, Verständnis, Wohlwollen und Gerechtigkeit bedeutet, ist nicht zum Leben erwacht.

Diesem Geiste wird diese Zeitung dienen. Sie wird eintreten für die Gleichberechtigung aller Volksgenossen ohne Unterschied des Standes oder Berufs und für das Recht der Allgemeinheit, das vor dem Einzel- oder

Gruppeninteresse rangiert; sie wird kämpfen gegen Standesvorurteile und Eigennutz, gegen jedwede Ungerechtigkeit und das Erbübel der Deutschen: die Zersplitterung. Der deutsche Einheitsstaat, die Gemeinwirtschaft und die Wahrung der Menschenwürde sind ihre drei Leitsterne für Politik, Wirtschaft und Gesellschaftsordnung. Sie wird national und sozial sein. Aber wie sie innerhalb des Volkes für Frieden und gegenseitiges Verständnis eintreten wird – das bedeuet 'sozial' –, so wird sie auch in der äußeren Politik nicht etwa nationalistisch und national verwechseln. Auch die Völker und Nationen sind zur Gemeinschaft bestimmt und nicht zur gegenseitigen Zerfleischung. Sie sollen und werden einander anerkennen und verstehen lernen. Die Völker hassen sich nicht; trotz aller giftigen Saat, die von falschen Führern und ihrer Presse ausgestreut worden ist und jetzt wieder ausgestreut wird. Auch diese Verhetzung soll hier kein Echo finden.

Es mag vielleicht gewagt sein, in dieser Zeit und unter solcher Devise eine Zeitung ins Leben zu rufen. Sei es gewagt! Wenn der Widerhall ausbleiben sollte, dann umso schlimmer – nicht sowohl für mich als für das Gemeinwesen."[154]

Schairers Grundidee war, seine Leser zum politischen Denken zu erziehen. Sechs Jahre nach der Gründung seines Blattes bestätigte er dessen Funktion als Oppositionsorgan, fügte aber hinzu, daß er „kein Parteimann im engeren Sinne" sei und „meine Zeitung keiner der mir von Fall zu Fall nahestehenden Linksparteien verschreibe, auch der sozialdemokratischen nicht, à la suite deren ich mich bei Wahlen und dergleichen zu finden pflege". Es sei kein Verrat des eigenen Lagers, wenn man eine Persönlichkeit oder Handlung des gegnerischen billige, und kein Beschmutzen des eigenen Nestes, wenn man dessen Unsauberkeiten und schwache Stellen kritisiere.

„Ich stehe," erklärte Schairer, „auf eigenen Füßen und möchte auch die anderen Menschen um mich her gerne auf solchen stehen sehen. Ich bin keineswegs des Glaubens, daß ich im Besitz der alleinigen und patentierten Wahrheit sei. Ich möchte haben, daß auch die anderen, wie ich, nach der Wahrheit suchen, sie aber dabei gerne ihren eigenen Weg gehen lassen. Ich hoffe, der Inhalt der Zeitung wird so verstanden. Meine Leser sollten nicht von der Unfehlbarkeit, nur vom guten Willen ihrer Zeitung überzeugt sein. Ich will, daß sie auch diese prüfen, daß sie nachdenken über das, was darin steht; nicht etwa, daß sie, wie der Stammtischbruder, auf sein Leibblatt, darauf schwören sollen. Wenn mancher, der eben auch gerne geführt sein

möchte, in der Sonntags-Zeitung des ersehnte Leitseil nicht findet: dem kann ich nicht helfen, für den bin ich nicht da, er möge sich ein Parteiblatt kaufen."[155]

Motivation und Struktur

So präzis gehämmert Schairers „Programm" für das neue Blatt auch war: **zwischen** den Zeilen stand noch mehr als **in** ihnen. Er verschwieg, daß das Erleben der Kriegsjahre ihn von der politischen Linie seines Lehrmeisters Friedrich Naumann weggeführt hatte.[156] Aber sein neuer Standort machte die Distanz klar. Schairer war immer noch von den sozialen und sozialistischen Impulsen Naumanns befeuert, hatte aber dessen Nationalismus über Bord geworfen. Und ohne Zweifel hatte er nachträglich auch den imperialistischen Charakter der „Deutsch-Türkischen Vereinigung" Ernst Jäckhs durchschaut, obwohl er sich auch darüber nicht direkt aussprach. Aber die Empörung über das Verhalten der kaiserlichen deutschen Kriegsführung, die das deutsche Volk planmäßig jahrelang im tiefsten Dunkel gehalten hatte, und der Wille, die dafür verantwortlichen Kreise systematisch aus dem Staatsapparat der jungen deutschen Republik auszuschalten, wurden die Leitmotive Schairers und seiner „Sonntags-Zeitung". Er haßte jedes Dogma, sei es religiöser, philosophischer oder politischer Art. Er wollte die Diskussion, rief zur Überprüfung der Traditionen, schürte die schöpferische Skepsis.

Es gelang ihm tatsächlich, ein süddeutsches Pendant zur „Welt am Montag" Hellmut von Gerlachs zu schaffen. Das Berliner Blatt begrüßte den südlichen Weggenossen mit seinem „von Anfang an klar erfaßten Ziel, völlig unabhängig zu sein und um jeden Preis die Wahrheit zu sagen". Die „Sonntags-Zeitung", schrieb die „Welt am Montag", sei „frisch, urwüchsig und dabei doch kultiviert, überdies sehr geschickt aufgemacht".[157]

Allerdings hatte Schairer weit weniger Raum zur Verfügung als seine Berliner Kollegen. Sein redaktioneller Teil umfaßte zunächst nur drei Seiten. Er mußte also mit jeder Zeile geizen. Nur wenige größere Artikel konnten im politischen Teil und im Feuilleton – „unter dem Strich" – stehen. Notizen und Minikommentare mußten eine Hauptrolle spielen.

Schairer verwandelte die Beschränkung in ein Positivum. Er war von Haus aus ein Stilist von äußerster Ökonomie, ein Verächter des Schönredens und des „wattierten" Schönschreibens. Von dem Chefredakteur Georges Clemenceau wurde – richtig oder apokryph – behauptet, er habe unter seinen Redaktionskollegen ein Memorandum zirkulieren lassen: „Wer ein Adjektiv verwenden will, bedarf meiner Zustimmung!" Das Wort hätte von Schairer stammen können. Sinnlose Eigenschaftswörter waren ihm ebenso ein Greuel wie lange, auf Stelzen einhergehende Phrasen. Reduktion auf das Wesentliche: das hatte für den Schriftsteller wie für den Redakteur zu gelten.

Wer Schairer während der Anfangsjahre seiner Zeitung an seinem Stehpult arbeiten sah, wird das Bild nie vergessen. Der Mann mit dem scharfgeschnittenen Gesicht und dem tonsurähnlichen Haarschnitt, der die Manuskripte für die nächste Nummer zurechtmachte, reagierte wie ein auf seine Beute herabschießender Habicht. Rücksichtslos strich oder änderte er, was ihm nicht behagte. Dann preßte er die Feder wieder solange zwischen die Zähne, bis die nächste Aktion fällig war. Er hatte die sorglose Unbarmherzigkeit, die den großen Redakteur kennzeichnet.[158]

„Kleinigkeiten"

Reichtum und Vielfalt des Blattes wurden durch aktuelle Meldungen „Kleine Chronik", „Neueste Nachrichten", „Das Wichtigste" Buchkritiken und -zitate und vor allem durch eine Rubrik geschaffen, deren unterkühlter Titel „Kleinigkeiten" von der Ironie Schairers geprägt war. Denn an dieser Stelle rollte ein Kaleidoskop ab, das die Zeitereignisse hinter den Schlagzeilen und besonders die Schwächen der Weimarer Republik in scharfer Kontur enthüllte. Etwas von dem hellen Geist Lichtenbergs, aber auch von dem Draufgängertum der „Deutschen Chronik" Schubarts und dem Ingrimm der „Fackel" von Karl Kraus war in diesen Spalten zu spüren.

Zum Beispiel in dem knappen Satz, mit dem Schairer den deutschen Antisemitismus verdammt:

„**Professor Einstein,** der weltberühmte Vertreter der Relativitätstheorie, soll aus Berlin weggeekelt werden, weil er Jude und Pazifist ist. – Ich fange bald an, mich zu schämen, ein Deutscher zu sein."[159]

Oder in einer Glosse über das Hakenkreuz:

„**Der richtige Platz.** Ein Übervölkischer hat im holden Wahn, der alle Hakenkreuzler ziert, ein großes Hakenkreuz aus Blech gefertigt und dem Ochsen auf der Fleischbrücke in Nürnberg umgehängt. Dort hing es, dem Gelächter aller halbwegs Normalen preisgegeben. Schade, daß die Feuerwehr das Ding bald drauf herunterholte. Es wäre da am richtigen Platz gewesen."[160]

Der Pazifist spricht bei einer Meldung aus Rußland:

„**Ein Märtyrer.** Nach dem 'Kriegsdienstgegner' (Nr. 23) ist ein russischer Student aus Tula, der sich als Anhänger Tolstois weigerte, Kriegsdienst zu leisten, zu drei Jahren Gefängnis verurteilt und dann von der höheren Instanz ins Irrenhaus geschickt worden, wo er bleiben soll, bis er sich anders besonnen hat. – Wann wird einmal die Zeit kommen, wo man die Militaristen, nicht die Pazifisten, für irrenhausreif halten wird?"[161]

Der Kirchengegner stellt eine Frage, die sich auf zwei Wörter beschränkt:

„**Faules Holz.** Der 'Frankfurter Generalanzeiger' berichtet: 'Während einer Missionspredigt in Bad Kreuznach gab es eine nicht geringe Aufregung. Während der Predigt stürzte die Kanzel samt dem Pater ab. Bei dem Sturz erlitt der Prediger leichte Verletzungen. Der Unfall ist wohl auf das faule Holz der Streben zurückzuführen.' – Ein Sinnbild?"[162]

Der Höhepunkt der deutschen Inflation während der zwanziger Jahre wird so notiert:

„**Banknoten.** Die Ungarn lassen ihre Banknoten in der Schweiz drucken; die Schweizer in England. Da sind wir doch bedeutend leistungsfähiger".[163]

Ebenso prägnant ist eine Marginalie zur beginnenden Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre:

„**Neugieriger.** Nein, Sie irren sich: das Plakat, das Sie letzte Woche an jeder

Stuttgarter Anschlagesäule kleben sahen: 'Völker, singt', ist keine Aufforderung. Eine solche wäre auch verfehlt; die Völker ziehen es vor, mit dem Magen zu knurren."[164]

Die deutsche Vereinsmeierei wird mit einer kleinen Statistik getroffen:

„**Deutsches Wesen.** In Rübenach bei Koblenz, 250 Einwohner, gibt es 44 Vereine. Das heißt: Männer, Frauen, Greise, Kinder, Säuglinge mit eingerechnet, kommt auf sechs Personen ein Verein."[165]

Schließlich eine „Kleinigkeit" aus USA:

„**Der legale Mord.** In Amerika hat man an einem Chinesen eine neue Hinrichtungsart ausprobiert: Gas. Er war nach 30 Sekunden bewußtlos, nach 6 Minuten tot. – Gott segne das ehrbare Handwerk!"[166]

Die Mitarbeiter

Schairers Absicht, ein für breite Volksschichten lesbares Blatt zu schaffen, spiegelte sich in der Wahl der Mitarbeiter. Er hatte ein heftiges Mißtrauen gegen die „Professionellen". Max Barth, der seit 1924 eng mit der Zeitung verbunden war, als fester Mitarbeiter und während längerer Perioden auch immer wieder als Redakteur, bemerkt in einem Erinnerungsartikel: „Eine logische Folge von Schairers Vorliebe für den gesunden Menschenverstand, für das allgemein Verständliche und für die schlichte, direkte Rede war es, daß auch ein nicht unwesentlicher Teil der Beiträge des Blattes von Nichtpolitikern und Nichtschriftstellern stammte, also von Lesern, die über irgendein Gebiet Bescheid wußten. Berufsschreiber schätzte er nicht sehr, obgleich wir beide ja auch solche waren. Als sich einmal Emil Ludwig unterfing, uns einige Beiträge zu schicken, sagte er: 'Die schicken wir ihm zurück! Das ist so ein Schriftsteller!'... Zu unseren Mitarbeitern gehörte z.B. ein Mann, der zwei Doktortitel hatte, aber ein Vagabund war. Er erschien ein- oder zweimal im Jahr auf der Redaktion, kam gerade von Italien oder Afrika, blieb ein Weilchen, erzählte und ließ zwei oder drei Artikel da."[167]

Schairer ermutigte einen Bankier, Abraham Gumbel, über die Kriegsschuldfrage, die Verantwortung für den Ersten Weltkrieg, zu schreiben. Gumbel hatte jahrelang jede freie Minute dazu benutzt, relevante Dokumente zu sammeln; die Buchregale in seiner Wohnung waren zum Bersten mit den Memoiren von Diplomaten, Militärs und Politikern gefüllt. In zahlreichen mit dem Pseudonym „Emel" signierten Artikeln verfocht er seine Überzeugung, das deutsche Volk sei an dem Krieg unschuldig gewesen, die Alleinverantwortung falle auf den Berliner Hof („Wilhelm und seine Handlanger").

Ein anderer publizistischer Selfmademan, den Schairers Blatt anzog, war Fritz Edinger, ein Frankfurter Arzt, dessen Sinn für historische Perspektive den der meisten Fachleute bei weitem übertraf; seine Aufsätze waren Warnungssignale, die dem Treiben der reaktionären Kräfte in Deutschland galten.

Konvertiten zum Pazifismus unter den früheren kaiserlichen Offizieren waren willkommene Gäste der „Sonntags-Zeitung", vorab der von der Zabern-Affäre her bekannte General Berthold von Deimling, der Generalmajor Freiherr Paul von Schoenaich und der aus Bayern stammende Generalstabsoffizier Franz Carl Endres, dessen tief fundiertes Werk „Die Tragödie Deutschlands. Im Banne des Machtgedankens bis zum Zusammenbruch des Reichs" anfänglich anonym erschienen war („Von einem Deutschen").

Schairers Kirchengegnerschaft und Agnostizismus fanden ein Echo in den Beiträgen von Paul Sakmann, Immanuel Herrmann und Wolfgang Pfleiderer, drei Stuttgarter Professoren, und Eduard Hertlein, der in einer vieldiskutierten Schrift die historische Existenz Jesu bestritten hatte. Die bedeutungsvollste Figur in dieser Gruppe war Kuno Fiedler, ein protestantischer Geistlicher, der in Sachsen aus dem Kirchendienst entlassen wurde, weil er Luthertum und Christentum als unvereinbar erklärt hatte.[168]

Schairers planwirtschaftlicher Zirkel war vor allem durch Wichard von Moellendorff vertreten; einige seiner Artikel sind nur mit drei Sternen gezeichnet, verraten den Autor aber ohne weiteres durch ihren Stil.

Für dichterische Satire sorgten, neben Owlglass, Mufti Bufti (Max Barth) und Tyll (Josef Eberle), dessen Talent Schairer entdeckt hatte.[169] Politischer Hauskarikaturist wurde später Hans Gerner, dessen Holzschnitte mitunter an George Grosz erinnern.

Der größte Teil des redaktionellen Inhalts stammte von Schairer selbst

und einem der drei Redakteure, die im Lauf der Jahre einander ablösten. Neben Max Barth gehörten Hermann Mauthe und Hermann List zu diesem Trio.[169a]

Sie alle bedienten sich einer Fülle von Pseudonymen: Schairer erschien auch als Adam Heller, Eugen Kazenwadel und Robert Rauschnabel; Mauthe als Frida Leubold; List als Fritz Lenz, Konrad Rieger, Hans Lutz, Jan Hagel und Pitt; Barth als Mufti Bufti, Mara Bu, Michael Bammert, Franz Kury, Karl Fehr, Peng, Jack, Knurrhahn (Vorbild war das Decknamen-Gespann Kurt Tucholskys in der „Weltbühne": Peter Panter, Theobald Tiger, Ignaz Wrobel, Kaspar Hauser).

Die Leser

Schairers wichtigste Stütze war die gegenseitige Loyalität zwischen ihm und den Lesern der „Sonntags-Zeitung". Er kannte viele von ihnen persönlich und pflegte ständig briefliche und mündliche Kontakte. An einigen Orten gab es Lesergruppen, die regelmäßig zusammenkamen und vor denen er immer wieder sprach. Lockende Angebote, deren Annahme seine Bindung mit dem Blatt gebrochen hätten, lehnte er ab. So bereits im Frühjahr 1920: „Ich habe mich entschlossen, einer Berufung als Sekretär der [zweiten] Sozialisierungskommission nach Berlin nicht Folge zu leisten. Ausschlaggebend war hierbei die Pflicht, die ich den Lesern der 'Heilbronner Sonntags-Zeitung' gegenüber empfinde und die mir eine Entfernung vom Ort der Herausgabe und ein Aufgeben der unmittelbaren Fühlung mit meinem Leserkreis in Heilbronn und Württemberg verbietet."[170]

Wer waren die Leser? „Zwanzig Prozent meiner Leser sind Arbeiter, vierzig Prozent Volksschullehrer", bemerkt Schairer im fünften Jahr der Zeitung gegenüber seinem Freund Hans Erich Blaich.[171] Vielleich war der Anteil der Volksschullehrer dabei ein wenig zu hoch gegriffen. Eine Leserliste vom Jahr 1936 nennt folgende Berufe der Abonnenten: Ingenieure, Pfarrer, Bibliothekare, Buchhändler, Buchbinder, Lehrer, Schuhmacher, Elektriker, Rechtsanwälte, Richter, Architekten, Jugendfürsorger, Fabrikanten, Kaufleute, Maler, Landwirte.[172]

Die erste Nummer war auf etwa 600 Exemplare beschränkt. Aber die Auflage stieg rasch. Schairer registrierte die Entwicklung in einem Überblick über das erste Jahrzehnt:

Mitte 1920: 2000	Mitte 1925: 5200
Mitte 1921: 3100	Mitte 1926: 5900
Mitte 1922: 3900	Mitte 1927: 5700
Mitte 1923: 3900	Mitte 1928: 6200
Mitte 1924: 4300	Mitte 1929: 6500[173]

Die höchste Auflage von 8000 Exemplaren wurde 1932 erzielt. Im ersten Jahr nach der nationalsozialistischen Machtergreifung, 1933, fiel die Auflage auf 6000, 1934 auf 4000, aber 1935 kletterte sie wieder auf 5500. Eine Berliner Vertriebsfirma allein setzte in diesem Jahr 1000 Stück ab.[174]

Merkwürdigerweise fand der Schwabe Schairer im Norden Deutschlands eine stärkere Resonanz als in seiner unmittelbaren Heimat – zwei Drittel der Auflage gingen in den späteren Jahren des Blattes nach Hamburg, Berlin, Leipzig, Magdeburg, Köln und anderen Städten des Nordens. Nur ein Drittel wurde in Süddeutschland verbreitet. Das Blatt hatte Leser in der Schweiz und in Österreich, in Frankreich, Skandinavien, Nord- und Südamerika – aber kaum in Bayern.[175]

Nach Stuttgart

Das Blatt, dessen lokales Material im Lauf der Zeit immer mehr zurücktrat, hieß vom Januar bis zum Oktober 1920 „Heilbronner Sonntags-Zeitung"; dann bis Oktober 1922 „Süddeutsche Sonntags-Zeitung"; seitdem nur noch „Die Sonntags-Zeitung". Und am 1. Juli 1925 siedelte Schairer von Heilbronn nach Stuttgart über.

Das war – abgesehen von persönlichen Gründen, die ihn geleitet haben mochten – auch für die Zeitung ein Gewinn. Denn Stuttgart war damals ein Experimentier- und Kampfboden für vieles Neue in Kunst, Theater, Literatur. Gerade hatte der Stuttgarter Kunstsommer 1924 mit seiner repräsentativen Ausstellung „Neue deutsche Kunst" internationale Aufmerksamkeit erregt – und den Protest örtlicher Spießer, deren „Sittlichkeitsgefühl" gegen Franz Marc, Heckel, Kirchner, Beckmann, Kokoschka

und Lehmbruck revoltierte. Drei Jahre später kam die Weißenhofsiedlung des Werkbunds mit den architektonischen Visionen von Le Corbusier, Mies van der Rohe, Scharoun und anderen. Sie wurde Geschichte und blieb Gegenwart. Fritz Busch setzte gegen das Treiben reaktionärer Cliquen die Opern des jungen Paul Hindemith durch. Franz Werfels „Spiegelmensch" und Alfred Neumanns Drama „Der Patriot" wurden in Stuttgart uraufgeführt. Der Dramaturg Curt Elwenspoek zeigte seinen Wagemut in dem freilich kurzlebigen kleinen Deutschen Theater in der Heusteigstraße. Dort inszenierte der kluge, vorwärtsblickende Kritiker des „Stuttgarter Neuen Tagblatt", Karl Konrad Düssel, einen denkwürdigen „Faust I".[176]

Schairers „Sonntags-Zeitung" paßte in diese geistig-künstlerische Stuttgarter Landschaft der zwanziger Jahre. Es war ein stimulierendes Milieu, das dem Blatt eine Reihe weiterer gelegentlicher Mitarbeiter brachte und seinen überregionalen Charakter stärkte.

Schon ein Jahr vor dem Umzug hatte Schairer ein sehnsüchtig erwartetes Ziel erreicht: die inseratenlose „Sonntags-Zeitung". „Keine Inserate mehr", triumphierte er in der Nummer vom 6. Januar 1924:

„In meiner Schrift 'Sozialisierung der Presse' (erschienen 1919 im Verlag Eugen Diederichs, Jena) habe ich seinerzeit die Verquickung von Zeitungs- und Anzeigenwesen als das Grundübel unserer Presse bezeichnet, dem sie den Niedergang ihrer literarischen und moralischen Qualität zuzuschreiben habe. Als ich dann ein halbes Jahr später, Anfang 1920, diese Zeitung gründete, hätte ich eigentlich sofort mit meiner Forderung, Zeitungs- und Anzeigenwesen wieder zu trennen, selber Ernst machen und eine Zeitung ohne Inserate herausgeben sollen. Aber ich hätte dann damals den Preis so hoch ansetzen müssen, daß es mir vielleicht nicht möglich gewesen wäre, die Sonntags-Zeitung einzuführen. Ich beschloß deshalb, dem bestehenden Zustand eine Konzession zu machen und zunächst Inserate zu bringen, sie aber im Lauf der Zeit, je mehr die Zeitung sich durchsetzen würde, abzubauen. Ich habe damals auch öffentlich bekannt gegeben und in Aussicht gestellt, daß die Sonntags-Zeitung im fünften Jahr ihres Bestehens, wenn sie dies erlauben würde, keine Inserate mehr bringen würde.

Dieser Zeitpunkt ist nun erreicht. Ich habe im ersten Jahrgang eine Seite Inserate gebracht, im zweiten eine Viertelseite weniger, im dritten noch eine halbe und im soeben abgeschlossenen vierten nur noch eine Viertelseite. Auf diesem Wege habe ich mir die Inserate ‚abgewöhnt'; ich bin jetzt nicht mehr auf sie angewiesen. Die Sonntags-Zeitung wird künftig ohne Inserate erschei-

nen und den Beweis liefern, daß auch heute die Existenz einer Zeitung ohne Inserate möglich ist. Die Leser, nicht die von irgendwelchen Geschäftsinteressen getriebenen Inserenten, sollen eine Zeitung bezahlen. Sie werden sie auch bezahlen, wenn sie es ihnen wert ist."[176a]

Schairer hatte damit erreicht, was einige Jahrzehnte später einem New Yorker Blatt, trotz des Einsatzes großer Geldmittel, nicht gelingen sollte.[177]

Leitthema: Planwirtschaft

Schairers Themenkreis ist, wie der seiner Mitarbeiter, weit gespannt. Am nachdrücklichsten bleibt er jedoch in seiner leidenschaftlichen Unterstützung der planwirtschaftlichen Idee. Er hat keine Patentlösung für die sozialen Fragen. Methoden und Wege sind ihm sekundär. Er ist seiner Natur nach Pragmatiker, dem Experiment mehr als der starren Formel zugeneigt.

Seine flexible Haltung hat er bereits während seiner Tage an der „Neckar-Zeitung" klargemacht. In einem Artikel „Sozialisierung – Was man alles darunter verstehen kann" bezeichnete er als entscheidend den Gedanken „einer möglichst rationellen Versorgung des Konsumbedarfs der Allgemeinheit", sah aber eine fortdauernde Rolle für die private Wirtschaft, allerdings unter Kontrolle, nicht notwendigerweise durch den Staat, sondern eher durch Selbstverwaltungsorgane der Wirtschaft.

Gegen die Verstaatlichung von Betrieben werde „nicht mit Unrecht als besonders triftiger Grund die Gefahr betont, daß durch sie die für die Blüte der Wirtschaft unentbehrliche Freiheit des Unternehmers vernichtet würde ... Die Bürokratie ist der Tod der Wirtschaftlichkeit, die man durch die Sozialisierung doch eben steigern will". Sozialisierung im Sinne von Verstaatlichung der Wirtschaft sei „nur ersprießlich, wenn gleichzeitig an Stelle des Beamtensystems das System der privaten Wirtschaft eingeführt wird und statt pensionsberechtigter, dem Alter nach vorrückender Beamter auch im Staatsbetrieb kündbare und am Gewinn interressierte 'Privatangestellte' verwendet werden". Eine Verstaatlichung sei „höchstens etappenweise Schritt für Schritt möglich, weil man das bisherige Beamtentum nicht von heute auf morgen ausschalten kann".[178]

Dieser vorsichtige Realismus kennzeichnet auch den Schairer der „Sonntags-Zeitung". Er sieht die menschlichen, allzu menschlichen Hindernisse, die in einer ganz auf den Konsumenten zugeschnittenen Wirtschaft zu überwinden sind, die Opfer, die nicht nur die Kapitalisten, sondern auch die Arbeiter bringen müßten. Der Weg zum Sozialismus, findet er, brauche „vielleicht nicht durch die Hölle zu führen wie in Rußland, aber auf alle Fälle geht er durchs Fegfeuer". Denn die Eliminierung unnötiger Produkte aus dem Wirtschaftsprozeß sei ohne vorübergehende Arbeitskrisen undenkbar.

Schairer berichtet, wie er vor Berliner Buchdruckern über die „unsinnige Überproduktion von Zeitungen" sprach und die Meinung äußerte, Deutschland könne ebenso gut wie England mit 300 statt 3000 Tageszeitungen auskommen – und wie eine Gruppe von Hörern, die resultierende Arbeitslosigkeit fürchtend, sich dagegen auflehnte.

„Das ist der Haken bei der Geschichte, liebe Arbeiter", schreibt Schairer. „Ihr müßt wissen, was auch für euch eine Umstellung der Wirtschaft vom unwirtschaftlichen wilden Privatkapitalismus zur wirtschaftlichen Form der bewußt gelenkten, öffentlich kontrollierten Wirtschaft heißen will: Entsagen, Schwierigkeiten, Unbequemlichkeiten, Härten, vielleicht sogar Not, Sorge und Armut für eine nicht ganz kurze Übergangsperiode. Jede Etappe der Wirtschaftsentwicklung ist nicht bloß ein Steigen, sondern auch ein Stolpern gewesen. Erinnert euch der Handwerker, die von der Industrie samt ihrem ganzen Handwerk aufs Trockene gesetzt worden sind, oder der Arbeiter, die durch neue Maschinen an die Luft flogen. Selbstverständlich werden die frei werdenden Arbeitskräfte wieder aufgesogen werden, wenn die Gemeinwirtschaft die planlose Wirtschaft ablöst; und Geschick der Leitenden, guter Wille der Geleiteten wird es dahin bringen können, daß der Umlenkungsprozeß möglichst glatt, möglichst schmerzlos, möglichst rasch vollzogen wird. Aber ganz ohne Opfer wird es für euch Arbeiter nicht abgehen . . ."[179]

Aber die schon am Anfang nicht allzu starken Sozialisierungsimpulse der Weimarer Republik hinterließen wenig mehr als Berge von Protokollen. Im Frühjahr 1922 gab es dann vordringlichere Sorgen: die Reparationen, Besatzungsdrohungen der alliierten Mächte, Putschgefahren von rechts und links, das Ansteigen der Inflation und das Elend in den Großstädten (zum Beispiel hatten viele Berliner Kinder keine Hemden und erhielten Brot mit gequetschten Kartoffeln als Schulmahlzeit).

Schairer war, wie Millionen von Deutschen, desillusioniert. Er bemerkte, daß sich „die Marxisten als unfähig erwiesen haben, uns den Sozialismus zu bescheren (wahrscheinlich, weil wir nicht 'reif' dazu waren)". Dem „wissenschaftlichen" Sozialismus dem Rücken kehrend, stieß er auf die „Utopisten", die von den „zünftigen" Sozialisten über die Achsel angesehen würden. Aber „wir Laien, die wir uns doch auch für Sozialisten halten" könnten mit ihnen vielleicht weiterkommen als mit den „Hochgelehrten".

Schairer begann damit seinen Feldzug für die Lehren des österreichischen Ingenieurs und Sozialpolitikers Josef Popper-Lynkeus. Poppers Buch „Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage" war bei seinem Erscheinen 1912 kaum beachtet worden. Zehn Jahre später (und ein Jahr nach Poppers Tod) hielt Schairer die Stunde dieses „Utopisten" für gekommen. Das Programm des Österreichers war: Garantie des Existenzminimums an Nahrung, Kleidung, Wohnung und ärztlicher Hilfe für jeden Mitbürger ohne Unterschied. Das Existenzminimum sollte „in natura", nicht in Geld, geliefert werden, und damit sollte die Einführung einer allgemeinen Dienstpflicht, die Aufstellung einer „Nährpflichtarmee", einhergehen, in der Männer dreizehn und Frauen acht Jahre lang zu dienen hätten. Das nicht zum Minimum Gehörige bezeichnet Popper als Luxus, der der freien Geldwirtschaft, mit privatem Eigentum und Vertragsfreiheit, vorbehalten bleiben solle. Schairer sah eine Ähnlichkeit zwischen den Ideen Poppers und Wichard von Moellendorffs.[180]

1923 kleidet er den Gedanken Poppers in eine Fabel. Ein fiktives „Freikorps v. Alvensleben" wirbt in Berlin mit Riesenplakaten um Freiwillige. Junge Leute, Gymnasiasten, Studenten, Bankangestellte, „auch Arbeiter darunter und manche verwegene Gestalten" drängen sich vor dem Werbebüro. Die Ausgemusterten werden eingekleidet und versammeln sich in Hof der ehemaligen Alexanderkaserne. Herr von Alvensleben verkündet das Ziel: Kampf „gegen den inneren Feind"; wer zag oder schwach sei, solle zurücktreten. Das Freikorps wird auf den Kriegsschauplatz gesandt – ein von seinen Einwohnern halb verlassenes Ruhrstädtchen. Nur der erste Zug ist militärisch bewaffnet, die übrige Truppe hat Spitzhacken und Schaufeln. Baracken entstehen, „und dann ging es an die Wiederherstellungsarbeiten an der Zeche Anna Amilie, die am Ersaufen war. Binnen vierzehn Tagen waren die halbvollen Schächte ausgepumpt, die Wasserhaltung instandgesetzt, der Förderapparat in Ordnung. Nach sechs Wochen konnte Hauptmann v. Alvensleben der Reichsbahnverwaltung 5000 Ton-

nen Kohle abliefern und übergab den Betrieb zur Weiterführung dem Deutschen Bergarbeiterverband".

Und so läuft die Geschichte weiter: im Erzgebirge bringt das Freikorps eine verfallene Ziegelei wieder in Gang, in Schlesien macht es brachliegendes Land fruchtbar, und dann findet es „dutzende, hunderte von Nachfolgern" in ganz Deutschland. Ein „neuer Korpsgeist" bildet sich; der Gemeinsinn feiert Auferstehung; „nach zehn Jahren war der innere Feind, der Mangel, endlich geschlagen". Die Freikorps verwandeln sich in Werkgenossenschaften, Zünfte und Gilden, und „eine allgemeine Nährpflicht trat an die Stelle des ehemaligen militärischen Dienstes". Alvensleben wird natürlich ein Volksheld.[181]

Naiv? Vielleicht. Aber die Erzählung machte die Popper-Schairer-Idee deutlich. In einem anderen Zusammenhang sprach Schairer mit prosaischer Deutlichkeit über den „genialen Reformplan" des Österreichers:

„Die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht ist Deutschland – Gott sei Dank, werden viele seufzen – durch den Vertrag von Versailles verboten. Aber könnte man ihre 'demokratischen' Vorzüge, die Erziehung und Ausbildung der jungen Männer, die Idee der gleichen Verpflichtung aller zum Dienst am Ganzen, nicht in dieser besseren und nützlicheren Gestalt wieder aufleben lassen? Könnte Deutschland nicht das entsetzliche Unrecht gegen seine enteigneten Rentner, gegen die darbenden Alten, Kriegseltern, Kriegerwitwen und Waisen, das es auf dem Gewissen hat, wiedergutmachen, indem es wenigstens jedem Bürger vom 60. Lebensjahr ab seinen Lebensunterhalt garantiert und dafür einige Jahrgänge zuchtloser und verwilderter Jungmannen zum Dienst in Arbeitsbataillonen einzöge, statt sie in Hitlerbluse und Hakenkreuz Soldätles spielen zu lassen?"[181a]

Schairer verfolgt seine unideologische Linie konsequent die Jahre hindurch. Er distanziert sich von allen, die aus dem Sozialismus, der prägnanten Formel Carl Christian Brys entsprechend, eine „verkappte Religion" machen wollen. Kurz vor dem Einbruch der großen Wirtschaftskrise des Jahres 1929 erklärt er, in einem offenen Brief an einen Arbeiter, noch einmal, daß er im Sozialismus nicht „eine Art von Reich Gottes auf Erden" sehen könnte, „in dem keiner mehr etwas für sich haben will". Aber er glaube auch nicht, daß der Mensch für den Sozialismus erst „reif" werden müsse, sondern sei überzeugt, „daß eine gerechtere Ordnung und eine wirtschaftlichere Wirtschaft möglich ist, ohne daß vorher aus Menschen Engel zu werden brauchen."

„Ich begrüße," schreibt er, „jede Annäherung an das Ziel, gehe sie aus, von wo sie wolle; und mißtraue jedem Ismus, der die Patentlösung in der Tasche zu haben behauptet. (Auch dem Marxismus). Insbesondere bin ich mir keineswegs so ganz klar darüber, ob die Durchführung des Sozialismus von einer gewaltsamen, blutigen Umwälzung bedingt (und andererseits garantiert) ist. Die Geschichte lehrt allerdings, daß herrschende Klassen ihre Macht nicht freiwillig aus der Hand zu geben pflegen. Aber ich weiß nicht, ob diese Geschichte schon lange genug gedauert hat, daß man behaupten könnte, was bisher unter gewissen Voraussetzungen so oder so gewesen sei, müsse überhaupt und immer so sein."

Wieder erklärt er, keiner habe das existentielle menschliche Grundrecht „so überzeugend begründet und gleichzeitig die Durchführung der Forderung technisch so vollkommen ins Einzelne durchdacht" wie Popper-Lynkeus. Auch erinnert Schairer an eine Erklärung Wichard von Moellendorffs, wonach ein vierstündiger Arbeitstag zur Deckung der gesellschaftlichen Bedürfnisse ausreichend wäre.[182]

Schairers Hauptargument für eine geplante Wirtschaft bleibt der Hinweis auf die Material- und Arbeitsvergeudung der ungeplanten Wirtschaft. In immer neuen Varianten wird es von ihm ins Spiel gebracht. Bereits in der zweiten Nummer der „Sonntags-Zeitung" beklagt er, daß nach seiner Schätzung „am 31. Dezember 1919 in Deutschland 20.000 Kilogramm Zeitungspapier lediglich mit Neujahrswünschen (an Unbekannte! welcher blühende Unsinn!) bedruckt worden sind".[183]

Sein Sparsinn führte ihn im Notjahr 1920 zu häufigen „Balken"-Mahnungen an die Landwirte und Gärtner unter seinen Lesern; so:

Landwirte! Beizt das Saatgetreide![184]
Landwirte! Baut Zuckerrüben! Sie ersetzen Wiese und Kleeacker, verbessern die Fruchtfolge und ermöglichen eine starke Viehhaltung![185]
Wer das Unkraut mit der Wurzel entfernt, ehe es blüht, vermehrt die Lebensmittel.[186]
Bekämpfe das Bastardieren und die Krankheiten des Roggens durch Saatgutwechsel![187]

Auf der anderen Seite reizt die Verschwendung, wie sie zum Beispiel während der Faschingszeit getrieben wird, seinen Sarkasmus. Zu einem Vorfall in Schwäbisch-Gmünd, wo die Veranstaltung von Kostümbällen mit

der Rücksicht auf die Gastwirte und das Schneiderinnengewerbe begründet worden war, donnert er:

„Gott, wie sozial empfunden! Ich muß doch ein Barbar sein, daß sich mir jedesmal, wenn ich so etwas lese, etwas im Leibe herumdreht. Wahrscheinlich ist es mein wirtschaftliches Gewissen, dem es einfach nicht hinunter will, daß man Bier saufen soll, damit Wirte und Brauer nicht brotlos werden, Zigaretten rauchen, Ansichtskarten schreiben, Hüte, Seidenstrümpfe oder Ballkostüme tragen soll, damit soundsoviel Angestellte und Arbeiter in der betreffenden Branche weiterbeschäftigt werden können. Ist denn der Konsum wegen der Produzenten da oder nicht vielmehr umgekehrt, zum Teufel? Kann ich dafür, daß dieses blödsinnige Wirtschaftssystem, das wir haben, seine Arbeitskräfte nicht dahin zu stellen vermag, wo sich nötig wären? Daß man sie z.B. heute nicht zum Bau von Wohnungen verwendet, statt zur Herstellung von Zahn-, Schuh-, Gesundheits-, Vernunft- und anderen Zerstörungsmitteln?"[188]

Er wendet sich gegen die Verschleuderung kostbaren Leders. Schon in den Frühtagen der „Sonntags-Zeitung" proklamiert er die Stiefelwichse als „eine Angelegenheit von breitester nationaler Bedeutung". Das mag auf den ersten Blick als feuilletonistische Eulenspiegelei erscheinen. Aber Schairer ist es ernst damit. Alle in Deutschland angebotenen Schuhputzmittel, behauptet er, „machen das Leder kaputt, weil sie es anfressen, statt es zu konservieren". Mit Hilfe einer guten Stiefelwichse würden sich nach seiner Meinung 25 Prozent an Schuhleder einsparen lassen. Ein guter Schuß Humor unterstreicht die Pointe der Sozialkritikers: „Ich werde bei der nächsten Wahl nur einer Liste meine Stimme geben, deren Vertreter mir schwören, daß sie für eine gute Schuhwichse kämpfen werden."[189]

Später untersucht er die Schuhindustrie. Daten aus dem Jahr 1930 machen ihm den Mangel an Rationalisierung deutlich. Deutsche Schuhfabriken, erklärt er, produzieren pro Arbeiter und Tag etwa vier paar Schuhe; im tschechischen Bata-Konzern dagegen fertigt das laufende Band pro Arbeiter täglich zehn bis zwölf Paar. Im übrigen: Herr Bata halte zwei Paar Schuhe im Jahr pro Person für „menschenwürdig", aber eine sozialistische Gesellschaft bedürfe nicht des forcierten Umsatzes durch Modewechsel und Qualitätsverschlechterung. Würde das Leder richtig gegerbt und nachher richtig behandelt, so würde es nicht nur ein Jahr, sondern zehn und mehr Jahre halten! „Ergo" - resümiert der Planwirtschaftler – „würden in Deutschland statt 85 Millionen Schuhe im Jahr nur 60 oder 50 benötigt,

und an der Arbeitszeit oder dem Arbeitstempo könnte infolgedessen ein weiteres Drittel oder mehr nachgelassen werden."[190]

Die Zigarettenindustrie ist für Schairer ein Beispiel nicht nur wirtschaftlicher Unrationalität, sondern auch der systematischen Ausbeutung des Publikums und der politischen Korruption: Monopol in der Produktion, Zersplitterung im Kleinhandel (600.000 Zigarettenläden im Reich, auf je vierzig Raucher ein Laden), riesige Kosten für Reklame und Handel, Steueraufschub für die Fabrikanten durch den Staat, der dadurch Millionen von Steuergeldern verliert (hohe Finanzbeamte unter einer Decke mit den Untenehmern). „Warum darüber nichts in den Zeitungen zu lesen ist?" fragt Schairer. Seine Antwort: „Weil man der 'freien' Presse den Mund sehr einfach stopfen kann: mit Inseraten. Das Reklamebudget der Zigarettenindustrie geht hoch in die Millionen.[191]

Auch in seinem eigenen Blatt führt Schairer den Kampf gegen die Tagespresse als Geschäftsinstitution fort. Im wesentlichen handelt es sich dabei um Abwandlungen seiner in der Schrift „Sozialisierung der Presse" entwickelten Gedanken. Typisch ist auch hier der Nachdruck, den er auf die Materialverschwendung legt. Zum Beispiel in einem Artikel, der den Streik von Berliner Buchdruckern im Jahre 1920 streift: „Man vergegenwärtige sich . . ., wieviel Kohle, wieviel Papier in jener Streikwoche gespart worden ist! Wie gut wäre es für unsere Handelsbilanz, für unsere Valuta, wenn dreiviertel des in Deutschland verbrauchten Zeitungspapiers ausgeführt werden könnten! Mindestens 200000 Tonnen jährlich, die Tonne zu 4000 Mark!"[192]

Militanter Pazifismus

Schairers politische Perspektive wird von dem Fragenkreis Krieg-Frieden beherrscht. Dafür ist für ihn die schonungslose Überprüfung der Ursachen des Ersten Weltkrieges zentral. In einer der ersten Nummern der „Sonntags-Zeitung" druckt er dazu eine Erklärung des pazifistischen „Bundes Neues Vaterland" in Berlin ab, und zwar, wie er hervorhebt, „wegen ihrer, man möchte sagen: unbedingt einleuchtenden Bestimmtheit und Klarheit". Der Bund machte darin „die Leiter der deutschen Politik" für die Auslösung des Kriegs verantwortlich; er klagte „nicht das deutsche Volk in seiner Gesamtheit" an, sondern „die deutsche Regierung und mit ihr gewisse unverantwortliche Kreise, die ihren verderblichen Einfluß auf die Regierung ausübten". Deutschland habe einen Präventivkrieg geführt. Die Schuld der Regierung müsse offen bekannt werden; durch einen solchen „dicken Trennungsstrich zwischen dem heutigen Deutschland und dem alten militaristischen Deutschland der Autokratie" könne das Vertrauen in der Welt wiederhergestellt werden, das das in seiner Masse unschuldige deutsche Volk verdiene und zur Wiederherstellung seines Lebens brauche.

Schairer berichtet, aus seinem Leserkreis sei ihm gesagt worden, „es habe keine Wert, immer wieder diese alten Geschichten aufzurühren". Auch ein württembergischer Politiker, der von ihm „verehrte" ehemalige Finanzminister Dr. Pistorius, habe die Aufrührung der Schuldfrage als „gemeingefährlich" bezeichnet. Demgegenüber erklärt er:

„Mit Verlaub: ich kann diese Auffassung nicht teilen.... Das 'nicht daran rühren' wäre namentlich angesichts der heutigen Haltung jener am Krieg schuldigen Kreise grundverkehrt. Gewiß, wenn die Alldeutschen, die Nationalisten, die Militaristen sich heutzutage im Bewußtsein ihrer über alles Erdenken schweren Blutschuld in Mauslöcher verkriechen würden, wie es am Platz wäre – dann könnte man vielleicht sagen: Lassen wir die alten Wunden und die alte Schuld ruhen, überlassen wir die Bedauernswerten ihrem Gewissen, das sie genug peinigen wird. Aber leider benehmen sich die schwer belasteten ehemaligen Verantwortlichen und ihre Hintermänner keineswegs besonders schuldbewußt. Sie sind frech genug, erhobenen Hauptes unter uns herumzuspazieren; und das deutsche Volk (könnte man fast denken) ist dumm genug, sich das gefallen zu lassen und womöglich wieder an ihnen hinaufzusehen wie ehedem, statt sie zur Verantwortung zu ziehen. Kein Wunder, daß uns das

Ausland immer noch mißtrauisch betrachtet und an seiner verkehrten Auffassung festhält, als ob das deutsche Volk bloß an der Kette gut täte."

Es sei, betont Schairer, „ein Zeichen der politischen Schwerfälligkeit des deutschen Volkes", daß es bei den Wahlen zur Weimarer Nationalversammlung „eine ganze Reihe belasteter Namen unbeirrt durch ihre Vergangenheit als seine Vertreter auf die Listen gesetzt und gewählt" habe.[193]

Acht Jahre später war die Kriegsschuld immer noch eine emotional geladene Streitfrage in der deutschen Politik. „Glaubt den Schwindel nicht!" ruft der Titel eines Schairer-Artikels vom 8. Januar 1928. Er bezog sich auf die deutschnationale Propaganda, geführt von Hugenberg und seinen Leuten, unter deren Kontrolle „vier Fünftel der deutschen Presse, dazu fast der ganze gewaltige Apparat von Kino und Radio" stehe. Man mache sich, schreibt Schairer, gar keine Vorstellung, wie groß dank der „täglichen Verdunkelungsarbeit jener Mächte" die politische Unkenntnis des deutschen Volkes sei:

„Nicht einer unter Tausenden in Deutschland macht sich wahrscheinlich ein halbwegs richtiges Bild von der Art und Weise, wie der Krieg zustande gekommen ist. Nicht ein Zehntel dieses armen Volkes weiß, wieviel Schuld an seinem Ausbruch jener Mann in Holland und seine Schranzen (Paladine hatte man nach Siebzig gesagt, da hatte man gesiegt) auf dem Gewissen haben. Wenn die Wahrheit über den Krieg auch nur in ihren Grundzügen bekannt wäre, dann wäre die deutsch-nationale Partei ein kleiner Klüngel, um den sich niemand zu kümmern brauchte...

Lügen hätten kurze Beine? Siebenmeilenstiefel haben sie heute an, sage ich Ihnen. Ja, wenn man Geld hätte, Geld wie Hugenberg!"[194]

Zum 15. Jahrestag des Kriegsausbruchs erscheint Emil Ludwigs Buch „Juli 1914". Obwohl Ludwig den österreichischen Außenminister Graf Berchtold als Hauptantreiber zum Krieg zu betrachten scheint, gewinnt Schairer auch aus seiner Darstellung den „sachlichen Eindruck", daß „Wilhelm und seine Diplomaten vor der Geschichte die entscheidende Verantwortung an der Entfesselung der Katastrophe zu tragen haben". Und er fragt:

„Verantwortung? Haben sich die Kriegsmacher auf allen Seiten denn irgendeinmal wirklich verantwortet? Hat sie jemand zu Rechenschaft gezogen? Ist einem ein Haar gekrümmt worden? Zwei von ihnen, und nicht die Schuldig-

sten, haben nachher ein gewaltsames Ende gefunden, der Zar und Graf Tisza. Allen anderen ist nichts passiert, weder an Leib und Leben noch an Vermögen und öffentlicher Geltung. Im Gegenteil!"

„Das ist das Erschütterndste bei der Lektüre des Ludwig'schen Buches: zu sehen, wie das diplomatische Handwerk nur für seine Objekte, für die Massen der Völker, gefährlich ist, für die ausübenden Subjekte dagegen nichts anderes als ein spannendes Spiel mit Figuren. (Ebenso nachher das militärische: die Hauptquartiere haben sich nicht beschossen, die Feldmarschälle stehen auf keiner Verlustliste) ..."

„In alten Zeiten sind die Herrscher an der Spitze ihrer Scharen ins Feld gezogen und haben als erste den Kampf eröffnet. Von ihnen hing die Entscheidung ab, um ihr Leben ging es in erster Linie. Feldherren und Diplomaten, die nicht siegreich blieben, winkte die seidene Schnur, das Kriegsgericht, die Verbannung oder das Harakiri. Barbarische Sitten nicht wahr? Aber gute."

„Könnte man das nicht wieder einführen? Könnte man die Herren Staatsmänner nicht tatsächlich verantwortlich machen für das, was sie anrichten?"[195]

Schairer befestigt seine pazifistische Position mit dem Hinweis auf die hohen Kosten des Kriegs. Bei einer Untersuchung des deutschen Wehretats für 1929 notiert er eine Reihe „unsichtbarer" Rüstungsausgaben und erklärt:

„Taxieren wir alle diese Rüstungskosten, die nicht im Reichswehretat stehen, zusammen auf 400 Millionen, so wissen wir, daß wir deutsches Volk jährlich über eine Milliarde Mark aufbringen, um den nächsten Krieg vorzubereiten. Dabei ist der letzte bekanntlich noch nicht ganz abgezahlt ..."[196]

Recht und Gericht

Dem Kampf gegen den Krieg und für das Völkerrecht entsprach der Kampf der „Sonntags-Zeitung" für Bürgerrechte und gegen alles, was Schairer als Rechtsbeugung ansah. Er gab dem gründlichen Analytiker der Fememorde und der darauf folgenden Justizmorde, dem Mathematiker und Soziologen Emil J. Gumbel, das Wort,[197] und Max Barth für eine Serie von Artikeln über flagrante Fehlurteile in der Weimarer Republik und im Ausland.[198]

Schairer selbst beklagt die Verschleppung der Reform des deutschen Strafrechts. Er empfiehlt 1929 einen „Strafbuchentwurf" des Berliner Justizrats Johannes Werthauer, der die bestehenden 370 Paragraphen durch 21 ersetzen wollte: „Und doch ist nichts daran vergessen! Genügt diese Feststellung nicht, um unsere ganze rabulistische 'Rechtswissenschaft' als Riesenhumbug zu entlarven?"

Sarkastisch schlägt er ein Mittel zur besseren Ausbildung der Richter vor: „Die Ernennung zum Amtsgerichtsrat müßte an den Nachweis der Absolvierung eines vierwöchigen, die Beförderung zum Landesgerichtspräsidenten an einer vierteljährigen, die zum Oberlandesgerichtspräsidenten einer halbjährigen Gefängnishaft gebunden sein. Die Kandidaten hätten diese 'Prüfungszeit' zur einen Hälfte mit Tütenkleben und Mattenflechten, zur anderen mit juristischen Studien auszufüllen."[199]

Schairers schärfste Attacke gilt der Todesstrafe. „Bolz köpft" heißt der Titel seines Leitartikels vom 29. Juni 1930. Er handelt von dem Fall Julius Zell. Zell war wenige Tage vorher wegen angeblichen Vatermords in Ravensburg guillotiniert worden, nach einem Schwurgerichtsurteil, das ausschließlich auf Indizien beruhte. Schairer erwähnt, daß der Strafrechtsausschuß des deutschen Reichstags sich unter dem Eindruck des Falles Jakubowski (eines Landarbeiters, der auf Grund eines Indizien-Fehlurteils hingerichtet worden war) gegen die Todesstrafe ausgesprochen habe. Trotzdem habe der württembergische Staatspräsident, der Zentrumsmann Eugen Bolz, sein Begnadigungsrecht nicht ausgeübt. Schairer sieht darin einen neuen Beweis für die Allianz zwischen Kirche und politischer Reaktion:

„Wenn gegen den Geköpften in einem anderen, weniger christlichen Bundesstaat oder etwas später verhandelt worden wäre, dann hätte das barbarische Schauspiel einer amtlichen Menschenschlachtung, das jetzt in Ravensburg

(hoffentlich zum letztenmal in Deutschland) vor geladenen Gästen aufgeführt worden ist, nicht stattgefunden. Aber bei uns, im ehemals 'liberalen' Württemberg, dessen letzter König **kein** Todesurteil hatte vollstrecken lassen, weil er ein guter Mensch war, herrschen heute Zentrum und Deutschnationale, Finsterlinge und Fanatiker, Partikularisten und Pfaffen. Da gibt's keine Gnade, wenn gegen 'Berlin', gegen den 'Marxismus', gegen Vernunft und Menschlichkeit demonstriert werden soll; unter der Flagge eines 'Christentums' natürlich, das ein Hohn auf [sich] selber ist. Und auch ein Zentrums-Staatspräsident, auch wenn er innerlich eher gegen das Köpfen ist, kann es nicht wagen, gegen eine solche Umgebung zu rebellieren.

Die Ravensburger Hinrichtung ist eine Schande für Württemberg. Möge jetzt wenigstens der Reichstag Herrn Bolz moralisch erledigen, indem er die Todesstrafe mit Beschleunigung abschafft. Und: den Ländern sollte ihre Justizhoheit genommen werden. Es ist ein Unding, wenn in der deutschen Republik zweierlei Recht gehandhabt wird, je nach dem veralteten dynastischen Grenzpfählchen, das da noch steht."

„Meinetwegen könnte auch die Einrichtung des Staatspräsidenten dahingehen. Mit Parteipuppen als Staatspräsident ist doch kein Staat zu machen."[200]

Gegen den Antisemitismus

Mit vehementer Unzweideutigkeit verurteilt Schairer den – offenen und versteckten – Judenhaß, der während der Inflationsjahre im Weimarer Deutschland die erste Hochwelle erzeugt. In der zweiten Nummer der „Sonntags-Zeitung" steht eine Notiz, in der er gegen die Stuttgarter „Süddeutsche Zeitung" polemisiert, die „wieder einmal nachgewiesen" habe, daß die Juden an allem Unglück schuld sind": „Selbstverständlich ist von Juden gesündigt worden und wird es immer noch – aber sicher nicht mehr als von den anderen Volksgenossen, die sich für bessere Deutsche halten (waren es etwa Juden, die uns in den Krieg und in die Niederlage hineingeritten haben?) und – vergessen wir das nicht – nicht mehr, als **an** den Juden früher in Deutschland gesündigt worden ist und – heute noch wird. Der Antisemitismus ist eine Schande für Deutschland. Schämen wir uns also, vor dem Ausland und – vur uns selber!"[201]

Später erklärt er in einem Leitartikel: „Der Antisemitismus in Deutschland ist ein Beweis dafür, wie groß die kulturelle Rückständigkeit unseres Volkes, seine 'Gebildeten' eingeschlossen, noch ist. Solange es den Antisemitismus noch gibt (er scheint jetzt doch abzuflauen), solange haben die Schimpfworte Boches und Huns nicht jeden Schein einer Berechtigung verloren. Denn er ist etwas Barbarisches, eine Erscheinung, die bei einer 'Kulturnation' undenkbar ist."

Schairer erinnert daran, daß Seuchen im Mittelalter vom „Volk" auf Brunnenvergiftungen durch die Juden zurückgeführt worden sind. Die generalisierende Behauptung „Die Juden sind schuld" werde in Deutschland „nicht etwa bloß von Lumpen und Idioten, sondern von Abgeordneten und Professoren, von 'Studierten' und noblen Leuten" erhoben, und darum „meint der Michel, es müsse etwas daran sein". In Wirklichkeit finde man „Wucherer, Schieber, Emporkömmlinge, Schlemmer" unter Juden wie Nichtjuden. Die Antisemiten unterschlügen die Tatsache, daß die Juden, „ein intellektuell und sittlich hochbegabtes Volk", Deutschland „eine Reihe großer und bedeutender Männer geschenkt haben und schenken, Künstler und Dichter, Gelehrte und Wirtschaftsführer". Auch dürfe man nicht vergessen, „daß Christentum und Islam Tochterreligionen der jüdischen sind; und zwar Töchter, die der Mutter aus dem Gesicht geschnitten sind". Schließlich begrüßt Schairer eine Schrift des Konservativen Friedrich von Oppeln-Bronikowski gegen den Antisemitismus; darin werde gegenüber dem in einem Mischvolk wie dem deutschen „ganz lächerlichen" Rassenstandpunkt der nationale Gedanke im Sinn der „geistigen Rasse" Spenglers vertreten.

„Es wäre zu wünschen" – schließt der Artikel, „daß Herr von Oppeln-Bronikowski Eindruck auf seine Freunde macht; dann könnte man vielleicht eines Tages das mißbrauchte Wort 'national' auch wieder hören, das heutzutage soviel bedeutet wie 'antisemitisch.'"[202]

Wächter der Weimarer Republik

Für den jungen Staat von Weimar war die „Sonntags-Zeitung" ein kritischer Wegbegleiter – mahnend, ermutigend, warnend, zürnend. Das Blatt vereinigte die Nah- und die Vogelperspektive; betrachtete scharfäugig das Geschehen des Tags und sah doch immer über den Tag hinaus in die nähere und weitere Zukunft. Sein Leitmotiv dabei blieb die Sammlung der politischen Linken, das Ziel, das Schairer schon in seiner frühen Naumannzeit verfochten hatte.

Die erste schwere Krise der Weimarer Republik, der Kapp-Putsch im März 1920, wird für ihn zum Musterbeispiel für die Notwendigkeit, über die Enge der Parteien und Fraktionen hinaus das einigende Element zu sehen. Nach dem Zusammenbruch des hochverräterischen Unternehmens kommentiert er: „Die drohende Gefahr der Reaktion hat dem deutschen Volke einen politischen Grundsatz wieder vor Augen geführt, der eine Binsenwahrheit enthält, den es aber trotzdem immer wieder gerne vergißt: daß Einigkeit stark macht." Für die linke Opposition der Weimarer Republik habe es nur die Parole des Ritters Wolf von Wunnenstein in Uhlands „Döffinger Schlacht" gegeben: Waffenstillstand – Unterstützung der Regierung gegen die Gefahr von rechts. Gewisse Führer der unabhängigen Sozialdemokratie und selbst der Kommunisten hätten politische Reife dadurch gezeigt, „daß sie sich in der Not der Stunde entschlossen an die Seite der drei Regierungsparteien gestellt haben". Gewiß, das Wort von der Diktatur des Proletariats schwirre wieder durch die Luft, aber das werde „hoffentlich keine schlimmen Folgen haben".

Zwar wäre, meint Schairer, „eine Diktatur von links immer noch besser als eine solche von rechts: aber durchsetzen könnte sie sich ebensowenig, und sie würde Deutschland nicht aus dem Elend herausführen, sondern nur tiefer hinein". Nur die Demokratie könne Deutschland retten und den Sozialismus durchsetzen. Es gebe keine größere nationale Gefahr als „die dreimal verfluchte preußische Junkerkaste", und es sei „die Aufgabe aller wahrhaft national empfindenden Deutschen, aller Patrioten nicht dem Mund, sondern dem Herzen nach, sich unter dem schwarz-rot-goldenen Banner der Demokratie zusammenzuschließen und nicht zu ruhen, bis der Einfluß der Alldeutschen und Reaktionäre ein für allemal gebrochen ist".[203]

Am Rande sei hier bemerkt, daß gerade in jenen Tagen in dem persönlichen Verhältnis Schairers zu Theodor Heuss eine weitere Abkühlung eintrat. Heuss hatte sofort nach der Niederschlagung des Putschs eine Broschüre „Kapp-Lüttwitz, Das Verbrechen gegen die Nation" publiziert. In einem Offenen Brief an Heuss in der „Büchertisch"-Rubrik der „SZ" verurteilt Schairer die Schrift als oberflächlich: als „ein nett zu lesendes Feuilleton, aber wer politisch über den Kapp-Putsch informiert sein will, ist ungefähr ebenso zuverlässig unterrichtet, wie man es seinerzeit durch die Berichte der Kriegsberichterstatter über die militärische Lage war".[204]

Am 75. Jahrestag der Revolution von 1848 beklagt Schairer den Abstand zwischen den schwarz-rot-goldenen Idealen und der Wirklichkeit von 1923. Er erinnert daran, daß seinerzeit Studenten und Arbeiter zusammen auf den Barrikaden standen. „Heute, nach 75 Jahren, bilden sich Studentenbataillone, wenn es gilt, Arbeiter niederzuschlagen. Studenten erschießen Arbeiter 'auf der Flucht'. Studenten beschimpfen die schwarz-rot-goldene 'Judenfahne' der deutschen Republik. Diese Republik aber, die sich offiziell immer noch 'Deutsches Reich' nennt, schämt sich selber ihrer Farben, statt stolz auf deren großen Tradition zu sein, und pflegt sie lieber zu verstecken als zu zeigen."

Und gegenüber dem (freilich nicht wahrgemachten) Ausspruch des Königs Friedrich Wilhelm „Preußen geht fortan in Deutschland auf" verweist er auf das nach einem Dreivierteljahrhundert unveränderte Faktum: „Heute ist Preußen immer noch da. Immer noch sitzen zwei Regierungen, zwei Parlamente in Berlin. Immer noch wird **preußische** Politik gemacht, nach innen und – außen."

Schairer hebt aus der Verfassung der Frankfurter Nationalversammlung von 1848 die Artikel gegen die Todesstrafe und für ein soziales Steuerrecht hervor. Er zitiert Äußerungen des damaligen Abgeordneten Karl Nauwerck, der Religion als Privatsache erklärte und jedem Deutschen „ein Recht auf Unterhalt ... das Recht, nicht zu verhungern" zusprach, und folgert: „Die Geschichte macht kleine Fortschritte. Wenigstens in Deutschland."[205]

Immer wieder nagelt Schairer die grotesken Erscheinungen des deutschen Partikularismus fest. 1927 notiert er, daß der Begriff des deutschen Staatsbürgers im staatsrechtlichen Sinn noch nicht existiert: „Es gibt – sehen Sie nur in Ihrem Paß unter 'Staatsangehörigkeit' mal nach – preußische, württembergische, oldenburgische, lippe-detmoldische und noch vielerlei dergleichen Bürger, aber keine deutschen."

Er begrüßt einen geplanten Antrag der Demokratischen Partei im Reichstag, allen Deutschen die deutsche Reichsangehörigkeit zu verleihen, und fragt:

„Werden dann auch wohl mal die diplomatischen Vertretungen der deutschen Länder beieinander abgeschafft werden? Der preußische Gesandte in München? Der bayerische Gesandte in Berlin, der bayerische 'Konsul' in Stuttgart (Entfernung Stuttgart-München: 1 1/2 Stunden)? Der württembergische, der sächsische Gesandte in Berlin usw.? In Berlin gibt es nach dem 'Gotha' 28 'Diplomaten' der deutschen Länder, allein zehn davon in der sächsischen Gesandtschaft (Entfernung Dresden-Berlin: 1 1/2 Stunden)."

„Und wird dann auch einmal die Zeit kommen, wo sächsiche Banknoten in Württemberg, oder badische in Sachsen an einem Postschalter oder auf einem Finanzamt in Zahlung genommen werden? Bis jetzt wird derartiges 'ausländische' Geld nämlich zurückgewiesen ..."[206]

Und wie Schairer das Deutschland der Weimarer Republik als ein Kleinstaaten-Konglomerat betrachtet, so erscheint ihm ganz Europa als ein Kleinstaaten-Komplex, „der selber heute nicht viel mehr ist als ein Puffer zwischen Asien und Amerika". Deutschland aber sei ein richtiges „Land der Mitte". Nicht zufällig sei es Jahrhunderte lang der europäische Kriegsschauplatz gewesen. Er fragt, ob es auch noch einmal Weltkriegsschauplatz werden solle, „auf dem Westen und Osten, England und Rußland, Amerika und Asien, Kapitalismus und Sozialismus ihre Entscheidungsschlachten schlagen". Seine Antwort: dazu dürfe es nicht kommen; Deutschland müsse „die Synthese zwischen Osten und Westen, alter und neuer Welt" bilden. „Wer in der Mitte liegt, kann nur einen Beruf haben: den des Mittlers."

Deutschland werde im Innern von Amerika und Rußland zu lernen haben, ohne die Fehler der beiden Länder nachzuahmen. Außenpolitisch aber sei die einzig richtige Haltung für Deutschland „die pazifistische: einer absoluten Neutralität". Das bedeute durchaus nicht Passivität und Verzicht. „Es sei denn," setzt Schairer hinzu, „Verzicht auf großspuriges Auftreten, Maulheldentum, Säbelgerassel und derartige Geräusche gewisser Größen von gestern, die hoffentlich bald von vorgestern und nicht, wie sie sich träumen, wieder diejenigen von morgen sein werden."[207]

Aber Schairer läßt seine Leser über die politische Zwielichtigkeit im „Land der Mitte" nicht im Zweifel. Zum 80. Geburtstag Hindenburgs

Deutsche Weihnachten

Holzschnitt von Hans Gerner

28.Dez.1930

Deutsche Sehnsucht

Holzschnitt von Hans Gerner

25.Jan.1931

schreibt er über dessen Doppelrolle als Präsident der Republik und „schwarz-weiß-rote Propagandafigur": „Das deutsche Volk, vielmehr eine knappe Mehrheit dieses Volkes, hat seinen Hindenburg zum Präsidenten gewählt, nachdem er den rechtzeitigen Frieden verhindert und den Krieg verloren hatte, der für ihn freilich nur ein großes Manöver gewesen zu sein scheint. Wir haben ihn nicht gewählt. Es sei ferne von uns, ihn zu beschimpfen, wie man Ebert beschimpft hat. Wir sind bereit, ihn als den Präsidenten der Republik geziemend zu ehren. Aber wir möchten ihn dabei im Gehrock auftreten sehen, nicht im Generalskostüm. Und wir lehnen es ab, ihn zu verehren."[208]

Seit Anfang 1927 saßen in der Reichsregierung Wilhelm Marx (Zentrum) nicht weniger als vier deutschnationale Minister in wichtigen Ressorts; einer von ihnen, der Justizminister Hergt, fungierte sogar als Vizekanzler. Das veranlaßt Schairer, zur Reichstagswahl vom 20. Mai 1928 die Losung auszugeben: „Kampf gegen die Deutschnationalen! Wählt alles, nur nicht deutschnational!" Er kündigt an, daß er, trotz seiner Bedenken gegen die Parteiführung, sozialdemokratisch wählen werde. Eine Wahl sei „keine Herzensangelegenheit, auch kein Weltanschauungsbekenntnis, sondern eine Frage an den nüchtern abwägenden Verstand: sollen die Parteien, die gegenwärtig die Regierung bilden, weiter regieren, oder sollen andere an ihre Stelle treten?" Eine volle Gewähr, daß „die Macht der Reichen, deren Klasseninteresse dem Interesse des Volkes zuwiderläuft" gebrochen wird, würde selbst durch eine rein sozialdemokratische Regierung nicht geboten werden. Überdies sei ein gleichzeitiger „Dreifrontenkampf" gegen Großgrundbesitzer, Großindustrielle und Großbankiers aussichtslos. Man müsse sich auf den schwächsten oder den entscheidenden Punkt konzentrieren. Der Großgrundbesitz sei der schwächste und vielleicht sogar der entscheidende. Und: „Die Partei des Großgrundbesitzes sind die Deutschnationalen, die in der letzten Regierung die erste Geige gespielt haben."[209]

Die Wahl brachte der Sozialdemokratie einen bedeutenden Stimmenzuwachs und der Republik die letzte Regierung unter sozialdemokratischer Beteiligung und einem sozialdemokratischen Kanzler (Hermann Müller-Franken). Aber ihre kurze (knapp zwei Jahre währende) Existenz wurde zunehmend von der großen Wirtschaftskrise der ausgehenden zwanziger Jahre unterminiert; März 1930 sah die erste Regierung des Zentrumsmanns Heinrich Brüning, September desselben Jahres eine neue Reichstagswahl.

„Theaterdonner" ist diesmal Schairers Schlagwort. So überschreibt er

seinen am Wahltag veröffentlichten Leitartikel, der die während des Wahlkampfes praktizierte „Verbrüderung zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern" untersucht und das Ganze als Wahlmanöver bezeichnet: „Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Leser an den Sommer 1923, wo die politische Situation noch zugespitzter aussah als heute. Damals war dasselbe Theater. Radek schrieb eine Broschüre über Schlageter, Graf Reventlow veröffentlichte einen Artikel in der Roten Fahne, Kommunisten sprachen in Versammlungen gemeinsam mit Nationalsozialisten über Schuldlüge, Schmachfrieden und 'nationale' Erhebung. Es war ein Spuk und ging vorüber. Nachher hieß die Parole wieder, wie bis vor kurzem: Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft!"

Nach der Versicherung, Rußland sei „trotz Roter Armee heute ein Bollwerk des Friedens", schlußfolgerte Schairer:

„Wahlproklamationen sind Makulatur. Nur für Dumme! Durch die hakenkreuzlerischen Rodomontaden der K.P.D. braucht sich kein Pazifist abhalten lassen, kommunistisch zu wählen."[210]

Das klingt beinahe, als ob Schairer sich für die Wahl der Kommunistischen Partei habe einsetzen wollen. Allerdings wurde direkt unter seinem Artikel eine Entschließung des Deutschen Friedenskartells abgedruckt, die den deutschen Pazifisten nahelegte, „am 14. September ihre Stimme **einer sozialistischen Partei** [diese drei Wörter sind von der Redaktion der Zeitung durch Sperrdruck hervorgehoben] zu geben".

Diese Wahlen, die die Nationalsozialisten von 12 zu 107 Reichstagsmandaten katapultierten, waren für Schairer eine ebenso große Überraschung wie für die meisten Deutschen. Er sieht „sämtliche Vorausberechnungen über den Haufen geworfen". Das Wahlergebnis sei „eine unverkennbare Niederlage" der Regierung Brüning, die darauf sofort hätte zurücktreten sollen. Dann hätte sich nach Schairer folgendes Szenarium abspielen müssen: am 15. September 1930 Angebot des Kanzlerpostens an Otto Braun, den Führer der stärksten Partei, der S.P.D.; Ablehnung Brauns mit dem Hinweis auf die Stimmenverluste seiner Partei; am 16. September Angebot des Kanzlersessels an Hitler, „den unzweifelhaften Sieger des 14. September"; Hitler bildet ein Kabinett, „in das bei einigem sanften Zureden auch Vertreter des Zentrums und der Staatspartei *[früheren*

Paragraf 218

Holzschnitt von Hans Gerner

„Seid fruchtbar und mehret euch!"

8.März 1931

Demokratischen Partei] eingetreten wären; Vorstellung des Kabinetts Hitler im Reichstag am 22. September."

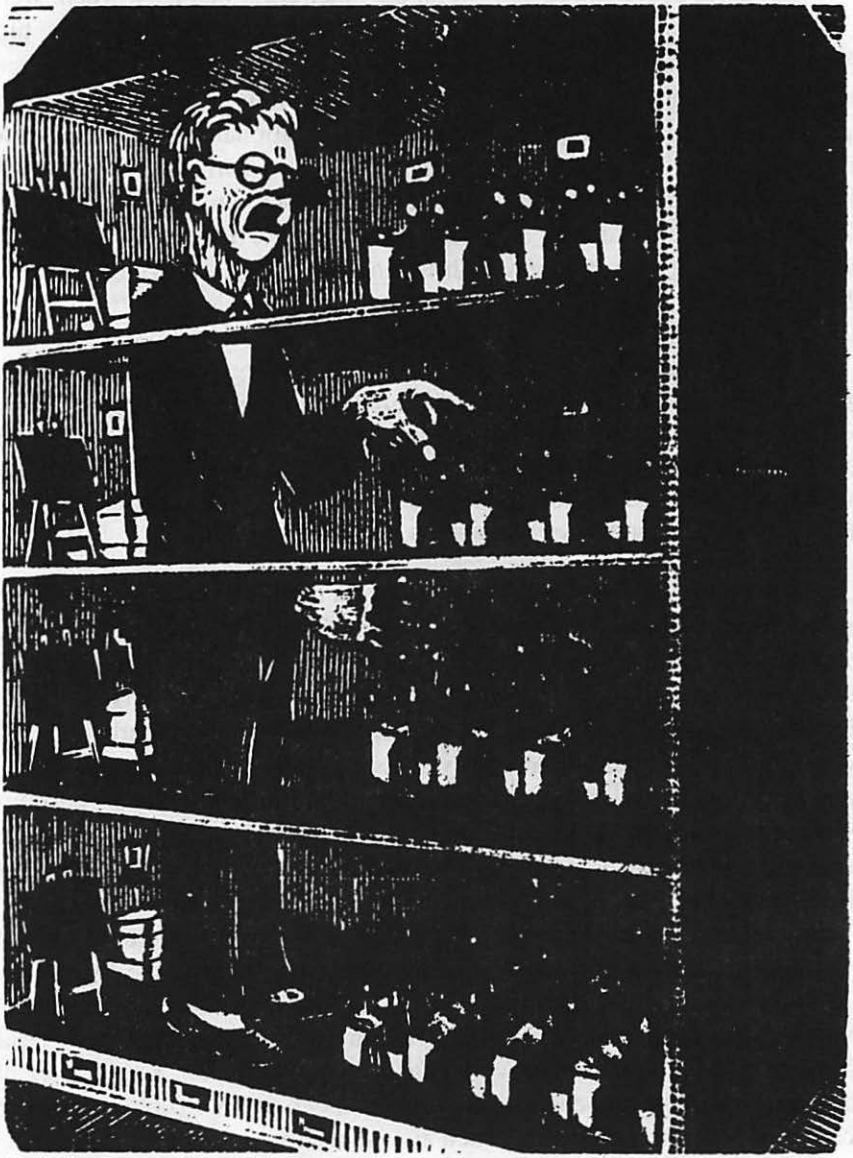
„So hätte es gehen müssen, wenn die Spielregeln befolgt würden, wenn Demokratie und Parlamentarismus bei uns Tatsache und nicht bloß Attrappe wären," argumentiert Schairer. Statt dessen sei der geschlagene Kanzler Brüning weiter im Amt und betreibe hinter den Kulissen einen „Kuhhandel" mit Sozialdemokraten, Deutschnationalen und Nationalsozialisten. „Wer das billigere Angebot macht, mit dem wird das Geschäft abgeschlossen." Schairer tippt auf die Sozialdemokraten, „da Hitler und die Seinen mit den pseudo-parlamentarischen Usancen noch nicht so vertraut sind wie die ältere, bereits eingeführte Koalitionsfirma". Vermutlich werde die S.P.D. nicht in die Regierung eintreten, aber sie „tolerieren":

„Man heißt das 'Zusammenarbeit von Fall zu Fall'; eine etwas ominöse Bezeichnung, denn das parlamentarische System kommt auf diese Weise wirklich von Fall zu Fall. Es wird eines Tages vollends die galoppierende Schwindsuch bekommen. Dann haben wir die vielbeschrieene Diktatur. Haben wir sie denn nicht heute schon? Zwar eine unechte, unreinliche, unwahrhaftige. Aber ist die eigentlich viel besser als die echte?"[211]

Die politische Taktik der Hitlerpartei sieht Schairer darin, „Massen zu hypnotisieren, um die Mitglieder- und Wählerbasis der Partei noch mehr zu erweitern". Ihr neues sozialistisches Vokabularium diene diesem Zweck ebenso wie der nationalsozialistische Reichstags-Antrag auf Verstaatlichung der Banken und die Teilnahme am damaligen Berliner Metallarbeiterstreik. Manche Arbeiter würden darüber vergessen, „daß der Herzog von Coburg und Prinz August Wilhelm, daß Kirdorf und Krupp zu den Geldgebern und Förderern dieser Partei gehören". Schairer prophezeit „ihre Mauserung zur eindeutigen bürgerlich-kapitalistischen Schutztruppe", wenn sie einmal „an der Krippe" sitze.[212]

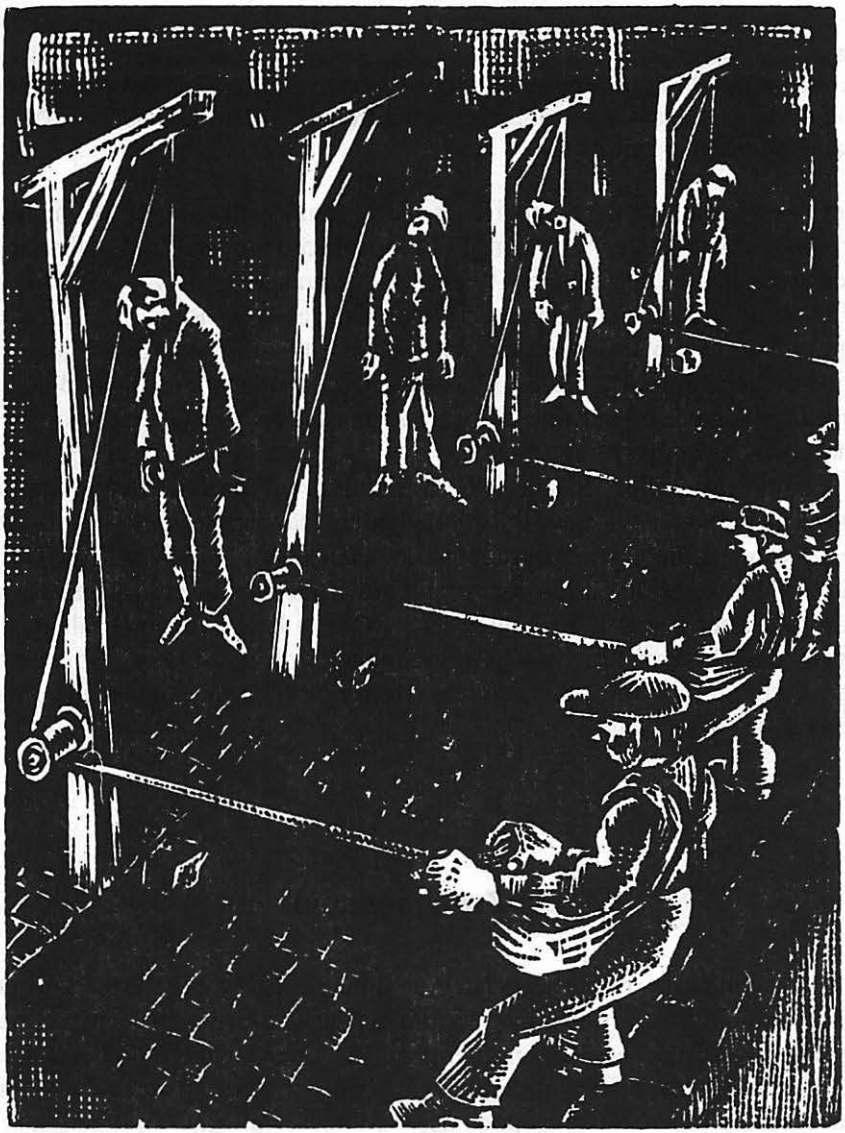
In seinem Leitartikel vom 7. Dezember 1930 zitiert er eine Äußerung Hellmut von Gerlachs in der „Welt am Montag", wonach die Diktatur in Deutschland „vor der Tür" stehe. „Ich glaube, sie ist bereits im Hause," bemerkt Schairer. Die Regierung Brüning sei „eine sozusagen legale Diktatur". Im Falle weiterer Schwierigkeiten bliebe diesem Kabinett nichts anderes übrig, als entweder zurückzutreten oder den Versuch zu machen, durch einen Staatsstreich sein Leben zu verlängern:

Folgen des Lehrer-Abbaus



Holzschnitt von Hans Gerner

Immer legal



Holzschnitt von Hans Gerner

„Es müssen nicht immer Köpfe rollen; die Beseitigung kann ja auch unblutig geschehen. Das höchste Gericht des dritten Reiches wird eine Methode ausfindig machen, deren Durchführung ein Erzeugnis der deutschen Hanfindustrie vorübergehend im Preise steigern wird."

Stöhr, Abgeordneter der NSDAP, am 9. Okt. in Dessau

„Eine solche **echte** Diktatur wäre heute – so grotesk geht es manchmal zu – wahrscheinlich der einzige Weg, die 'Demokratie' vor den Nationalsozialisten zu retten. Ihre Voraussetzung: die unbedingte Zuverlässigkeit der **Reichswehr** gegen die Nationalsozialisten, die (zweite Ironie!) als Verteidiger der 'Demokratie' auftreten würden."

Vor vierzig Jahren, sagt Schairer, sei die französische Republik mit dem „französischen Hitler" Boulanger fertig geworden; und die italienische Regierung hätte, den nötigen Willen dazu vorausgesetzt, vor acht Jahren Mussolini „erledigen" können. „Wenn die deutsche Regierung nicht in letzter Stunde Entschlossenheit zeigt, dann ist eine Diktatur Hugenberg-Hitler unvermeidbar". Sie würde dadurch zustande kommen, daß „nach Brünings Scheitern Herr Frick[213] die Leitung des Kabinetts übernimmt, mit oder ohne vorherige Neuwahlen".

Fatalistisch blickt Schairer in die Zukunft: „Wenn die heutige Regierung nicht fest entschlossen ist, unter allen Umständen, legal oder nicht, mit den Nationalsozialisten aufzuräumen (ich glaube kaum, daß sie es ist), dann wäre es das Beste, diese möglichst bald ans Ruder zu lassen. Im September wäre es besser gewesen als heute, heute wäre es besser als im Frühjahr. Je länger das Unvermeidliche hinausgeschoben wird, desto besser vorbereitet und desto stärker werden die neuen Herren sein, desto länger und zäher werden sie sitzen bleiben."

Ein Zwischenspiel

In Deutschland herrschte jetzt latenter Bürgerkrieg. Not schürte Haß. Die vehemente Diskussion über das Warum der Krise brachte alle unterschwelligen nationalistischen Ressentiments an die Oberfläche. Wilde Anklagen wurden laut gegen die Demokratie, den Versailler Vertrag, den Kommunismus und die Juden. Sturmtruppen des Nationalsozialismus knüppelten ihre Gegner nieder und sprengten Versammlungen der republikfreundlichen Gruppen.

Selbst hohe Amtsstellen ließen sich durch den Terror einschüchtern. Typisch waren die Vorgänge, die Ende 1930 zum Verbot des Remarque-

Films „Im Westen nichts Neues" führten. Die erste Instanz, der Berliner Filmprüfstelle, hatte ein Verbot des Films abgelehnt. Aber nun tobte das ganze völkische Terror-Orchester: es gab in dem Berliner Premierenkino allnächtliche Radauszenen mit Johlen und Pfeifen, mit Stinkbomben und im Zuschauerraum losgelassenen weißen Mäusen und Blindschleichen; es gab „flammende Proteste" des Stahlhelms und des Kyffhäuserbundes und Verbotsforderungen der Landesregierungen Thüringens, Sachsen, Braunschweigs und Württembergs. Goebbels erklärte einen „Waffenstillstand", dem „neue Parolen" folgen würden, falls der Film nicht zurückgezogen werde. Sein Wink genügte: das Auswärtige Amt und selbst der Innenminister Josef Wirth (linkes Zentrum), fielen um und befürworteten das Verbot des Films. Die zweite Instanz, die Oberprüfstelle, entschied dementsprechend. Der Pöbel siegte.

Die innere Entwicklung Deutschlands rief jetzt eine Reihe deutscher Intellektueller auf den Plan. Thomas Mann charakterisierte die Situation als einen „Wirbel von Not und leidvoller Erbitterung, aus dem es kein Entrinnen zu geben scheint". Als letzten Ausweg sah er ein Bündnis des deutschen Bürgertums und der Sozialdemokratie.[214]

E.J. Gumbel, der in der „Sonntags-Zeitung" über die Feme- und Justizmorde der zwanziger Jahre geschrieben hatte, verlor nach einem langen Kampf gegen nationalistische Studenten seinen Lehrauftrag an der Universität Heidelberg und emigrierte bereits 1932 nach Paris.

Erich Schairer selbst wurde vielfach von Rechtsradikalen bedroht, und die politische Polizei ließ bei ihm Haussuchungen durchführen, und „verdächtige" Papiere und Bücher beschlagnahmen. Er sah das Ende seiner publizistischen Freiheit in Stuttgart kommen. Aber er wollte weiterwirken. Da er in der Schweiz persönliche und berufliche Verbindungen hatte, spielte er mit dem Gedanken, dort ein Refugium zu suchen. Erkundungsfahrten schienen ihn zu ermutigen. Die sozialdemokratische „Volksstimme" in St. Gallen hieß ihn als Mitarbeiter, und für einige Zeit als Vertreter des erkrankten Chefredakteurs, willkommen.

Schairer entschloß sich, die „Sonntags-Zeitung" zunächst einmal an Hermann List, der seit 1926 als ständiger Redakteur bei ihm gearbeitet hatte, zu übertragen. Das offenbar befristete Abkommen zwischen ihm und List sah vor, daß Schairer für jede Nummer des Blattes einen Beitrag liefern und List regelmäßige Zahlungen machen solle. List verpflichtete sich außerdem, die Zeitung auch weiterhin inseratenlos zu führen.[215]

Wahllokal Deutschland

Holzschnitt von Hans Gerner

Der beste Schieber gewinnt

24.April 1932

Holzschnitt von Hans Gerner

Die Nazis arbeiten wieder im Reichstag mit

Im Impressum der „Sonntags-Zeitung" hieß es am 1. Januar 1931 zum ersten Mal: „Begründer: Dr. Erich Schairer. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Hermann List". Zweiter Redakteur war Max Barth. Schairers Beiträge waren von jetzt an im wesentlichen wirtschaftspolitischer Art. Die Divergenz zwischen seinen Auffassungen und denen seiner beiden alten Mitarbeiter, in deren Händen das Blatt nun lag, wurde bald klar.

Bei verschiedenen Gelegenheiten gab es offene Kontroversen in den Spalten des Blattes. So, als Schairer in der Nummer vom 3. Mai 1931 in einem Leitartikel „Zukunftsmusik" erklärte, daß „in Deutschland der Sozialismus nicht das Ergebnis einer Revolution sein wird, sondern schrittweiser Entwicklung, genauer gesagt: schrittweiser Verzichte der Großkapitalisten auf ihre Herrschaft..." Die Demokratie sei in den deutschen Ländern „nicht vom siegreichen Volk, sondern vorbeugenderweise von den bedrängten Fürsten eingeführt worden, denen der Spatz in der Hand lieber war als der Adler auf dem Dach". „Ähnlich wird es bei uns, wo noch nie eine Revolution gelungen ist (auch das ist geschichtliche Erfahrung), mit den Fürsten des Kapitals, mit den Beherrschern der wirtschaftlichen Herzogtümer und Königreiche gehen". In ein paar Jahren werde das Wort Planwirtschaft „große Mode" sein. „Die Kapitalisten werden beginnen, den Sozialismus einzuführen." Schairer zitiert den Schramberger Generaldirektor Junghans, der das Wort „individuelle Planwirtschaft" geprägt hat.

Auf der gegenüberliegenden Zeitungsseite derselben Ausgabe widerspricht ihm Hermann List: Schairers Vergleich zwischen den alten und neuen Fürsten sei „schief"; die Einführung des Sozialismus sei „nicht möglich ohne den Umsturz der gesamten Eigentumsverhältnisse".[216]

Ein anderer Disput, in der Nummer von 4. Oktober 1931 „unter dem Strich" ausgetragen, galt der Frage, ob und von welcher Seite der deutsche Pazifismus Auslandsgelder entgegennehmen dürfe. Schairer, der sich auf einen vorangegangenen Artikel Max Barths bezieht, meint, dieser „möchte offenbar die Friedensgesellschaft an der Seite der Kommunisten haben". Barth erwidert in einer „Duplik": „Daß ich die Deutsche Friedensgesellschaft lieber 'an der Seite der Kommunisten' haben möchte als sonstwo, bedarf keiner Frage". Und Hermann List versichert in einem „Politischen Nachwort": „Die deutsch-französische Verständigung dient den Interessen der Kapitalisten; sie soll dem halb bankrotten System eine Erholungspause schaffen".

Rückblickend gesehen, spiegelten solche Auseinandersetzungen die

Zersplitterung der deutschen Linken in der Stunde äußerster Gefahr. Fraktionsfeuerchen flackerten, während der Hitlerbrand um sich griff. Wenige Monate später erreichte der Zerfall der Weimarer Republik ein schwindelerregendes Tempo. Hindenburg errang in der Stichwahl eine zweite Präsidenten-Amtszeit mit den Stimmen der Sozialdemokraten. Der General Kurt von Schleicher wurde ein mächtiger Souffleur Hindenburgs. Durch ein raffiniertes Intrigenspiel brachte er das Brüning-Kabinett, das mit Notverordnungen regiert hatte, zu Fall, und schob Franz von Papen an die Spitze. SA und SS, im April 1932 verboten, wurden im Juli wieder entfesselt. Die Arbeitslosenziffer stieg auf über sechs Millionen. Mit einem Federstrich setzte Papen die von dem Sozialdemokraten Otto Braun geführte preußische Regierung ab. Sie gehorchte widerstandslos. Lethargie lähmte die gesamte Linke. „Man legt die Hände in den Schoß und wartet auf Hitler," schrieb Axel Eggebrecht.[217]

Schairers Kommentare zu den Entwicklungen des Sommers 1932 erschienen in dem St. Gallener Blatt, das damals als sein politisches Sprachrohr diente. Er erkennt Schleicher als treibende Kraft hinter Papen. „Ein geheimes Bündnis" herrsche zwischen dem General und Hitler. „Aber nicht etwa das Bündnis gleichgestimmter Seelen, sondern jenes Bündnis zweier Machtrepräsentanten, von denen jeder hofft, in der geschlossenen Ehe der Stärkere zu werden, von denen jeder den anderen zu **benützen** gedenkt, um **sich** durchzusetzen und nachher erste Geige zu spielen." Im dritten Reich werde „vermutlich Adolf Hitler nicht Diktator sein, sondern Oberregierungsrat; nicht Hauptmann, sondern höchstens Tambourmajor". Als „Steigbügelhalter" sei er den preußischen Junkern recht; „sie werden zeigen, was sie unter Reiten verstehen".[218]

Kurz darauf erklärt Schairer jedoch: „Deutschland ist heute so daran, daß **alles** möglich erscheint. Das Kabinett von Papen war vor ein paar Wochen eine Überraschung. Es wird wohl nicht die letzte dieser Art gewesen sein".[219]

Die Reichstagswahlen vom 31. Juli 1932, die eine neue nationalsozialistische Sturmflut brachten (230 Hitlermandate gegenüber 133 sozialdemokratischen), überraschen ihn nicht: der Reichstag werde jetzt wie in der wilhelminischen Zeit nur dazu da sein, zu beschließen, was die Regierung wünsche; „wenn er nicht pariert, fliegt er". Schairer nimmt an, „daß Hitler sich begnügen wird, zweite Geige neben Schleicher *[dem Wehrminister der*

Papen-Regierung] zu spielen und Anwärter auf die Nachfolgerschaft Hindenburgs zu sein".[220]

Vorübergehend schien auch Schairer auf der Seite jener zu stehen, die die Losung verbreiteten: „Laßt die Nazis nur ran, damit sie sich abwirtschaften!" Denn in einem folgenden Aufsatz meint er, die Dinge seien soweit gediehen, „daß man fast wünschen möchte, Hitler möge die Führung des Kabinetts und damit die nominelle Verantwortung übernehmen". Und er wiederholt, Hitler sei „nicht der Typ des Diktators, sondern des 'Trommlers', des Steigbügelhalters". Auch ein Kabinett Hitler wäre „in Wirklichkeit ein Kabinett Schleicher".[221]

Inzwischen hatte Schairer tief besorgt den Kurs der „Sonntags-Zeitung" unter List-Barth verfolgt. Die beiden Redaktionspartner steuerten das Blatt allmählich so weit nach links, daß ein Abstand von der kommunistischen Parteilinie mitunter kaum noch festzustellen war. Viele Leser, die die Zeitung mit Schairer identifiziert hatten, bestellten sie ab. Die finanzielle Situation des Blattes geriet bereits im Juli 1931 durch ein vierwöchentliches Verbot ins Wanken; das württembergische Innenministerium benützte damals einen Leitartikel Hermann Lists zum Einschreiten auf Grund des (von Republikfeinden ständig mißbrauchten) „Gesetzes zum Schutze der Republik".[222]

List und Barth suchten dann einen Ausweg aus dem geschäftlichen Dilemma, indem sie Inserate aufnahmen.[223] Das war für Schairer, der die Inseratenlosigkeit des Blattes als eines der größten Triumphe seines Lebens betrachtet hatte, ein äußerst bitteres Erlebnis. Enttäuschend war für ihn gleichzeitig die Erkenntnis, daß die Schweiz ihm keine dauernde Stätte für erfolgreiche publizistische Arbeit bieten konnte. Er sehnte sich zurück nach „seinem" Blatt und den Lesern, die seine Rückkehr wünschten. Das Wissen um die Gefahren, die ihn in der Heimat Tag für Tag bedrohen würden, trat plötzlich zurück.[224]

Es kam dann zwischen Schairer und List zu einer heftigen Auseinandersetzung. Schairer erklärte die Aufnahme von Inseraten als einen Vertragsbruch Lists. Nach einem langen juristischen Streit erzielten die Anwälte der beiden Parteien schließlich einen außergerichtlichen Vergleich: die „Sonntags-Zeitung" kehrte zu ihrem Gründer zurück.

Am 28. August 1932 kündigte das Blatt „Änderungen in der Redaktion" an: „Von der nächsten Nummer an übernimmt Herr Dr. Schairer die

'Sonntags-Zeitung' und ihre Redaktion wieder. Hermann List und Max Barth scheiden aus."[225]

„Gottlosigkeit"

Während seiner Abwesenheit von der „Sonntags-Zeitung" hatte der Ex-Theologe die Zeit gefunden, sich noch einmal mit dem Problemkreis von Kirche, Religion und Staat auseinanderzusetzen. In einer Schrift „Gottlosigkeit"[226] faßte er die Gedanken zusammen, die den Lesern des Blattes bekannt geworden waren,[227] und öffnete noch größere Perspektiven.

Schairer sieht eine grundsätzliche Übereinstimmung der Religionen und Kirchen aller Zeiten. Fetischist, Hinduist, Buddhist, Mohammedaner, Jude, Christ erscheinen ihm als „Spielarten ein und derselben Gattung". Die Kirche ist für ihn „staatlich denaturiertes Christentum". Ihre Dogmen seien zusammengebrochen. Die Loslösung vom Gottesglauben habe sich in breiter Front über das christliche Abendland hin vollzogen, „ohne Rumor, mit einer Art von stiller Selbstverständlichkeit wie ein Naturereignis". Neben den Kirchenaustritten müsse die wachsende innerkirchliche Indifferenz berücksichtigt werden, wie sie etwa in den „Taufausfällen" und „Trauausfällen" zum Ausdruck komme. Die Indizien für die wachsende Zahl „gottloser" Pfarrer seien „zahlreich und stark". Schairer fragt: „Ist das offenkundige Scheitern der christlichen Ethik in Europa nicht Grund genug, sie, zum mindesten für diese Zeit und dieses Geschlecht, als unannehmbar abzulehnen, statt so zu tun, als ob sie gelte, wo sich doch niemand nach ihr richtet? Wäre das nicht würdiger und anständiger als der jetzige Zustand der wohlorganisierten Heuchelei?"

Auch hält Schairer Christentum und Sozialismus für unvereinbar: „Hat [*August*] Bebel nicht recht: wie könnte ein Mensch, dem sein irdisches Leben nur ein Aufenthalt im Wartezimmer ist, ein guter Kämpfer für eine neue Ordnung der Gesellschaft und Wirtschaft sein?"

Die Verbindung Schairers mit der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts ist evident. Seine Haltung gegenüber Religion und Kirche hat ausgesprochen voltairische Züge. Aber sie ist alles andere als simplifizierend. Gewiß: Schairer plädiert vor allem für den Kirchenaustritt, wie er es öfters in seinem Blatt getan hat (am Schluß heißt es: „Auskunft über die

Formalitäten des Kirchenaustritts in den einzelnen deutschen Ländern erteilt kostenlos die Redaktion der Sonntags-Zeitung"). Die Broschüre hat aber eine wesentlich größere Tragweite und Tiefe. Schairer zeigt hier, ebenso wie in anderen Bereichen, seine geistige Ambivalenz. Sozialistischer Individualist, aggressiver Friedensfreund, rationaler Utopist, unterkühlter Radikaler: das ist der politische und wirtschaftspolitische Schairer. Ihm schließen sich hier der skeptische Gläubige, der fromme Agnostiker an.

So sieht es mit diesem „Gottlosen" in Wirklichkeit aus. „Ich habe" – bekennt er – „die in manchen Religionen vorhandene abergläubische Scheu, den Namen Gottes überhaupt auszusprechen, immer für sehr tiefsinnig gehalten ... Ich möchte annehmen: gerade solche, die besonders tief über Gott nachgedacht haben, werden keinen Schaden darin erblicken, wenn über ihn geschwiegen statt geredet wird." Er zitiert Hans Natoneks Wort „Wer bin ich, daß ich mit dir reden darf? sagte ein Frommer und betete von Stunde an nicht mehr" und die Empfehlung des Dichters Carl Hauptmann, die Kirchen in „Häuser des Schweigens" zu verwandeln.

Der christliche Gott, argumentiert Schairer, sei nichts anderes als ein Idealmensch, und eine solche anthropomorphe Deutung sei „Gottes nicht würdig", sie erinnere „allzu peinlich an [*Ernst*] Haeckels boshaftes Wort vom gasförmigen Wirbeltier". Trotz des Fortschreitens der menschlichen Erkenntnis sei „an der gesamten Situation des Menschen im Weltall dadurch nichts geändert". Geblieben sei „das große Staunen der Welt und dem Geheimnis des Lebens gegenüber, das den 'religiösen' Menschen erfüllt und sich so schwer in Worten auch nur andeuten läßt. Es ist Gefühl der Abhängigkeit und der Verbundenheit zugleich, es spielt, wie der elektrische Strom zwischen Plus und Minus, hin und her zwischen Entzücken und Grauen, zwischen Fürchten und Lieben. Kein Wissen und keine Wissenschaft kann dieses Gefühl beeinträchtigen oder zerstören, denn die Welt wird immer unerklärlich bleiben; und es läßt sich nirgends einreihen, es bleibt selber unerklärlich und unergründlich. Wenn dies Religion ist, dann wird es Religion geben, solange die Erde sich dreht und Sommer und Winter, Tag und Nacht, Geschlechter um Geschlechter miteinander abwechseln".

Schairer setzt sich für ein „religiöses Moratorium" ein, eine Pause „ohne Kirche, ohne Bekenntnis, ohne Gott und Religion". Aber: „'Gott' ist darum nicht tot, wenn auch der Gott, der christliche Gott, dem Schicksal seiner vielen Vorgänger nicht entgehen wird".

Und: „Es wird einmal eine Zeit kommen, wo man wieder von Gott und Religion wird reden können, ohne mißverstanden zu werden; etwa, wie wir heute vom Himmel oder vom Sonnenaufgang reden. Da wird man, denke ich, auch den ganzen christlichen Sprach- und Gedankenschatz wieder ausgraben und unbefangen verwenden, so wie es vor ein paar hundert Jahren mit dem Reich der römisch-griechischen Götterwelt geschehen ist... Die Bibel ist eine unerschöpfliche Fundgrube von Weisheit und Wahrheit; man wird sie dereinst wieder zu würdigen wissen".

Endphase der Weimarer Republik

Schairers Rückkehr zur „Sonntags-Zeitung" fällt mit politichen Manipulationen der Papen-Regierung zusammen. Ermutigt durch ihren Erfolg auf der Konferenz von Lausanne (wo sie die Kriegsentschädigung von 36 auf 3 Milliarden Mark herunterzudrücken verstand), kündigte sie ihre Absicht an, das deutsche Heer zu vergrößern. Der Pazifist Schairer notiert mit Befremden, daß die Erklärung „nicht bloß von den politischen Rechtsstehenden mit großen Hoffnungen begrüßt, sondern – das ist das Bemerkenswerte, manche sagen mit Recht: Beschämende – auch von der Linkspresse beifällig beurteilt wird... Traurig, aber so weit ist man schon jetzt wieder in Deutschland".[228]

Die Auflösung des Reichstags durch die Papen-Regierung (am 12. September 1932) wird vom Schairer in derselben Nummer besprochen. Seine Äußerung ist von tiefem Fatalismus erfüllt. Das „Volk" – Schairer setzt das Wort in Anführungsstriche – werde „kaum viel dagegen einwenden. Es hat diesen Parteienbetrieb und das parlamentarische Theater bis obenhin satt." Eine erzreaktionäre, aber zum Handeln entschlossene Regierung – das ist die Regierung Papen-Schleicher – ist ihm immer noch lieber als ein Zustand, bei dem man nie weiß, wie man dran ist. „Bedauerlich. Aber die Demokratie hat eben in Deutschland bis auf weiteres ausgespielt. Ihr Abgang am 12. September war leider alles eher denn schön. Es ist nicht zu ändern".[229]

In einer späteren Betrachtung sieht er die Notwendigkeit „einer langen Zeit der Buße, anders gesprochen: der Opposition" für die Sozialdemokrati-

sche Partei. „Wenn die Partei gut beraten ist, dann benützt sie diese Ferien von der Macht, um in ihrem eigenen Hause gründlich Ordnung zu machen. Nichts wäre verkehrter, als wenn sie versuchen wollte, diese Frist abzukürzen."[230]

In einem besonderen Artikel beschäftigt Schairer sich mit den Hoffnungen des papenfeindlichen „Tat"-Kreises von Hans Zehrer, Schleicher an der Spitze eines antikapitalistischen „Kabinetts der Arbeitsbeschaffung" zu stellen: „Die Gedanken der 'Tat'-Leute haben einstweilen nicht mehr Aussicht auf Realisierung als vor dreizehn Jahren die 'Planwirtschaft' Wissells and Moellendorffs. Eben weil sie, mögen sie von links aus gesehen noch so pseudo-sozialistisch sein, von rechts als aus allzu sehr nach 'Sozialismus' riechen. Vor dem haben die deutschen Kapitalisten nun einmal einen Abscheu wie der Teufel vor dem Weihwasser. Sie werden sichs dreimal überlegen, ehe sie ihm in irgend einer Form die Türe öffnen."[231]

Die Reichstgaswahlen vom 6. November 1932 (mit dem Abrutsch der NSDAP von 230 auf 196 und der SPD von 133 auf 121 Mandate – und Stimmengewinnen für die Kommunisten und Deutschnationalen) treiben die politische Krise weiter. Schairer hält eine abermalige Wahl im Februar 1933 für möglich: „Hierbei würden die Nazi aller Voraussicht nach eine weitere Million Stimmen einbüßen, denn die Zeit arbeitet jetzt gegen sie."[232]

Nach dem Rücktritt des Kabinetts Papen am 17. November 1932 wiederholt er: „Die Zeit arbeitet heute gegen die NSDAP." Aber: „Wenn sie jetzt an die Macht kommt, kann sie noch Einfluß ausüben." Allerdings wäre die Ernennung des „Führers" zum Regierungschef „eine Katastrophe, der gegenüber Herr von Papen wie ein Bismarck wirken müßte". „Wenn Hitler" – fügt Schairer hinzu – „aus dem Zwielicht seines Parteitempels in die nüchterne Beleuchtung der Tagespolitik gerückt wird, ist sein Nimbus dahin. Weiß er das? Kennt er sich so gut? Hat er den Mut, sich das einzugestehen? Vielleicht ist er doch so schlau, im Hintergrund zu bleiben . . ."[233]

Womit der Rationalist Schairer nicht rechnete, war das Ausmaß der Irrationalität, die schon lange bei den Massen um sich gegriffen hatte. Es gab im damaligen Deutschland neben Hitler dutzende von Mini-Propheten, die dem Volk Erlösung aus seinen Nöten versprachen, und sie halfen, jene Stimmung für den totalitären Autoritätsglauben zu schaffen, der für Hitler wirkte.

Nach dem Sturz Papens duch Schleicher meint Schairer: „Die Zeit arbeitet gegen Hitler und für Schleicher. Neuwahlen, mit denen Hitler schon wieder winkt, liegen nicht gerade im Interesse der NSDAP... Schleicher sitzt gut im Sattel. In mehreren Sätteln. Und er weiß, was er will. Vom 'Führer' kann man das nicht behaupten."[234]

Über das Intrigenspiel, das am 4. Januar 1933 Hitler und Franz von Papen im Haus des Kölner Bankiers Baron Schröder zusammenführt, bemerkt Schairer in ungewohntem Understatement: „Die Kölner Zusammenkunft... könnte höchstens **einen** Erfolg haben, der uns einen Schritt weiter brächte: daß wieder einigen Betrogenen die Augen aufgehen über den wahren Charakter des Mannes, von dem sie immer noch die Neugestaltung Deutschlands erwarten. Wenn dies geschähe: es wäre auch schon etwas."[235]

Die folgenden politischen Zickzackbewegungen bringen die unwahrscheinliche Alternative zwischen einer „Notgemeinschaft" von Deutschnationalen, NSDAP und Zentrum (mit parlamentarischer Mehrheit) und einem von Schleicher zu proklamierenden „Staatsnotstand". Schairer kommentiert indifferent: „Parlamentarische Notgemeinschaft oder Staatsnotstand? Das ist das Dilemma, und diesmal wollen wir der Entscheidung nicht vorgreifen. Denn vielleicht wird doch noch einmal weiter gewurstelt."[236]

Einen Tag nach dem Erscheinen dieses Kommentars war Hitler Reichskanzler.

Schairer reagierte auf die Nachricht mit einer Art Zweckoptimismus: die neue Regierung sei „eigentlich weniger ein Kabinett Hitler als ein Kabinett Hugenberg. Weder Fackelzüge noch blumenreiche Hymnen in der nationalsozialistischen Presse vermögen etwas daran zu ändern, daß Hitler beim Zustandekommen dieser Regierung, die zu Dreivierteln aus Deutschnationalen besteht, eine ziemlich passive Rolle gespielt hat und daß ihm diese Rolle auch weiterhin zugedacht zu sein scheint".[237]

Allerdings wurde Schairers rosige Interpretation von dem Zentralorgan der SPD, dem Berliner „Vorwärts", weit übertroffen. Dessen Kommentar glich einem fröhlich-nervösen Pfeifen in dunkler Nacht.[238]

Unter Hitler

Mit der zunehmenden Entfaltung des nationalsozialistischen Regimes schärfte sich die Analyse Schairers. In einem Artikel vom 19. Februar 1933 hatte er noch in Auftreten, geistigem Habitus und Charakter Hitlers eine „frappante Ähnlichkeit mit Wilhelm dem Zweiten von Hohenzollern" gesehen: „Könnte man diese Wiederkehr Wilhelms II. in anderer Gestalt nicht beinahe gespenstisch heißen? Das deutsche Volk will offenbar solche Führer wie Wilhelm und Hitler. Sollen wir ihm wünschen, daß das Ergebnis diesmal anders ausfalle? Wird es, kann es mit der Herrlichkeit des dritten Reiches ein anderes Ende nehmen als mit der des zweiten?"

Aber der Kommentar nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933 schlägt andere Töne an. Schon sein Titel, „Rundfunkwahlen", deutet auf eine vertiefte Einsicht in das Wesen und die Methoden der Hitlerbewegung. Der nationalsozialistische „Sieg von unerwartetem Ausmaß" (288 Abgeordnete, früher 196) sei „ohne Zweifel in erster Linie der Propaganda durch den Rundfunk zuzuschreiben". Das Fehlen jeglichen Programms habe den Regierungsparteien wohl eher genützt als geschadet. Denn: „Wo um die politische Macht gekämpft wird, ist der Wille entscheidend, nicht der Intellekt, dessen Rolle ja schon der alte Oxenstjerna nicht allzu hoch eingeschätzt hat. Die Schwäche der deutschen Linken, die sich jetzt mit so schmerzlicher Deutlichkeit geoffenbart hat, liegt eben zum guten Teil darin, daß in ihr zu wenig Wille mit zu viel Intelligenz gepaart ist".

Schairer variiert Heinrich Heines sarkastisches Wort von dem hungrigen Magen, in den nur „Suppenlogik mit Knödelgründen" Eingang findet: „Wer nichts zu nagen und zu beißen hat, dem stehen die demokratischen Grundrechte nicht im Mittelpunkt der Interessen. Sein Denken kreist um das tägliche Brot, und wer ihn auf irgend eine Weise zu überzeugen vermag, er werde dafür sorgen, daß ihm dieses künftig besser zugemessen werde, der ist sein Mann – auch wenn er Zeitungen verbietet und Versammlungen auflöst."

Schairer notiert, daß nach diesem „Sieg einer unerhört geschickten und stark aufgetragenen Propaganda" von der Schaffung eines besonderen Propagandaministeriums für „einen der Hauptregisseure des nationalsozialistischen Wahlfeldzugs, Herrn Goebbels" gesprochen werde; darin läge „ein sinnfälliger Beweis dafür, welche Bedeutung von der Regierung selber einem von ihr so virtuos gehandhabten Instrument beigemessen wird".

Das Weiterrollen der totalitären Dampfwalze – die rasche Übernahme kommunaler und staatlicher Machtpositionen durch die Hitlerleute – zwingt Schairer zu einem Vergleich: „Die 'nationale Revolution' des März 1933 ist ebenso rasch und reibungslos durchgedrungen wie damals im Jahr 1918 die Novemberrevolution. Aber, zum Unterschied von jener: sie begnügt sich nicht mit der Auswechslung der Spitzen, um im übrigen alles beim Alten zu lassen. Die Männer, die jetzt die Macht in Deutschland haben, zögern nicht, auch von ihr Gebrauch zu machen. Sie wissen besser, wie man Revolution macht, als die Revolutionäre von 1918."[239]

Schairer sieht die Annahme des Ermächtigungsgesetzes für die Hitler-Regierung im Reichstag voraus, weil die Zentrumspartei zur Zustimmung neigt. Gewiß sei der Reichstag als regierungsbildende Instanz „bei den deutschen Parteiverhältnissen einfach unbrauchbar". Trotzdem fragt er: „Aber, ihr Herren vom Zentrum, ist es nicht sehr gefährlich, wenn er nun auch als **Kontrollinstanz** ausgeschaltet wird? ... So weit, bis zur Selbstaufgabe, darf ein Parlament und eine Partei, die in ihm noch etwas zu sagen hat, nicht gehen. Ich weiß nicht, ob Prälat Kaas nach diesem Abgang von der politischen Bühne immer gut schlafen wird ..."[240]

Dieser mutige Aufsatz wurde nur von den Stuttgarter Zensoren gelesen, denen seit Wochen alle Manuskripte hatten vorgelegt werden müssen. Die bereits hergestellte Auflage wurde in der Druckerei beschlagnahmt. Statt der Nummer erschien ein Blatt mit der Verfügung des Polizeikommissars für das Land Württemberg: „Bis auf weiteres verboten".

Aber Schairer verlor seine Kaltblütigkeit nicht. Agathe Kunze erinnert sich: „Sein erster Gang in Stuttgart war jeden Morgen zur Presseabteilung der Geheimen Staatspolizei, die damals im sogenannten 'Hotel Silber' untergebracht war. Er erzählte mit Vergnügen, wie die beiden uniformierten Posten, weil er täglich frühmorgens zur gleichen Zeit forsch durch das Eingangstor schritt, ihn schließlich für einen der Beamten hielten und vor im salutierten."[241]

Am 16. April 1933 erschien die „Sonntags-Zeitung" wieder. An ihrer Spitze fand sich die folgende Notiz:

„Durch Erlaß des württembergischen Innenministeriums Nr. P.A. 2022/10 vom 11. April 1933 ist verfügt worden:

„Das Verbot der 'Sonntags-Zeitung' wird unter der Bedingung aufgehoben, daß sich Dr. Schairer der nationalen Regierung gegenüber streng loyal verhält und in der 'Sonntags-Zeitung' künftig die Tagespolitik vollständig

ausschaltet. Bei einem erneuten Verstoß hätte er mit einem endgültigen Verbot seiner Zeitung zu rechnen."

Die Folge: Schairer dämpft den Ton des Blattes. Er entwickelt eine besondere Technik, Verlautbarungen des Hitler-Regimes zu benützen, um seine eigenen Ideen zu suggerieren. Zum Beispiel greift er die Popper-Lynkeus-Konzeption neu auf. Er betrachtet es als sicher, daß aus dem bestehenden freiwilligen Arbeitsdienst „die Arbeitsdienstpflicht herauswachsen" werde. Und er fragt, ob „die Praxis" - ein Euphemismus für „Regierung" – „es wagen und imstande sein wird, Versorgungsrecht und Arbeitspflicht miteinander zu verbinden und gegeneinander zu wägen".[242]

Oder er begrüßt es, daß durch Gesetz vom 7. April 1933 in Deutschland „mit einem Schlag der Einheitsstaat verwirklicht" worden sei. Man dürfe „vielleicht hoffen", daß im Verlauf eines Jahres der zweite, dritte und vierte Schritt folgen werde (nach Schairers Vorschlägen: die Beseitigung der 200 Enklaven; die Gleichstellung der preußischen Provinzen mit den übrigen deutschen Ländern; die Zuammenlegung von Württemberg und Baden; die Aufteilung Bayerns in zwei Teile: Franken und Bayern; insgesamt 18 etwa gleich große Länder).[243]

Eine Bemerkung des NSDAP-Reichspressechefs Dietrich, in der deutschen Presse dürfe die Rücksicht auf das rein finanzielle Moment nicht schwerer wiegen als der schöpferische Geist der Presse, läßt Schairer fragen, auf welche Weise Dietrich das Zeitungswesen aus den Fesseln des Kapitalismus zu befreien gedenke. „Es gibt, glaube ich, nur einen einzigen", schreibt er. „Ich habe ihn vor vierzehn Jahren in meiner Schrift 'Sozialisierung der Presse' nachgewiesen, deren Lektüre ich Herrn Dietrich in aller Bescheidenheit empfehlen möchte. Es ist die völlige Trennung des Anzeigenwesens vom privaten Zeitungswesen."[244]

Eine Zehnpfennigbroschüre der NS-Volkswohlfahrt „Mütter, kämpft für eure Kinder!" beklagt die „Überalterung des Volkes" infolge von sinkenden Sterbeziffern und Geburtenrückgängen. Im Sinn der Pamphlet-Autoren meint Schairer: „Wenn von der kleinen Broschüre... auch nur jedes hundertste Stück die Wirkung hätte, daß im nächsten Jahr ein Kind weiter geboren würde, so wären immerhin 80.000 kleine Deutsche mehr auf der Welt, gewiß kein schlechter Propagandaerfolg". Unmittelbar darauf folgt jedoch der kritiche Haken: „Aber diese Kinder müssen auch gesunde Lebensbedingungen vorfinden, wenn sie gedeihen sollen; die sind minde-

stens ebenso wichtig wie die theoretische und gesinnungsmäßige Aufklärung".[245]

Im Zusammenhang mit dem neuen nationalsozialistischen „Schriftleitergesetz" bezieht Schairer sich auf wiederholte Versicherungen von Goebbels, „die Regierung wolle keineswegs eine Uniformierung und eine Unterdrückung jeder Kritik". Er nimmt den Propagandaminister beim Wort: „Die Presse ist dazu da, Tatsachen und Meinungen wiederzugeben. Vielleicht darf es als eine Wirkung des neuen Gesetzes angenommen werden, daß die Meinungen, aus deren Gegeneinander der geistige Fortschritt zu entspringen pflegt, künftig etwas freimütiger zum Ausdruck kommen werden".[246]

Inzwischen hat die Staatspolizeistelle in Altona insgeheim eine Aktion gegen Schairer eingeleitet. Unter dem 30. September 1933 berichtet sie an das Geheime Staatspolizeiamt Berlin: „Nach ihrem Inhalt ist die 'Sonntags-Zeitung' staatsfeindlich eingestellt. Ihr Druck in lateinischer Schrift läßt darauf schließen, daß sie auch für den Versand ins Ausland bestimmt ist. Nach Mitteilung der Oberpostdirektion Hamburg unterliegt die Zeitung der Zensur seitens des Innenministeriums in Württemberg. Die Adressaten sind hier nicht bekannt." Die Angelegenheit wurde von Berlin an das württembergische Innenministerium verwiesen, das unter dem 22. November 1933 antwortete: „Auf die Anfrage vom 10. Oktober ds. Js. erlaube ich mir mitzuteilen, daß die 'Sonntags-Zeitung' hier laufend überwacht wird. Aus besonderen politischen Gründen erscheint hier das Weiterbestehen der Sonntagszeitung wünschenswert."[247]

Wirtschaftsfragen dominieren jetzt in den Leitaufsätzen Schairers. Als Autor des zweiten Hauptartikels der Titelseite hat er einen neuen Mitarbeiter gewonnen: Hellmut von Rauschenplat, der als Fritz Eberhard bekannt geworden ist und auch nach 1933 illegal für die sozialistische ISK (Internationaler Sozialistischer Kampfbund)-Gruppe tätig war. In der „Sonntags-Zeitung" zeichnete er als Fritz Werkmann. Die besondere Qualität seiner ebenfalls hauptsächlich wirtschaftspolitischen Aufsätze bestand darin, daß sie einer informationshungrigen Leserschaft im Dritten Reich ein Fenster zum Ausland hin öffneten. Werkmann (Eberhard) analysierte Entwicklungen in den verschiedensten Teilen der Welt; er schrieb über Frankreich, England, Spanien und den Fernen Osten und gab vor allem ein sehr detailliertes Bild über den „New Deal" des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt (der nachdrückliche Hinweis auf

das Vertrauen, das Roosevelt mit seinem demokratischen Aktivismus unter dem Massen Amerikas erworben hatte, legte stillschweigend den Vergleich mit der deutschen Diktatur nahe).[248]

Für Schairer selbst stand der Gedanke der Planwirtschaft weiter im Zentrum. Noch in der Nummer vom 22. Juli 1934 wagt er die Erklärung: „Vielleicht werden wir nach und nach in die Planwirtschaft hineinwachsen". Einschränkend setzt er allerdings wieder hinzu, daß „die Planwirtschaft überhaupt nur für denjenigen Teil der Wirtschaft zu fordern wäre, der die Befriedigung des Massenbedarfs zum Zwecke hat. Was über das Existenzminimum, den notwendigen Lebensbedarf der Massen hinausgeht, kann dann ruhig der freien Wirtschaft überlassen bleiben".[249]

Obwohl Schairer hier das Wort „Sozialismus" umgeht, merken die Zensoren, was er meint. Bald darauf wird er gezwungen, die Redaktion, wenigstens nach außen hin, einem den Nationalsozialisten genehmen Journalisten zu übergeben. So heißt es in der Nummer vom 12. August 1934: „Nachdem bisher Verlag und Redaktion der Sonntags-Zeitung in der Hand von Dr. Erich Schairer vereinigt waren, ist die Schriftleitung mit dieser Nummer von Herrn Schriftleiter Paul Gloning übernommen worden. Der Verlag bittet die Leser, das der bisherigen Redaktion entgegengebrachte Vertrauen auf die neue Schriftleitung übertragen zu wollen".[249a]

Schairers Artikel, in der Folge nur noch mit drei Kreuzen markiert, erörtern jetzt Unverfängliches: die ungenügende Schafzucht Deutschlands, den zu niedrigen Seefischverbrauch, die Rolle der Reformhäuser und der Reklame, den „Kalkräuber" Zucker, Probleme der Normung, die mangelnde Auswertung der „Altstoffe", die Berliner Olympiade 1936 und die Wirtschaftssorgen des britischen Weltreichs.

Jahre hindurch verstanden Schairer und seine Mitarbeiter sich auf die Kunst der mehr oder weniger getarnten Sprache. Ähnlich wie Benno Reifenberg und seine Kollegen an der „Frankfurter Zeitung"[250] signalisierten sie ihre Opposition gegen das Hitler-Regime.

Eine wichtige Waffe wurde ihnen das Zitat. Dabei diente gerade auch die „Frankfurter Zeitung" als Quelle. Zum Beispiel ein Artikel K.A. Junges vom 13. Mai 1933 zur Rassenfrage: Junge nannte sechs im deutschen Volk vertretene Rassen und folgerte: „Es ist schwer, in einem Volke, das solche Mischung zeigt, eine Rasse als die absolut edle und zum Herrschen geborene zu preisen".[251]

In der „S.Z." Nummer vom 22. Oktober 1933 wird nach dem „Regensburger Echo" die protestantische theologische Fakultät Marburg zitiert, die den Arierparagraphen als „unvereinbar mit der heiligen Schrift und den Bekenntnissen der Reformation" erklärt hatte.

Zur spanischen Revolution ließ Schairer statt eines eigenen Kommentars zwei Pressestimmen sprechen. Die Zeitschrift „Schönere Zukunft" sah in dem Ereignis „eine soziale Revolution, die deshalb eine so scharf antikirchliche Note zeigt, weil das von dem verelendeten Land- und Industrieproletariat gehaßte wirtschaftliche System des Feudalismus und Kapitalismus sich allzu eng mit der Kirche zu verbinden vermocht hatte". Und Schairers wachsame Lektüre lieferte sogar ein Zitat aus einer Ecke der Hitlerpresse, die anscheinend ihre Weisungen von Goebbels nicht rechtzeitig erhalten hatte. Die „Nationalsozialistische Landpost" schrieb: „Seitdem der Linksblock, die sogenannte 'Volksfront', in Spanien regiert, ist eine erneute Umschichtung der Betriebs- und Besitzverhältnisse in der Landwirtschaft vollzogen worden... Eine Lösung der spanischen Agrarprobleme mußte einmal kommen. Die Landarbeiter führten bei einem Tagelohn von oft nur 2,5 Peseten ein kaum vorstellbares Hungerdasein."[252]

Freigebig zitiert wurden aber auch klassische und zeitgenössische Dichter und Philosophen, deren Wort auf eine Verdammung des Hitlerregimes hinauslief – zum Beispiel:

„Der letzte Entscheid über die Zukunft einer Gesellschaft liegt nicht in der größeren oder geringeren Vollendung ihrer Organisation, sondern in der größeren oder geringeren Wertigkeit ihrer Individuen. **Schweitzer**"[253]

„Ach, der Menge gefällt, was auf dem Marktplatz taugt, und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen. **Hölderlin**"[254]

„Geselle dich zur kleinsten Schar. **Goethe**"[255]

„Wie wohl ist einem bei Menschen, denen die Freiheit des anderen heilig ist! **Schiller**"[256]

„Du bist, wie ich, in der beständigen Gefahr, statt eines Ich ein Zeitgenosse zu werden. **Schrempf**"[257]

Schließlich nützte Schairer immer wieder auch die Rubrik „Kleinigkeiten" zu versteckten Angriffen auf das Regime. Für die Leser war die Bedeutung kommentarloser Notizen wie der folgenden klar:

„**Die Toten.** An der vielumkämpften Lorettohöhe im nordfranzösischen Artois ist bei Ausgrabungsarbeiten ein deutscher Frontfriedhof mit den Gebeinen von fünfhundert gefallenen Deutschen und Franzosen freigelegt worden. Der Leiter der Ausgrabungsarbeiten bei Verdun behauptet, daß man sofort 200000 bis 230000 gefallene Soldaten bei Verdun ausgraben könnte, wenn man nur einen halben Meter tiefer graben würde."[258]

„**Wurstsuppe.** Wie das „Berliner Tageblatt" (Nr. 98) berichtet, haben die Metzger in Mannheim sich entschlossen, die Wurstsuppe, die bisher an Schlachttagen meist achtlos fortgegossen worden sei, künftig kostenlos an Bedürftige abzugeben."[259]

„**Eine Prophezeiung.** Die Chicagoer ‚Abendpost' schrieb kürzlich einmal: ‚Die Kriege werden aufhören, wenn die Führer der Wirtschaft einsehen, daß es auf die Dauer kein gutes Geschäft ist, Kunden wegzuschießen.'"[260]

„**Kolossal-Statue.** Ein Standbild Mussolinis, neben dem der Koloß von Rhodos wie ein Zwerg erscheinen wird, soll auf dem Forum Mussolini in Rom errichtet werden. Es wird 80 Meter hoch sein, ohne Füllung 500 Tonnen wiegen und den Duce im Löwenfell zeigen, das die Schulter bedeckt und über die Lenden herabfällt."[261]

„**Die Junggesellen.** Wie der ‚Völkische Wille', das Organ des Reichsbunds der Kinderreichen, mitteilt, findet sich in den Richtlinien für Auswahl der Anwärter für die nationalsozialistischen Ordensburgen folgender Grundgedanke: Wenn ein Anwärter 26 Jahre oder älter sei und noch nicht geheiratet habe, so sei das als bedenkliches Zeichen für seine Entschlußkraft, seinen persönlichen Mut und seine Lebensauffassung anzusehen."[262]

März 1936 holte das „Württembergische Politische Landespolizeiamt" Stuttgart zu einer neuen Aktion gegen Schairer aus. In einem Brief an den Reichsverband der deutschen Zeitungsverleger in Berlin hieß es, daß „im Rückblick auf die politische Vergangenheit des Schairer die Fortsetzung seiner verlegerischen Tätigkeit nicht befürwortet werden" könne. Der Briefschreiber, ein Dr. Stahlecker, kramte „belastende" Argumente aus den

historischen Schubladen hervor. Sie betrafen Schairers Vorschlag der Bildung von Abwehrorganisationen nach dem Kapp-Putsch; seine Erklärung zur Reichstagswahl im September 1930, er werde es sich „noch einmal überlegen", ob er nicht kommunistisch wählen solle; seine Zustimmung zur Annahme von ausländischen Geldern durch deutsche Pazifisten und seine Tätigkeit als Mitglied der Friedensgesellschaft, der Liga für Menschenrechte und des Freidenker- und Monistenbundes. Andeutungen in Briefen aus dem Ausland hätten gezeigt, daß Schairers „frühere Gesinnungsgenossen fest überzeugt sind, daß Schairers politische und weltanschauliche Ansichten sich seit 1933 in keiner Weise geändert haben".[263]

Schairer übertrug daraufhin das Verlagsrecht auf die „Sonntags-Zeitung" am 19. Mai 136 an seinen Strohmann Paul Gloning, der ihn in einem besonderen Vertrag gegen ein Jahresfixum als „Geschäftführer' einsetzte. Aber selbst für Paul Gloning wurde die Situation Anfang 1937 zu gefährlich; er verkaufte das Verlagsrecht weiter an einen Provinz-Lokalredakteur, Dr. Richard Breitling. Unter dessen Herausgeberschaft erschienen noch einige Nummern, dann ging das Blatt ein; die nationalsozialistischen Behörden hatten Breitling keine Papierbewilligung mehr erteilt.[264]

Groteske Ironie der Zeit: Schairer hatte durch Ankündigungen in seiner eigenen Zeitung nach einer neuen Stellung gesucht – „nicht unbedingt in einer Druckerei oder in einem Verlag", wie er in einer von zwei Notizen schrieb.[265]

Weinreisender und Reichsbahngehilfe

Es war ein bitteres Ende. Nicht nur war Schairers Blatt vernichtet. Er hatte auch seinen Lebensunterhalt verloren. Die Existenz seiner achtköpfigen Familie war gefährdet. Er mußte rasch handeln.

Er entschloß sich zu dem Versuch, aus einem Hobby seinen Beruf zu machen. Schairer war ein ausgezeichneter, beinahe professioneller Weinkenner, er besaß einen wählerisch empfindsamen Gaumen, und immer hatte er zuhause ein gutes „Viertele" aus einem „Fässle" im eigenen Keller zur Hand. So probierte er jetzt sein Glück als Weinreisender. Er begann mit den Produkten einer Firma und vertrat im Lauf der Zeit noch zwei andere

Geschäfte. Kunden fand er im Kreis von Freunden und „Sonntags-Zeitungs"-Lesern, die ihm häufig während seiner Reisen Unterkunft boten und so die Unkosten zu reduzieren halfen.

„Natürlich" – schrieb ihm Hans Erich Blaich am 10. April 1937 - „habe ich mich gleich nach neuen 'Kunden' für deinen Weinhandel umgesehen; aber großartig war der Erfolg bisher nicht. Immerhin: Olaf [*„Simplicissimus" – Zeichner Olaf Gulbransson*] hat sich breittreten lassen und möchte 25 Flaschen von dem Wehlener Klosterberg 1935 (zu 1.60), aber er könne erst 4 Wochen nach Empfang zahlen, sagte er."[266] Auch Professor Paul Bonatz, der berühmte Schöpfer des Stuttgarter Hauptbahnhofs, und der Schauspieler Emil Jannings gehörten später zu Schairers Kunden.

Im Juli 1937 zog Schairer mit seiner Familie aus seinem bisherigen Wohnort Sulzgries bei Eßlingen nach Lindau (Bodensee) um, „da mich die Gastapo etwas zu scharf aufs Korn genommen hatte, namentlich im Zusammenhang mit der Flucht meines Mitarbeiters Kuno Fiedler aus der Gestapohaft in die Schweiz, bei der ich nicht ganz unbeteiligt war, deren nähere Umstände die Gestapo aber nicht herausbekam, da die Mitwisser dicht hielten". Trotzdem blieb er auch in Lindau von Haussuchungen, Vernehmungen und sogar einer kurzen Haft nicht verschont.[267]

In dem geräumigen Lindauer Haus betrieb Schairers Frau eine Pension und erhöhte dadurch das bescheidene Einkommen aus dem Weinhandel. Vorübergehend arbeitete Schairer auch als Geschäftsführer von zwei örtlichen Hotels. Aber 1943 wurde der jetzt Sechsundfünfzigjährige „dienstpflichtig". Er wurde der Reichsbahn zugewiesen und begann als Fahrkarten-Kontrolleur im Pendelverkehr Lindau-Friedrichshafen. Nach wenigen Tagen stellte sich heraus, daß er dieser Aufgabe körperlich nicht gewachsen war, und er wurde zum Fahrdienstleiter auf dem Bahnhof Lindau bestellt. Dort regulierte er mit der obligaten roten Eisenbahnermütze die Ein- und Ausfahrt der Züge bis zum Ende des Kriegs.[268]

Einen seiner Diensttage konnte Schairer nie vergessen. Er hat die Erinnerung daran nach dem Krieg in der Antwort auf einen Fragebogen der amerikanischen Besatzungsmacht („Wie war Ihre Einstellung zum Nationalsozialismus?") festgehalten:

„In dem Zug, den ich eben abgefertigt hatte, saß mein 25jähriger Sohn, ein guter, friedfertiger, etwas träumerisch veranlagter Junge, den sie zur SS

gepreßt hatten. Er hatte ein paar kurze Tage Urlaub gehabt, die er wortkarger als früher hingebracht hatte. Er schien innerlich aus dem Gleichgewicht; er hatte wohl manches Böse, vielleicht Entsetzliches mitansehen müssen und nicht verhindern können. Nun würden also wieder Raubmörder sein täglicher Umgang sein. Der arme Kerl – ich hatte ihn nicht retten können, wenn er nun vielleicht zugrunde ging.

Als ich nach der Abfahrt des Zuges den Bahnsteig verließ, kam ich an einem Güterwagen vorüber, den ich nachher in den Münchener Zug stellen mußte. Ich warf einen Blick durch die offene Türe. Da lagen, kauerten und standen unter der Bewachung von ein paar Bewaffneten etwa dreißig bis vierzig Dachauer Schutzhäftlinge in ihren gestreiften Verbrecherkleidern. Grünlich-bleiche Gesichter mit wirren Bartstoppeln, zum Skelett abgemagerte Gestalten. Sie wurden aus Überlingen ins Dachauer K.Z. zurückgebracht, weil sie zu schwach und krank waren, um noch weiter ausgeschunden werden zu können. Wer weiß, was mit ihnen jetzt geschehen würde? Sie stierten apathisch vor sich hin; kaum einer, der vielleicht daran dachte, daß von drüben, sechs Kilometer über den See entfernt, die Schweiz, das Land der Freiheit, herüberleuchtete. Dem oder jenem sah man es an: er war ein „Intellektueller", ein geistiger Mensch wie ich selber. Müßtest Du, der du hier mit der roten Mütze in hübscher Uniform herumspazierst und freilich auch lieber in der Schweiz drüben säßest, müßtest Du, dachte ich, nicht eigentlich auch unter diesen Schächern sein, die nun sterben würden, weil sie gegen den Mann protestiert hatten, den auch ich für einen Verbrecher hielt?"[269]

Nach dem Zweiten Weltkrieg

Lindau fiel bei Kriegsende in die französische Besatzungszone. Eine Zeitlang war ein französischer Oberleutnant bei den Schairers einquartiert, aber sie durften ihr Haus behalten – der politische Kredit des Hausherrn war unbestritten. Erich Schairer wurde sogar eingeladen, als Bürgermeister von Lindau einzuspringen, was er jedoch ablehnte: er wollte, sagte er, beim Journalismus bleiben. Ohne Zögern kam er der Bitte nach, für das Büro des Kreispräsidenten von Lindau einen täglichen Informationsdienst zusammenzustellen. „Es handelte sich dabei" – schrieb er viele Jahre später – „um nichts anderes als die Radioberichte, die ich abhörte und rasch stenogra-

phierte, was natürlich ebensogut ein halbwegs verständiges Tippfräulein hätte machen können."[270] Aber die Berichte zeigten jene für Schairer typische klare und präzise Redaktionsarbeit, die wohl über das Vermögen selbst eines verständigen Tippfräuleins hinausgegangen wäre.[271]

In Stuttgart hatte inzwischen Dr. Richard Breitling, der seit 1937 das Verlagsrecht auf die „Sonntags-Zeitung" besaß, um die Genehmigung zur Neuausgabe des Blattes nachgesucht. Bereits wenige Stunden nach der Besetzung Stuttgarts am 26. April 1945 hatte er den Antrag eingebracht. Die Militärregierung war damals noch in den Händen der Franzosen, und die Dinge liefen sehr langsam, wie auch später, nachdem die Amerikaner die Franzosen abgelöst hatten. Das war zum Teil die Schuld der schwerfälligen Militärbürokratie, zum Teil aber auch die Folge des inneren Chaos in einem Land, dessen Kommunikationssystem völlig zerstört war. Nicht die Post, sondern ein Eisenbahner hatte Schairer den Brief mit der Nachricht Breitlings sehr verspätet überbracht. „Ich nehme an," schrieb Breitling „daß Sie sich jetzt auch für die S.Z. einsetzen werden und irgendwie mitarbeiten, als Herausgeber oder Mitarbeiter oder wie Sie es sonst für wirkungsvoll halten. Auf jeden Fall hatte ich schon von mir aus vorgesehen, Ihren Namen als Begründer des Blattes wieder ins Impressum aufzunehmen."[272]

Schairer erwiderte, er sei zur Mitarbeit „gern bereit", möchte aber als Herausgeber „nur dann auftreten, wenn ich dies auch tatsächlich wäre".[273]

Mit großer Mühe gelang es ihm im August 1945 einen Passierschein in die amerikanische Zone nach Stuttgart zu erhalten, um „dort bei den Amerikanern um eine Lizenz für meine 'Sonntags-Zeitung' einzukommen".[274] Zur Information der amerikanischen Militärbehörde betonte er: „Die von mir 1920 gegründete 'Sonntags-Zeitung' war die einzige antimilitaristische Zeitschrift in Süddeutschland und hat als solche den Nationalsozialismus von Anfang an bekämpft. Sie hätte auch heute wieder eine wichtige Aufgabe bei der Ausrottung der militaristischen und nazistischen Ideologie in unserem Lande".[275]

Monate vergingen. Unter dem 31. Oktober 1945 teilte die Militärregierung Schairer mit: „Sie werden aufgefordert, umgehend an diese Stelle eine Schätzung Ihres Papierverbrauchs für die nächsten sechs Monate mit Angabe des Gewichts und der Art des Papiers bekannt zu machen."[276]

Schairers Antwort: „... Mein Papierverbrauch für die 'Sonntags-Zeitung' auf sechs Monate würde 5000 Kilogramm maschinenglattes

Druckpapier Format 64:96 betragen... Lizenz habe ich noch keine erhalten..."[277]

Kurz darauf berichtet Schairer einem Freund: „Ich versuche seit September (1945), hier in Lindau eine Zeitung aufzuziehen, die dem sehr weit rechts stehenden 'Südkurier' in Konstanz ein wenig die Waage halten könnte... Inzwischen hat Herr Hebsacker vom Tübinger 'Schwäbischen Tagblatt' die Angel nach mir ausgeworfen, und ich habe ihm kein deutliches Nein sagen können, da man ja eigentlich noch gar nicht sicher ist, ob eine Zeitung für Lindau überhaupt genehmigt werden wird. Es ist also denkbar, daß ich zwischen sämtlichen Stühlen hinuntersitzen werde, was einen komischen Anblick bilden müßte. Oder daß ich schließlich drei Bräute auf einmal heiraten soll, was auch seine Haken hätte. Inzwischen wächst meine Ungeduld, mich endlich wieder in dem Beruf, für den ich geschaffen bin und den ich nunmehr neun Jahre an den Nagel gehängt habe, zu betätigen."[278]

Nach Tübingen

Schließlich folgt er dem Angebot aus Tübingen. Das „Schwäbische Tagblatt" erschien dort seit dem 15. September 1945. Schairer übernimmt die redaktionelle Leitung am 15. Januar 1946. Sein noch am gleichen Tag veröffentlichter erster Artikel trägt den Titel „Wiederaufbau?" Das Fragezeichen galt jenen, die das Rad der Geschichte zu dem „juste milieu" der Vorhitlerzeit zurückdrehen wollten.

Der offenbar in großer Eile geschriebene Aufsatz rührt zunächst an die Frage, ob der Nationalsozialismus bleibende Spuren in der deutschen Mentalität hinterlassen habe. Schairer findet:

„Wenn es einen Unterschied gab in der deutschen Geistesverfassung vor und nach 1933, dann war es höchstens der, daß die Heuchelei, die früher immerhin als verächtlich hatte gelten können, unter dem Druck des Terrors jetzt sozusagen vollends zum guten Ton geworden war; daß Brutalität, Mittelmäßigkeit, Geschmacklosigkeit sich als Tugend gebärden konnten, während aufrechte Gesinnung, Zivilcourage und edle Menschlichkeit ungefähr soviel bedeuteten wie Vorbereitung zum Hochverrat.

Alle Geistes- und Charakterzüge, die ein freies Volk auszeichnen (und die deshalb in Deutschland vermöge seiner geschichtlichen Vergangenheit sowieso nicht gerade überentwickelt sind), waren in der dumpfen Gefängnisluft, die zwölf Jahre lang über dem Lande lag, der Verkümmerung ausgesetzt, wogegen alle Hausknechtseigenschaften die Vorbedingungen zu üppiger Entfaltung gegeben fanden. Wehe uns, wenn das Jahrtausend des Herrn Hitler länger als zwölf Jahre gedauert hätte!"

Im Lauf von zwölf Jahren, setzt er hinzu, werde ein Volk „glücklicherweise nicht anders, weder im Guten noch im Bösen". „Wenn wir glauben würden, daß in den Jahren 1933 bis 1944, während deren Raubmörder und Brandstifter bei uns tonangebend waren, das Wesen des deutschen Volkes sich entsprechend geändert hätte, dann hätten wir wahrscheinlich so wenig Grund zu neuer Hoffnung, wie wenn wir in jenen dunklen Figuren wirklich die typischen Repräsentanten unseres Nationalcharakters sehen wollten."

Selbst für einen so konsequenten Antinationalisten wie Schairer war es natürlich zu früh, die fortdauernde Wirkung des Hitler-Traumas an der Realität des Tages zu messen. Aber der Tenor des Artikels ging in anderer Richtung. Der Faschismus, sagt Schairer, sei „geschichtlich betrachtet nichts anderes als der krampfhafte Versuch gewisser Kreise, eine am Horizont sich abzeichnende Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung in letzter Stunde abzuwehren". Die nächste Aufgabe: „Erst müssen wir für die sorgen, die nichts mehr haben. Selbst auf die Gefahr hin, daß alte Eigentumsbegriffe dabei ein wenig ins Wanken geraten und daß der Besitz der heute noch Besitzenden dabei angetastet werden muß."

In einem späteren Artikel[279] zitierte er als Vorbild Rußlands „Aufbauarbeit, die uns immer noch wie ein Wunder vorkommen mag". Sie sei möglich geworden durch „eine entschlossene und einheitliche Führung, die genau wußte, was sie wollte". Solche Erfolge seien nicht mit bloßem Terror und bloßer Propaganda zu erklären, „wie die heuchlerische nazistische Geschichtsklitterung es uns immer wieder glauben machen wollte"; auch nicht damit, „daß die russischen Staatsmänner immerhin geistig von anderem Format waren als die traurigen Figuren, denen unser deutsches Schicksal anvertraut war".

Allerdings konzedierte Schairer, daß eine blinde Nachahmung des russischen Beispiels falsch wäre; „aber lernen können wir daraus". Vor allem: die Richtigkeit der Forderung seines verstorbenen Freundes Wichard

von Moellendorff, „daß die Wirtschaft eines Volkes, wenn sie auf die Höhe kommen soll, genau so wie ein Einzelhaushalt oder ein Einzelunternehmen einer **Ordnung** bedarf und nach einem **Plan** verfahren muß, nicht von Willkür (genannt 'Freiheit') und Profitrücksichten (genannt 'Rentabilität') durchzogen sein darf wie die kapitalistische Wirtschaft, in der wir immer noch drinstehen, – wenn auch nicht mehr mit beiden Füßen wie vor einem Menschenalter".

In einer Erörterung der künftigen Gestaltung Deutschlands bemerkt Schairer, die alliierten Heere hätten besorgt, was den Deutschen nicht gelungen sei: die Zerschlagung Preußens. Er sieht im Grunde keinen Gegensatz zwischen Unitarismus und Föderalismus („beide Begriffe meinen Einheit in der Mannigfaltigkeit, nur daß der eine eben auf jene, der andere mehr auf diese den Ton legt"). Selbst die Frage, ob Deutschland morgen oder übermorgen in den Rahmen eines einheitlichen Europa als Einheit oder Vielheit sich einfügen werde, sei vielleicht nicht mehr so wichtig, denn am Horizont der Weltgeschichte zeichneten sich bereits die Vereinigten Staaten der Erde ab. Für wichtig hält Schairer jedoch den Vorschlag des bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Hoegner, für das künftige Deutschland Frankfurt am Main statt Berlin als Hauptstadt zu wählen. „Damit wäre vor aller Welt ein Symbol dafür aufgestellt, daß wir den alten preußischen Kurs, der uns in eine Sackgasse und schließlich in den Abgrund geführt hat, aufgegeben haben und nun dort wieder anknüpfen wollen, wo jener unheilvolle Weg noch nicht beschritten und wo beste deutsche und demokratische Tradition noch lebendig war."[280]

Ruf aus Stuttgart

Inzwischen wartete Schairer weiter auf die Lizenz für eine neue „Sonntags-Zeitung". Sie kam nicht. Eine andere Chance, die Beteiligung an der lizenzierten „Stuttgarter Zeitung", hatte sich ihm nicht geboten. Bei seinem Stuttgarter Besuch im August 1945 waren bereits alle Spitzenstellen vergeben. Daß das improvisierte Redaktionsgebilde auf die Dauer unhaltbar war, konnte damals noch niemand wissen, denn die Publikation des neuen Blattes begann ja erst am 18. September 1945.

Die Wirren, unter denen es entstand, macht in einer Dokumentation der Redakteur Dr. Helmut Cron deutlich, der als Berater der U.S.-Militärregierung wirkte.[281]

Am leichtesten ging es mit der Druckerei. Das Turmhaus des alten „Stuttgarter Neuen Tagblatt" stand zur Verfügung. Zwar hatte eine der letzten Granaten am letzten Tag des Krieges in Stuttgart das Gebäude getroffen und den Rotationsmaschinensaal beschädigt, aber nach sechs Wochen konnte wieder gedruckt werden. Über die zu ernennenden Lizenzträger des Blattes jedoch wurde monatelang gestritten. Cron schildert die von einem amerikanischen Informationsoffizier angeregte Zusammenkunft in der Villa des Kunstmäzens Heinrich Scheufelen, vor der sich „die endlosen Trümmer der untergegangenen Stadt" erstreckten. Es war eine buntscheckige Gruppe von Vertretern der Parteien, der Presse, des Rundfunks, des Theaters, der Schulen und der Wirtschaft. Cron sah dabei Josef Eberle, der wieder wie vor 1933 am Rundfunk tätig war, und entschloß sich, ihn den Amerikanern zu empfehlen. Eberle, Schairers früherer Mitarbeiter an der „Sonntags-Zeitung", hatte keine redaktionelle Erfahrung, aber er war bei den Amerikanern wegen seiner einwandfreien Haltung unter dem Hitlerregime gut angeschrieben (auch sprach für ihn, daß er zu seiner jüdischen Frau gestanden hatte). Eberle war zunächst jedoch völlig uninteressiert; er wollte anscheinend beim Rundfunk bleiben. Es bedurfte des heftigen Drucks der Amerikaner, ihn zur Annahme der Lizenz zu bewegen. Eberle stand der Sozialdemokratischen Partei nahe, und das war den Amerikanern besonders willkommen. Denn die Sozialdemokraten sollten in dem Lizenzgremium vertreten sein, und weder Wilhelm Keil noch ein anderer ihrer Führer hatte der Militärregierung passende Vorschläge machen können. Sie alle waren mehr politisch als publizistisch interessiert.[282]

Cedric Belfrage, „Chief of Inquisition" in der amerikanischen Militärregierung, überprüfte die Lizenzkandidaten und stellte „außerordentliche Qualitäten" Eberles fest („politisch klardenkend und im besten Sinne liberal, verhältnismäßig jung und voll von Energie"). Als weitere Lizenzträger billigte er den früheren Stresemann-Sekretär Henry Bernhard, einen liberalen Demokraten, und den zurückgekehrten Emigranten Dr. Karl Ackermann, der der Kommunistischen Partei nahestand. Belfrage erwähnte auch, daß Bernhard Protestant, Eberle Katholik sei. Die Dreiergruppe sei „hervorragend ausgewogen".[283]

Auf dem Papier las sich das recht gut. In der Praxis aber schuf der künstliche politische Trapez-Akt in Stuttgart wie anderwärts unheimliche Schwierigkeiten. Daß es sich nicht, wie ursprünglich bei der „Frankfurter Rundschau", um sieben, sondern „nur" um drei Lizenzträger handelte, fiel kaum ins Gewicht. Tag für Tag wurde es klarer, daß auf diese Weise ein Blatt keinen redaktionellen Zusammenhang gewinnen kann. Die unbefriedigende Situation trieb Pläne für ein zweites Stuttgarter Blatt voran. Der damalige Stuttgarter Oberbürgermeister Dr. Arnulf Klett ließ die U.S.-Militärregierung wissen: „Die drei Lizenzträger der gegenwärtigen 'Stuttgarter Zeitung' sind nicht gut ausgewählt. Es ist bereits zu schweren Reibereien zwischen ihnen gekommen".[284]

Aus Kreisen der Militärregierung wurden Bedenken geäußert über einen Artikel Henry Bernhards in der „Stuttgarter Zeitung" vom 23. Januar 1946. Es wurde erklärt, der „schlau geschriebene" Aufsatz enthalte „viele Zweideutigkeiten" und laufe auf eine Entschuldigung für die niederen Ränge der Waffen SS hinaus. „Der allgemeine Eindruck, der von diesem Leitartikel hervorgerufen wird, ist, daß Bernhard auf dünnem Eis Schlittschuh läuft, soweit es sich um unsere Direktiven handelt. Er sollte verwarnt werden. Im allgemeinen sollte es den Lizenzträgern deutlich gemacht werden, daß Leitartikel immer kristallklar sein müssen und daß Redakteure ihre Ideen nicht hinter raffinierten Zweideutigkeiten verbergen dürfen. Die durch dreizehn Jahre von Propaganda verwirrten deutschen Leser werden solche Artikel durchweg falsch interpretieren. Darin ist vielleicht die Absicht des Schreibers zu suchen."[285]

So hatte man es in Stuttgart gleichzeitig mit einem verfahrenen Karren und einem noch nicht gedrechselten neuen Vehikel zu tun. Die „Stuttgarter Zeitung" sollte Profil entwickeln und gleichzeitig ein sinnvolles Konkurrenzorgan an die Seite gestellt bekommen. Ein Redaktionsgremium war umzugestalten, ein anderes neu zu bilden. Jetzt fiel der Blick der Militärregierung auf den politischen Redakteur des „Schwäbischen Tagblatt". Sie erkundigte sich bei Erich Schairer, ob er bereit sei, an dem geplanten zweiten Stuttgarter Blatt mitzuwirken.

Die Antwort war ein langer Brief, in dem Schairer nicht nur die publizistische Szene Stuttgarts, sondern auch seine eigenen politischen Anschauungen freimütig erörterte. Er fragte, ob es nicht richtiger wäre, statt zweier „überparteilicher Zeitungen mit undurchsichtiger Tendenz" zwei Blätter herauszubringen, von denen das eine der „Linken" (SPD und KPD),

das andere der „Rechten" (CDU und DVP) näher stünde. Jedes Blatt hätte dann ein „ausgesprochenes Gesicht".

Schairer betont die starken politischen Differenzen zwischen ihm und den beiden anderen vorgesehenen Lizenzträgern des neuen Blattes (Henry Bernhard, bisher „Stuttgarter Zeitung", und ein Herr Schempp). „Wie Sie wissen," schreibt er, „bin ich bei keiner Partei, aber Sozialist, und stehe in entscheidenden Fällen der KPD näher als der SPD, von deren politischer Richtung hier im Südwesten ich keineswegs befriedigt bin." Er würde sich einer sozialistischen Einheitspartei anschließen, falls es eine solche gebe. „Ich halte es für unerfreulich, daß Deutschland gegenwärtig in eine westliche und eine östliche Hälfte auseinander zu fallen droht, halte das aber immer noch für besser, als wenn ganz Deutschland wieder wie nach dem ersten Krieg ins reaktionäre Fahrwasser gerät. Die Gefahr, daß dies so kommen könnte, ist groß; der einzige Schutz dagegen ist eine einige und gut geführte Arbeiterpartei."

Er zweifelte daran, daß er sich mit solchen Auffassungen gegenüber den vorgesehenen anderen Lizenzträgern würde durchsetzen können. Es wäre ihm, sagte er, lieber, an dem neuen Blatt nicht als Lizenzträger, sondern „lediglich als angestellter Redakteur" zu arbeiten. Aber am liebsten würde er „mit Eberle und Ackermann zusammen die 'Stuttgarter Zeitung' machen", sozusagen als Verbindungsmann zwischen den beiden.[286]

In Stuttgart ging das Würfelspiel weiter. Alle möglichen Kombinationen wurden untersucht und wieder fallen gelassen. In dem Memorandum eines amerikanischen Presseoffiziers vom 1. Juli 1946 heißt es: „Herr Eberle schlägt vor, daß Herr Schairer, Bernhard und er [Eberle] selbst als Team das zweite Stuttgarter Blatt machen könnten oder daß – obzwar ihm die erste Lösung lieber wäre – Herr Schairer zusammen mit Dr. Ackermann und ihm [Eberle] die 'Stuttgarter Zeitung' leiten würde". Schairer, wird in dem amerikanischen Dokument weiter gesagt, würde gern eine Zeitung mit Bernhard als politischem Redakteur, Eberle als Kulturchef und ihm (Schairer) als Wirtschaftsredakteur machen. „Eberle" – bemerkt der amerikanische Offizier – „erwähnt die Fähigkeit Schairers, tüchtige Mitarbeiter zu wählen."[287]

Die nächste Überlegung war, Bernhard an der „Stuttgarter Zeitung" zu belassen, wo er mit Schairer und Eberle zusammenarbeiten sollte, und Ackermann nach Mannheim zu berufen.[288]

Dann hatte irgend jemand den Einfall, Theodor Heuss zu holen. Aber

dieser winkte verständlicherweise ab: „In einer Zusammenkunft, in der sein möglicher Übergang zur 'Stuttgarter Zeitung' besprochen wurde, stellte Dr. Heuss fest, daß er nicht mit Schairer an der 'Stuttgarter Zeitung' zusammenarbeiten werde".[289]

Die Suche endete damit, daß Schairer im September 1946 in die „Stuttgarter Zeitung" eintrat. Eberle blieb dort. Der Dritte im Bund wurde Franz Karl Maier, ein linksstehender katholischer Jurist. Bernhard ging an die in der Gründung begriffenen „Stuttgarter Nachrichten", Ackermann an den bereits bestehenden „Mannheimer Morgen".

Schairers redaktioneller Einfluß

Obwohl die historischen und politischen Bedingungen sich gegenüber denen der Weimarer Republik stark verändert hatten, war Schairer bemüht, einen wesentlichen Punkt seines publizistischen Credos in dem amerikanisch lizenzierten Blatt ebenso durchzusetzen wie früher in seiner „Sonntags-Zeitung". Dieser Punkt hieß: Integrität. Unabhängigkeit von allen Interessengruppen, Parteien, Cliquen, Kirchen, Dogmen; Unabhängigkeit vor allem auch von Parlament und Regierung.

Bald gab es eine „cause célèbre", die ihm Gelegenheit bot, seine Anschauung von der Funktion der Presse im Staat zu verfechten. Sein Kollege Franz Karl Maier hatte in der „Stuttgarter Zeitung" zwei Politiker wegen ihrer Rolle im Dritten Reich angegriffen. Er hatte einen von dem Kultusminister Simpfendörfer während des Dritten Reichs geschriebenen Artikel nachgedruckt, was den Rücktritt des Ministers zur Folge hatte. Und er hatte dem Ministerpräsidenten von Württemberg-Baden, Reinhold Maier, vorgehalten, daß er als Reichstagsabgeordneter 1933 für Hitlers Ermächtigungsgesetz gestimmt habe. Daraus wurde der Streit „Maier gegen Maier".[290]

Schairer sprang Franz Karl Maier zur Seite: Maier habe es für seine Pflicht gehalten, vor den Großen nicht Halt zu machen, wenn die Kleinen zur Verantwortung gezogen würden. „Er hat keine Partei und keine Geldmacht hinter sich, und sein Ziel ist nicht eine Diktatur *[die Kritiker hatten Maiers Methoden mit denen Hitlers verglichen],* sondern die echte

Demokratie an Stelle einer Scheindemokratie. Er will das Recht und die Verfassung nicht aufheben, sondern sie lebendig werden lassen." Zum Glück gebe es jetzt einen freien Rundfunk und eine lizenzierte Presse. „Wenn der Rundfunk eine staatliche Einrichtung wäre und wenn unsere Presse eine Partei- und Generalanzeigerpresse wie früher wäre, dann hätte F.K.M. keine Möglichkeit gehabt, gegen Regierung und Landtag in die Schranke zu treten." Die Presse des Landes habe sich fast ohne Ausnahme auf die Seite F.K. Maiers gestellt. „Man kann wohl ohne Übertreibung sagen: es ist das erste Mal, daß wir in unserem Lande ein Lüftchen wirklicher Demokratie zu spüren bekommen. Lassen wir es nicht wieder einschlafen. Sorgen wir, daß ein frischer Wind daraus wird!"

Schairer verwendet den aus dem Amerikanischen abgeleiteten Ausdruck „Graswurzel-Demokratie", um seine Meinung zu pointieren. Ohne ständige Erneuerung von unten her müsse die Demokratie verdorren. „Sie ist sowieso bei uns in Deutschland noch ein zartes Pflänzchen. F.K.M. hat ihm ein wenig Pflege angedeihen lassen."[291]

Mentor und Kollege

Es war Schairers besondere Gabe, den Redaktionsstab mit seiner Vorstellung einer aktivistischen Demokratie zu befeuern. Er hatte warmes Lob und, wenn nötig, präzise, aber nie verletzende Kritik für seine Mitarbeiter. Reinhard Appel, der seine Laufbahn als blutjunger Reporter an der „Stuttgarter Zeitung" begann, bezeugt das Verhältnis des „Chefs" zu seinen jüngeren Kollegen. Appel hatte die Landtagsberichterstattung übernommen. Einer seiner Berichte betraf eine Etat-Rede von Theodor Heuss. Der damalige FDP-Abgeordnete schlug unter anderem vor, den ehemaligen Berufssoldaten eine Pension zu gewähren. Das erschien Appel „angesichts des immer noch weitverbreiteten Flüchtlingselends, der Not und der Trümmer durch die Kriegsfolgen" als „nicht gerade sehr situationsgerecht und jedenfalls so verblüffend, daß ich in meinem Landtagsbericht von der umfangreichen Rede nur den Vorschlag für die Wehrmachtspension als besonders bemerkenswert registrierte". Ein „wütender Protest" von Heuss bei Schairer folgte. Schairer ließ sich das Sitzungsprotokoll zeigen, erklärte

So Reinhard Appel.

sein Einverständnis mit Appels Darstellung und gab dem Reporter den Rat, „mich niemals durch hohe Herren einschüchtern zu lassen“. Sich

In einem anderen Bericht verwies Appel auf einen seltsamen Kontrast: Fett- und Fleischmarken waren der Bevölkerung versagt worden, während den Landtagsabgeordneten und Journalisten markenlos ein opulentes Mittagessen serviert wurde. Ernährungsminister, Landtagspräsident und Abgeordnete erklärten diese Enthüllung als „skandalös“. Appel erinnert sich: „Man teilte meinem Chef die Empörung mit und durch die Blume bedeutete man ihm, ob er nicht einen seriöseren Journalisten für die Landtagsberichterstattung benennen könne. Mit einem derartigen Ansinnen waren die Herren bei Schairer an der falschen Adresse. Seine Antwort war derart deutlich, daß niemand mehr an meiner Akkreditierung zu rütteln wagte.“[292]

Bruno Manuel, der frühere Redakteur des „Berliner Tageblatt“, aus dem Exil nach Deutschland zurückgekehrt, wurde von Schairer mit offenen Armen aufgenommen: „Ich verließ zwei Stunden später das Turmhaus mit einem Vertrag in der Tasche, der mich völlig unerwartet nach fünfzehn Jahren politischer Verbannung wieder zum *[Feuilleton-]* Ressortleiter machte“.

Manuel bewunderte in Schairer „die Ungeniertheit, mit der er seine Gedanken aussprach“, und durchschaute die Eulenspiegelnatur des Schwaben: „Erich Schairer liebte es, geistig- und feintuende Leute durch drastische Volkssprache und scheinbare Ungeistigkeit zu verblüffen“. Über Schairers Haltung bei den täglichen Redaktionskonferenzen der „Stuttgarter Zeitung“ berichtet Manuel: „Seine Stimmung war von Witterungseinflüssen abhängig. Bei Föhnlage zog er breitangelegte, abgewogene Gedankengänge auf eine kurze Formel zusammen, während er an föhnfreien Tagen, im Gegensatz zu seinen gelegentlichen Posaunenstößen, außerordentlich rücksichtsvolle Dämpfer aufsetzte“.

Manuel erzählt auch eine persönliche Episode, die von Schairers Feingefühl zeugt, das sich hinter dem robusten Äußeren verbarg. Die jüdische Frau Manuels, eine Nichte des Rabbiners Leo Baeck, war in London zurückgeblieben – sie konnte es nicht über sich bringen, in das Land zurückzukehren, in dem Hitler gewütet hatte. Schairer erschien in London und suchte sie umzustimmen. „Er erklärte mit einer ihm selbst nicht ganz geheuren Überzeugung die Vergangenheit als nie mehr wiederkehrend, bis meine Frau seiner Aufforderung zur Rückkehr in die gereinigte

Heimat keinen Widerstand mehr entgegensetzte. Sie war dem Eindruck seiner Persönlichkeit erlegen".[293]

„Fünf Minuten Deutsch"

Tief prägte sich Manuel die kompromißlose Art ein, in der der „Chef" Sprachsünden bloßstellte: „Schairer legte Wert auf schwäbische Sprachnuancen, die uns Berlinern fremd waren. Er war es, der uns mit Vorliebe falsche Konjunktive vor hielt, verkehrt gesetzte Gedankenstriche anprangerte, auf Einklammerungen losstach oder Schachtelsätze, die kein Ende nahmen, zum Tode verurteilte."[294] Schairer zirkulierte eine gedruckte zweiseitige „Sprachliche Vermahnung" unter den Mitarbeitern der Zeitung. Ein Beispiel daraus: „Sagen Sie nicht Großteil, sondern großer Teil, nicht Frischfische und Frischmilch, sondern frische Fische und frische Milch, und zwar nicht ab sofort, sondern von jetzt an, also vom 21. September an, nicht ab 21. September".[295]

So sprachbewußt und sprachempfindlich war Schairer, daß er auch bereits in den ersten Wochen seiner Tätigkeit an der „Stuttgarter Zeitung" im Feuilleton eine Sprachecke „Fünf Minuten Deutsch" erscheinen ließ. Es war, wie er sagte, nur ein „Stoßseufzer" (der kleine Umfang der Zeitung hätte damals nicht mehr erlaubt). Er wollte sich damit „den Ärger über das schlechte Deutsch der Zeitgenossen von der Seele schreiben, den ich von Berufs wegen tagtäglich zu leiden hatte". Die Rubrik wurde „versuchsweise" für einige Wochen geplant. Einige Kollegen hänselten Schairer ob seiner „Schulmeisterei". Kein Wunder: sie fühlten sich selbst getroffen. Aber der Widerhall unter den Lesern war so stark, daß aus dem Provisorium eine Dauerrubrik wurde. Telefonanrufe zeigten Schairer, daß er „offenbar eine Art von Autorität in sprachlichen Dingen zu werden schien".

Nach fünf Jahren war „Fünf Minuten Deutsch" bereits bei Nummer 667 angelangt, und Schairer veröffentlichte eine Sammlung der linguistischen Miszellen in Form eines kleinen Buchs. Es ist ein Bündel nützlicher Aufklärung. Und ein Elixier des Schairer-Humors, der etwa unter dem Stichwort „Selten" folgende Zeitungsanzeige aufspießt: „Wer sucht in

Eßlingen für seine Kinder, zur Haushaltshilfe oder Pflege eine selten zuverlässige, saubere junge Frau halbtägig? Angebote unter Nr. 495 an das Gemeindeblatt". Schairers sprachklärende Randbemerkung: „Ja, ja: saubere jüngere Frauen sind selten zuverlässig, behauptet meine alte Haushälterin".[296]

Schairers politischer Kurs

Die politischen Äußerungen Schairers in der „Stuttgarter Zeitung" trugen, ähnlich wie in der „Sonntags-Zeitung", die Form des Leitartikels und des Kurzkommentars. Nur wurden aus den aphoristisch knappen „Kleinigkeiten" seines Wochenblatts etwas längere Glossen unter dem Titel „Bemerkungen".

Seine Auseinandersetzung mit der Hitlerära begann mit einem Augenzeugenbericht über das Ende des ersten Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses. Er schiderte den Kontrast zwischen dem Nürnberg des Nazi-Parteipomps und dem Bild der das Urteil des Weltgerichtshofs erwartenden ehemaligen Nazi-Größen („bloß noch ein Häufchen Angeklagter, in nichts unterschieden von irgendwelchen anderen Angeklagten, die hier in diesem Raum einmal wegen Raubmord, Vergewaltigung oder Wechselfälschung ihrem Urteil entgegengesehen haben mögen"). Der Artikel bleibt im wesentlichen deskriptiv. Nur der Schluß hat Hieb und Stich; Schairer fragt: „Wenn die Männer, die über das Ende der Todgeweihten zu entscheiden haben, weniger nüchtern und sachlich dächten, sagte ich mir, wenn sie diese allerletzte Szene des Dramas Drittes Reich im selben Stile halten würden, der seinen Höhepunkt bezeichnet hat, – müßten dann für Göring und seine Komplizen nicht eigentlich die Galgen draußen auf der Zeppelinwiese aufgerichtet werden?"[297]

Ende Dezember 1946 griff Schairer in die Diskussion über die Schuld des deutschen Volkes an den Naziverbrechen ein. Angeregt wurde er durch einen Artikel des emigrierten alten deutschen Pazifisten Professor Friedrich Wilhelm Förster in der „Neuen Zürcher Zeitung". Förster hatte angedeutet,

eine Mehrheit des deutschen Volkes denke an die Vorbereitung eines neuen Krieges; Deutschland dürfe nicht in den Kreis der Nationen aufgenommen werden [*Anspielung auf Winston Churchills Paneuropa-Idee*], ehe es sein Riesenverbrechen eingesehen und sich moralisch gebessert habe.

Schairer gab zu, daß „die Nazi in Deutschland keineswegs ausgerottet sind" aber es sei „ohne Zweifel stark übertrieben", daß die Mehrheit der Deutschen an einen neuen Krieg denke. An den alliierten Mächten liege es, durch ein einheitliches Vorgehen dem Nazismus den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Försters Haltung bezeichnete Schairer als „Nationalismus mit negativem Vorzeichen", der ebenso verfehlt sei wie der positive: „Der alte Abraham, der Sodom und Gomorrha retten wollte, auch wenn es nur fünf Gerechte in seinen Mauern gehabt hätte, war vermutlich nicht bloß etwas menschenfreundlicher, sondern auch ein besserer Politiker". Förster, erklärt Schairer, hätte „etwas weniger alttestamentarisch" den Alliierten raten sollen, „zwar die militanten Nazi in Deutschland mit Skorpionen statt mit Ruten zu züchtigen, aber gnädig zu sein gegen die bloßen Mitläufer und die vielen anderen, deren Schuld lediglich darin besteht, daß sie noch leben." Das Riesenverbrechen des Nazismus könne man nicht der „deutschen Nation" anlasten, „von der Tausende und Abertausende behaupten und beweisen können, daß es nicht **von**, sondern **an** ihnen begangen worden ist".[298]

Schairer betrachtete das Wachsen der Demokratie in Deutschland als einen langwierigen Prozess. Er griff eine Bemerkung des Chefs der amerikanischen Militärregierung in Württemberg-Baden, Colonel William W. Dawson, auf, die Demokratie müsse von unten her kommen, von der kleinsten Gruppe her, von Schulen, Klubs, Gewerkschaften, Kirchen; alle Bürger müßten teilnehmen. „Wie wahr!" ruft Schairer. „Bilden wir uns nicht ein, wenn wir jetzt demnächst eine Verfassung haben, wir hätten schon eine Demokratie!"[299]

Und im Bestehen einer aktiven politischen Opposition sah er eine Grundnotwendigkeit für die Demokratie. „Wer von der Koalition der großen Parteien das Heil für unsere Zukunft erwartet, wandelt auf einem Irrweg, der nicht in die Demokratie, sondern in die Bonzokratie einmünden wird. Eine Koalitionsregierung ohne lebendige Opposition ist nichts wesentlich anderes als das berüchtigte 'Einparteiensystem', das wir als gebrannte Kinder heute fürchten . . ."[300]

Er wünschte für Deutschland „ein Zweiparteiensystem, bei dem einer die Verantwortung tragenden Regierungspartei eine Oppositionspartei gegenübersteht, die damit rechnen kann und muß, bei der nächsten Gelegenheit zum Zuge zu kommen". Darum empfahl er dem Parlamentarischen Rat der im Werden begriffen Bundesrepublik Deutschland, „das Verhältniswahlrecht abzuschaffen und durch ein Mehrheitswahlsystem zu ersetzen, bei dem die relative Mehrheit der Stimmen entscheidet".[301] In diesem Punkt war er den Naumann-Prinzipien seiner Jugend treu geblieben.

Er hoffte auf die Einheit Deutschlands, aber sein Gefühl sagte ihm bereits im Herbst 1946, daß sie nur durch einen Frieden zwischen den Großmächten – „wenigstens eine Vernunftehe" – zu erzielen wäre. Noch einmal sieht er, ähnlich wie der Amerikaner Wendell Willkie,[302] die globale Perspektive: „Ist nicht die Erde heute schon ein einziges Land und die Menschheit eine Familie geworden, wo Wort und Bild in einer Achtelstunde über den Planeten schwingen und man jeden beliebigen Ort binnen zweimal vierundzwanzig Stunden erreichen kann? Vereinigte Staaten von Europa? Müßte es nicht längst die Vereinigten Staaten der Erde geben, wenn die Menschen ein bißchen vernünftiger wären?"[303]

Aber nach der Londoner Konferenz der alliierten Mächte Ende 1947 bekennt er: „Wir müssen also die Teilung Deutschlands ... als vorläufige Grundlage unseres Handelns anerkennen und endlich einmal aufhören, so zu tun, als ob sie nicht vorhanden oder durch Deklamationen aus der Welt zu schaffen wäre. Das bedeutet, daß wir versuchen müssen, unser Augenmerk auf die Vereinigung der drei westlichen Zonen zu richten, solange die Vereinigung aller Zonen nicht möglich ist".[304]

Schairer kommt zu der Überzeugung: „Der Deutsche von heute kann mit den Träumen der Achtundvierziger nichts mehr anfangen. Er hat den **einen** Wunsch, so bald wie möglich einen **geordneten** Staat zu bekommen', in dem man weiß, wer für was verantwortlich ist. Ob dieser Staat dann Bayern oder Schwaben heißt oder Westdeutschland oder Westeuropa, ist ihm ziemlich gleichgültig".[305]

Wenige Monate vor der Konstitutierung der Bundesrepublik Deutschland meint er, in dem Gedanken einer „Neutralisierung" Deutschlands, wie ihn der „Nauheimer Kreis" propagierte, stecke „etwas Vernünftiges": „Vorfelder, wie sie die beiden Deutschland nun eine historische Zeitlang für Amerika und Rußland bleiben werden, brauchen nicht unbedingt Schauplätze des ersten Zusammenstoßes zu werden – sie können auch das Terrain

für Friedenspräliminarien und für einen unblutigen Wettbewerb sein, sozusagen Ausstellungsgelände, wo zwei Systeme sich gegenseitig zeigen können, was sie zu leisten vermögen".[306]

Schairer sprach sich für die Sozialisierung der deutschen Grundstoffindustrien aus; auch nach der Währungsreform fand er „den Zwang zum Sozialismus gegeben".[307] Ludwig Erhards „gelenkte Marktwirtschaft" erschien ihm als „ein Zwitterding, das niemand befriedigt, weder die Sozialisten noch die Kapitalisten".[307a]

Sein brisantester Artikel galt den jüdischen Flüchtlingen in Stuttgart.[308] „Nehmen wir einmal an," schrieb er, „Ihr geistesgestörter Stiefvater (den Sie freilich lange für ein Genie gehalten hatten) habe sämtliche Mitglieder einer Nachbarsfamilie bis auf eins ermordet und deren Haus angezündet. Würden Sie sich nicht für verpflichtet halten, gegen den Übriggebliebenen besonders nett zu sein, auch wenn er Ihnen nicht sympathisch wäre? Wenn Sie diese Frage, wie ich vermuten möchte, bejahend beantworten werden, so lassen Sie sich verraten, daß die 1500 polnischen Juden in der oberen Reinsburgstraße in Stuttgart in ihrer Mehrzahl die Überlebenden der jüdischen Bevölkerung von Radom sind, die im August 1942 von der deutschen SS 'liquidiert' worden ist."

Das ist Schairers Präambel zur Verteidigung einer Menschengruppe, die die Ortseingesessenen empört des Schwarzhandels bezichtigt haben. Er schildert, wie die 30000 Juden des polnischen Ortes Radom von den Nazis „ausgesiedelt" wurden, wie man sie gleich Schlachtvieh zusammentrieb, die Alten und Kinder in die Gaskammern von Treblinka schaffte, die anderen zur „Vernichtung durch Arbeit" bestimmte. Von dieser Gruppe war die Hälfte am Leben geblieben.

„Hier möchte ich nun gern," bemerkt Schairer, „etwa folgendermaßen weiterschreiben können: Landtag und Regierung in Württemberg-Baden erklärten es nach Eröffnung des Lagers in der Reinsburgstraße für ihre selbstverständliche Christenpflicht, an den Überlebenden des grausigsten Verbrechens der neueren Geschichte nach Kräften wieder gutzumachen, was an ihnen und ihren toten Angehörigen von der vorausgegangenen deutschen Regierung gesündigt worden war. Alle jüdischen DP [*Vertriebenen*] mit der KZ-Tätowierung auf dem Unterarm werden als Gäste der württembergisch-badischen Regierung behandelt, bis sie unser Land verlassen können. Sie haben Anspruch auf doppelte Lebensmittelrationen, anständige Kleidung und bequeme Wohnung, alles auf Staatskosten. Sie

erhalten freie Fahrt mit allen öffentlichen Verkehrsmitteln; für ihre Vertreter sind bei allen öffentlichen Veranstaltungen Ehrenplätze reserviert. Wenn sie nach ihrer neuen Heimat *Palästina* ausreisen, erhalten sie Reisegeld in guter Währung und außerdem eine Summe, die es ihnen erlaubt, sich am Reiseziel eine neue Existenz zu gründen."

Der angebliche Schwarzhandel von Mitgliedern der Gruppe sei, „so wie die Dinge liegen, ein Akt der Selbstbehauptung, der Notwehr, möchte man fast sagen, in einer Welt, wie sie den Überlebenden von Radom erscheinen muß, wo jeder am besten tut, für sich selber zu sorgen, wo unter Umständen alle gegen einen stehen, kurz: wo Gewalt vor Recht geht".

Reinhard Appel errinnert sich, daß der Artikel „wie eine Bombe" einschlug. Eine Flut von Leserzuschriften an Schairer sei die Folge gewesen. „Er, der sich immer des kleinen Mannes angenommen hat, hielt ihm diesmal den Spiegel vors Gesicht... In über hundert Briefen entlud sich die Empörung und in entlarvender Weise kam die Seele des Kleinbürgers zum Vorschein".[309]

Die letzten Jahre

Am Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre gab es in der „Stuttgarter Zeitung" einen heftigen inneren Kampf, der Schairer besonders betraf. Er ging um die Besitzverhältnisse des Blattes. Gebäude und Ausrüstung gehörten dem Bosch-Konzern[310] und waren von den Amerikanern sequestriert worden. Im Jahre 1947 drang die Militärregierung in Württemberg-Baden, wie in der gesamten amerikanischen Besatzungszone, auf den Abschluß von freiwilligen Pachtverträgen zwischen den Altbesitzern und Lizenzträgern – und auf Zwangspachtverträge dort, wo es zu keiner Einigung kommen sollte. Die Frist für freiwillige Abkommen lief am 31. Januar 1949 ab; nach diesem Tag sollten den Altbesitzern Zwangsverträge auferlegt werden. Im Fall der „Stuttgarter Zeitung" wurde der Termin nach der Darstellung von Harold Hurwitz[311] deshalb nicht eingehalten, weil Ansprüche des Altverlegers für Wiedergutmachung der von den Nazis angeblich hervorgerufenen Schäden noch nicht endgültig entschieden waren.

Die drei Lizenzträger – „Mitherausgeber" – des Blattes wurden nun von den Vertretern des Bosch-Konzerns unter Druck gesetzt. Und dies umso stärker, nachdem die Militärregierung in Württemberg-Baden am 1. Juni 1949 die Kontrolle über die Lizenzierung eingestellt hatte. Die drei Mitherausgeber konnten sich über ihre Haltung nicht einigen: sollten sie das Turmhaus aufgeben und an anderer Stelle eine neue Druckerei einrichten oder aber die Boschleute als Partner der „Stuttgarter Zeitung" zulassen?

Ominöse Gerüchte liefen um. Max Höhn, ein Freund Schairers, teilte diesem am 24. März 1950 mit, die Bosch-Erben hätten den Restitutionsprozeß gewonnen und planten die „Ausbezahlung" der Herausgeber und das Neuerscheinen des „Stuttgarter Neuen Tagblatt".[312] Die Herausgeber reagierten darauf verschieden. Schairer und Franz Karl Maier zogen einen neuen Eigenbetrieb der Unterordnung unter den Boschkonzern vor. Josef Eberle opponierte vehement. Er betrachtete die Idee als zu riskant und lehnte es ab, sich daran zu beteiligen.[313]

Aber nicht nur die beiden Herausgeber-Kollegen Eberles waren über die Möglichkeit der Bosch-Beteiligung alarmiert. Auch amerikanische Beamte und deutsche Journalisten sahen darin eine große Gefahr. Shepard Stone, der als amerikanischer Übersetzer an der Lizenzierungs-Zeremonie der „Stuttgarter Zeitung" im September 1945 teilgenommen und die Entwicklung des Blattes mit konstruktiven Ratschlägen gefördert hatte, stellte in einem Brief an Josef Eberle vom 5. Juli 1950 fest: „Während der letzten Monate, als sich Schwierigkeiten zwischen Ihnen, Herrn Schairer und Herrn Franz Karl Maier ergaben, haben sich einige von uns Gedanken über die zukünftige Unabhängigkeit der 'Stuttgarter Zeitung' gemacht. Aus diesem Grunde, und **nur** aus diesem Grunde, haben einige Ihrer Freunde versucht, Ihnen zu helfen, die Meinungsverschiedenheiten zwischen Ihnen auszugleichen. Leider war unser Bemühen ohne Erfolg".

Stone erklärt dann, „verschiedene deutsche Zeitungsherausgeber und Redakteure, sowie Amerikaner in hohen Stellen, die wohlinformiert und guten Willens sind" seien über die Zukunft der „Stuttgarter Zeitung" beunruhigt. „Fast alle sind der Ansicht, daß die Einbeziehung der Bosch-Interessen in die 'Stuttgarter Zeitung' nicht nur deren Unabhängigkeit beeinträchtigen, sondern auch die Idee der freien Presse in Westdeutschland schädigen wird". Damit sei, fügt Stone hinzu, keine Kritik an der Integrität der Industrie- und Geschäftsinteressen von Bosch beabsichtigt, aber eine

Zeitung könne nicht wirklich unabhängig sein, wenn sie einer einflußreichen industriellen Gruppe gehöre, von ihr kontrolliert oder ausschlaggebend beeinflußt werde. „Es sind eben zwei völlig verschiedene Angelegenheiten, ob nun Bosch oder irgend ein anderer Industriekonzern Motoren oder Zündkerzen herstellt oder sich mit der Herausgabe einer Zeitung befaßt. Aus diesem Grunde möchten wir, Ihre deutschen wie auch Ihre amerikanischen Freunde, die auf diesem Gebiet einige Erfahrung haben, Ihnen nahelegen, von Ihrem Plan, eine Partnerschaft mit Bosch einzugehen, Abstand zu nehmen."

Offenbar auf Grund seiner Aussprache mit Amerikanern erbot Stone seine Hilfe zur Beschaffung von Anleihen, die keine Verpflichtungen für das Blatt mit sich bringen würden. „Auf diese Weise werden Sie nicht nur jenes Vertrauen, das man vor Jahren in Sie gesetzt hat, unter Beweis stellen, sondern auch Ihren deutschen Berufskollegen ein hervoragendes Vorbild geben und damit einen beachtlichen Beitrag zur Entwicklung der deutschen Demokratie leisten. Ist es doch gerade die Hoffnung auf diese Demokratie, auf die die Anwesenheit vieler Ihrer amerikanischen Freunde in Deutschland zurückzuführen ist."[314]

Aber Stones Brief kam zu spät. Alles war bereits entschieden. Franz Karl Maier hatte seinen Anteil an Margarete Bosch verkauft und eine Lizenz am Berliner „Tagesspiegel" angenommen. Schairers Traum, unabhängig zu bleiben und mit der Gründung eines eigenen Blattes eine Art Renaissance der „Sonntags-Zeitung" herbeizuführen, konnte nicht verwirklicht werden. Er war über Eberles Entscheidung, mit Bosch zusammenzugehen, verbittert und kam sich falsch am Platz vor in seiner Rolle als Mitherausgeber der „Stuttgarter Zeitung". (Ob er den Brief Shepard Stones zu Gesicht bekommen hat, steht dahin).

So kamen die Bosch-Leute als Partner. Der Gesellschaftsvertrag vom 1. Juli 1950 setzte Drittelanteile für Eberle, Schairer und Margarete Bosch fest. Am 3. Dezember 1952 wurde ein neuer Vertrag unterschrieben, der vier gleiche Anteile festlegte. Zu den drei früheren Partnern kam jetzt als vierter der „Stuttgarter Zeitungsverlag GmbH" hinzu, der als Treuhänder von Bosch fungiert und alle Gebäude und Maschinen verwaltet hatte. Damit hatte Bosch die Hälfte der Anteile und einen starken Einfluß auf die „Stuttgarter Zeitung" errungen. Widerstrebend hatte Schairer auch diesen Vertrag unterschrieben. [315] Im Lauf der Zeit wurden die Folgen im redaktionellen Kurs sehr deutlich; aus dem „linksdemokratischen" Blatt

wurde, wie Hurwitz feststellt, „eine gemäßigt-liberale, die Adenauer-Regierung und die De-Gaulle-Politik unterstützende Zeitung".[316]

Schairers Unbehagen ließ ihn mit dem Gedanken spielen, abzupringen und eine neue „Sonntags-Zeitung" zu gründen. Aber das bedurfte sorgsamer finanzieller Vorbereitungen. Inzwischen wurden seine Artikel in der „Stuttgarter Zeitung" spärlicher. Die wichtigsten hatten nichts mit Politik zu tun, sondern mit Besuchen in England, Frankreich und Straßburg – Reportagen im typisch unterkühlten Schairer-Idiom.[317]

Sein letzter bedeutender politischer Aufsatz, zum Jahrestag des 20. Juli 1944, mahnte vor einem neuen Militarismus: „Heute steht das deutsche Volk vor der Schicksalsfrage: soll der Geist dieser ehrenhaften Offiziere seine künftige Wehrmacht beherrschen – oder der Ungeist der Unbelehrbaren, die den moralischen und physischen Mut jener Verantwortungsbewußten als Verrat beschimpften? Weh uns, wenn wir falsch entscheiden!"[318]

Im Jahre 1954 kämpfte der alte Gegner von Presseinseraten noch einmal gegen eine krasse Inseratendiktatur. Stuttgarter Kinobesitzer hatten eine Anzeigensperre über das Konkurrenzblatt „Stuttgarter Nachrichten" verhängt. Ihre Zielscheibe war ein kritischer Artikel gegen mediokre Filme. Schairer setzte durch, daß die „Stuttgarter Zeitung" sich mit den „Stuttgarter Nachrichten" solidarisch erklärte und ihrerseits Anzeigen der Kinobesitzerm ablehnte. Der „Filmkrieg", wie ihn die „Neue Zürcher Zeitung" nannte, [319] endete auf groteske Weise: die Kinobesitzer nahmen die Inseration in den „Stuttgarter Nachrichten" wieder auf, bestraften aber die „Stuttgarter Zeitung" mit einem zeitweiligen Inseratenboykott.[320]

Auch einem nichtjournalistischen Projekt verhalf Schairer innerhalb des Gesellschafter-Gremiums der „Stuttgarter Zeitung" zum Erfolg: es wurde beschlossen, einen Teil der beträchtlichen Überschüsse der Zeitung zum Ankauf des Cotta-Archivs zu verwenden.[321] Die großartige Sammlung von Handschriften, Büchern, Zeitungen und Zeitschriften sollte von der Cotta-Familie verkauft werden. Schairer und Eberle waren sich einig, daß das einzigartige Archiv nicht in alle Winde verstreut werden dürfe. Die kostbaren Papiere wurden von Schairer persönlich am Lagerungsort Überlingen am Bodensee abgeholt und nach Stuttgart transportiert. Die Sammlung ging, zunächst als Leihgabe, später als Schenkung, an das Schiller-Nationalmuseum Marbach.[322]

Die unaufhörlichen inneren Kämpfe in der „Stuttgarter Zeitung", die

der Besitzänderung von 1952 folgten, zehrten an Schairers Gesundheit. Sein Arzt attestierte ihm außerordentlich hohen Blutdruck. In einem Schreiben an die Gesellschafterin Margarete Bosch vom 8. September 1954[323] erklärte er seinen Rücktritt von der Herausgeberschaft und Geschäftsführung des Blattes, nur die Funktion als Gesellschafter beibehaltend. Sein Interesse an der Zeitung werde „selbstverständlich nach wie vor erhalten bleiben", und er hoffe, „auch weiterhin nach Maßgabe meiner Kräfte der Aufgabe dienen zu können, die mich nun seit acht Jahren erfüllt hat".[324]

Aber selbst noch um diese Zeit dachte er weiter an eine neue „Sonntags-Zeitung". Erst als er im Sommer 1955 von einer Privatreise nach Paris als schwer kranker Mann zurückkehrte, gab er die Idee auf. Ein Jahr später, am 3. August 1956, starb er im Kreiskrankenhaus Schorndorf (Württemberg).

An seinem Grab auf dem Stuttgarter Waldfriedhof standen viele alte Leser der „Sonntags-Zeitung". Sie hörten eine Rede Otto Engels, der sich als Betreuer des Nachlasses von Christoph Schrempf einen Namen gemacht hatte. Schairer hatte dem finanziell immer bedrängten Engel mehrfach geholfen. Zur Rechtfertigung – Ordnung und Zweck muß sein – vermerkte er in seinen Notizbüchern: „DM 300 (oder 200) an Engel als Vorschuß für Grabrede".[325] Um den Inhalt der Rede kümmerte er sich nie.[326]

„Fibel" für die Zukunft

Daß Schairers Traum von einer zweiten – wieder völlig unabhängigen und inseratenlosen – „Sonntags-Zeitung" unerfüllt blieb, mag als tragischer Schlußpunkt seines Lebens erscheinen. Aber hätte er auch die nötige Anleihe gefunden, nach der er vergebens suchte: wäre ihm das Abenteuer geglückt? Er war 67 Jahre alt und verfügte längst nicht mehr über die Energie, mit der er um die Jahreswende 1919/20 alle Widerstände niedergebrochen und das Wochenblatt aus dem Boden gestampft hatte. Und hätte er eine ähnliche Resonanz wie damals ausgelöst? Kaum. Das deutsche „Wirtschaftswunder" begann sich vorzubereiten, die Menschen waren erschöpft, müde und resigniert, sie verloren sich im Alltäglichen, kämpften um Nahrung, Kleidung und ein Dach über dem Kopf und nahmen sich

keine Zeit zum Nachdenken über Vergangenheit und Zukunft. Und die „Sonntags-Zeitung" war ja ein Organ politisch-geistiger Stimulation gewesen, hatte dem fruchtbaren Zweifel gedient. Jetzt wollten die Deutschen nicht Zweifel, sondern Sicherheit. Sie wollten nicht Ideen, sondern Handgreifliches, Gegenständliches, Materielles.

Der Tag war nicht günstig für einen skeptischen Wächter wie Erich Schairer. Die Größe der „Sonntags-Zeitung" war, daß sie ihre Welt verkörperte. Sie war ein kritischer Spiegel der Weimarer Republik gewesen, ebenso an ihre Zeit gebunden wie im achtzehnten Jahrhundert Schairers geliebtes Vorbild, Schubarts „Deutsche Chronik". Und auf ihre eigene Weise so einmalig, unnachahmlich und unwiederholbar wie die meisten echten Kunstwerke.

Sie wird künftigen Historikern als Quelle der Information dienen[327] und künftigen Publizisten als Beispiel wirklicher Integrität. Manche Ideen Schairers sind von der Zeit überholt. Andere aber blieben gültig oder wurden es wieder.

Davon überzeugt ein Buch, das er kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs unter dem Titel „Sozialistische Fibel" fertigstellte. Basis des als Manuskript hinterlassenen Werks[328] ist eine Reihe der volkswirtschaftlichen Artikel, die Schairer, aus der politischen Arena verdrängt, während der Nazijahre in seiner Zeitung gebracht hatte.

Noch einmal resümiert er die planwirtschaftlichen Ideen seines Freundes Wichard von Moellendorff, dessen Andenken er diese „Übungen im volkswirtschaftlichen Denken" widmete. Besonders weitblickend ist Schairer in seiner Verurteilung des „Raubbaus" an den Schätzen der Welt. Er beklagt die drohende Ausrottung einzelnder Tierarten, „das Schicksal, dem in Amerika der Bison, in Europa Elch, Auerochs, Adler und Uhu anheimgefallen sind".

Von da kommt er zu dem generellen Schluß: die Ausbeutung der Erde wird einmal enden.

Die Warnung des schwäbischen Eigenbrötlers klingt prophetisch: „Es erweist sich, daß die Welt nicht unendlich und die Natur nicht unerschöpflich ist. Wir beginnen uns heute dem Zeitpunkt bedenklich zu nähern wo wir bei unserem Raubbau wohl oder übel stillstehen oder umkehren müssen, wenn wir nicht dazu gezwungen werden wollen, jene Methoden der Vernichtung gegen uns selber zu kehren. Die Menschheit wird jährlich um zwei Dutzend Millionen größer[329], der Wirkungsgrad der

Maschinen, mit denen wir das Antlitz der Erde verändern, ist immer noch im Wachsen. Diese Erde selber aber scheint immer kleiner zu werden; es gibt auf ihr, man möchte sagen, schon keine Ferne mehr... Anstelle des planlosen Raubbaus wird der Mensch ... zu etwas ganz anderem greifen müssen: zur planmäßigen Pflege. Wenn er sich aber dazu nicht würde entschließen können, weil es ihm zu langweilig, zu 'rationalistisch', zu 'fellachenhaft' vorkommt, da ihm Erobern und Zerstören aus alter Gewohnheit lieb geworden ist, dann würde sich die Natur vermutlich dadurch rächen, daß sie ihm an Stelle des Urwalds keinen Garten, sondern eine Trockensteppe bescherte und ihn darauf verhungern ließe."

Ebda = wahrscheinlich: Ebenda!
A. a. O.? – vielleicht: am andern Ort!

Anmerkungen

(Abkürzungen: „SFA" für Schairer-Familien-Archiv, Stuttgart; „DLA" für Deutsches Literaturarchiv, Marbach; „BAK" für Bundesarchiv, Koblenz; N.-Z. = Neckar-Zeitung; „SZ" für „Sonntags-Zeitung"; „STZ" für „Stuttgarter Zeitung").

1. „Neckar-Zeitung", 15. November 1919, im Stadtarchiv Heilbronn.
2. „Wolffmeldung" in der obigen Nummer der „N.-Z."
3. Schairers Text ist im SFA erhalten.
4. „Berliner Tageblatt", Morgenausgabe vom 15. November 1918.
5. „Berliner Tageblatt", Abendausgabe vom 15. November 1919.
6. Unter dem 15. November 1919 schrieb der Verleger Viktor Kraemer an Schairer: „Nach dem Auftritt von heute morgen und nachdem sie meinen Wunsch, Ihre heutigen Eingangszeilen nicht erscheinen zu lassen, nicht berücksichtigt haben, ist ein weiteres Zusammenarbeiten unmöglich geworden. Ihre Tätigkeit an der ‚Neckar-Zeitung' ist deshalb mit heutigem Tage beendet." Schairer erwiderte dem Verleger am folgenden Tage: „Ihr gestriges Benehmen – namentlich die gegen meinen Willen vorgenommene Änderung in einem von mir verantwortlich gezeichneten Blatt – hätte auch mir das weitere Arbeiten an der Neckar-Zeitung zum mindesten unerquicklich erscheinen lassen. Es ist mir deshalb angenehm, daß Sie mich durch Ihr Schreiben der Bitte überhoben haben, mich davon zu entbinden. Ich kann nur noch mein Bedauern aussprechen, daß Sie mein Ausscheiden aus der Neckar-Zeitung in so wenig schöner Weise haben vor sich gehen lassen." SFA.
7. Notizen der Familie Schairer. SFA.
8. Ebda.
9. Helene Schairer: Aus der Jugendzeit. In: Agathe Kunze (Hrsg.): Erich Schairer zum Gedächtnis. Stuttgart, 1967. S. 157.
10. Wiedergabe des Artikels ebda. S. 158 f.
11. Ebda. S. 162 ff.
12. Werner Volke: Hölderlin in Tübingen. Marbacher Magazin 11/1978. S. 7.
13. Martin Leube: Die Geschichte des Tübinger Stifts 1770–1950. Stuttgart, 1954.
14. Christoph Schrempf: Der umgekehrte Pietist. In: Ernst Müller: Schwäbische Profile. Tübingen, 1949.
15. Werner Volke: A.a.O. S. 12.
16. Erich Schairer: Im Tübinger Stift. In: „Ob denn die Schwaben nicht auch Leut wären . . .?" (Hrsg. Sebastian Blau). Tübingen–Stuttgart, 1951.
17. Agathe Kunze: A.a.O. S. 167.

18. Erich Schairer: Warum ich nicht Pfarrer blieb. SZ, 15. Mai 1921.
19. Brief Schairers an Helene Lutz vom 14. Juni 1910. SFA.
20. S. Anm. 18.
21. Erich Schairer: Erinnerung an Dr. Owlglass. Stuttgarter Zeitung, 1951, 250.
22. S. Anm. 18.
23. S. Anm. 21.
24. Zehn Jahre nach dem Tod Hans Erich Blaichs erschien in München ein Sammelband: „Des Leib- und Seelenarztes Dr. Owlglass Rezeptbuch. Gereimtes und Erzähltes. Herausgegeben von Sebastian Blau und Erich Schairer. Mit einem Nachwort von Sebastian Blau." Blau (Josef Eberle) spricht darin von der „wohltemperierten Menschenliebe" des Satirikers Owlglass: „Er legt den Finger auf den unheilbaren Riß, der in allen Menschenwesen und -unwesen, zwischen Sein und Schein, zwischen Wollen und Können klafft. Nicht mit dem eifernden Zorn des Menschheitsapostels und Weltverbesserers, sondern als Arzt, der es mit dem einzelnen Patienten zu tun hat und weiß, daß es beim Heilen mehr darauf ankommt, die natürlichen Aubwehrkräfte des Körpers zu mobilisieren als Patentmedizinen zu verschreiben."
25. Brief vom 15. Mai 1912. DLA.
26. Erich Schairer: Das Wahlrecht. Sonder-Druck aus dem Reutlinger General-Anzeiger Nr. 90, 91, 93, 94 und 97 des Jahrgangs 1912. Reutlingen o.J. (1912?) SFA.
27. Reutlinger General-Anzeiger, 17. November 1912.
28. Brief an Helene Lutz vom 15. September 1912. SFA.
29. Brief an Hans Erich Blaich vom 15. Mai 1912. DLA.
30. Brief an Blaich vom 29. September 1912. DLA.
31. Brief an Blaich vom 19. November 1912. DLA.
32. Brief an Blaich vom 13. März 1913. DLA.
33. Erich Schairer: Christian Friedrich Daniel Schubart als politischer Journalist. Tübingen, 1914. S. 44.
34. Ebda. S. 5.

34 a. Brief Blaichs vom 15. März 1914. DLA.

35. Dr. E. Sch. (Erich Schairer): Friedrich Naumann. Reutlinger General-Anzeiger, 23. Juni 1913.
36. Ebda.
37. Friedrich Naumann: Nationaler Sozialismus. Die Zeit, Wien 1899, 21. Bd., Nr. 270.
38. Friedrich Naumann: Warum nennen wir uns Sozialisten? Die Hilfe, 5. Jahrg. 1899, Nr. 50.

38 a. vgl. Horst Bieber: Paul Rohrbach. Ein konservativer Publizist und Kritiker der Weimarer Republik, München-Pullach, Berlin 1972.

39. Die Zeitschrift erschien im Gordon-Verlag, Dresden; als Schriftleiter zeichnete Franz Kolbe.
40. Naumanns „Hilfe" vom 29. Juni 1916 gibt eine verkürzte Fassung einer Rede Naumanns vor der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin, worin es heißt: „Die Kolonien sind so sehr ein Zubehör der kommenden mitteleuropäischen Wirtschaftspolitik, daß man sich keinen wirtschaftlich geschulten Vertreter Mitteleuropas wird denken können, der nicht gleichzeitig ein Freund kolonialer Ausdehnung sei."
41. Veit Valentin: Geschichte der Deutschen. Neuausgabe, Köln, 1979. S. 504.
42. Ebda. S. 622. – Eine ausführliche Darstellung der imperialistischen Strömungen im kaiserlichen Deutschland gibt Fritz Fischer in seinen Werken „Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911 bis 1914" (Düsseldorf, 1969) und „Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland" (Düsseldorf, 1967).
43. Erich Schairer: Werkbund und Hinterhaus. Die Hilfe, 6. August 1914

43 a. Erich Schairer: Die liberalen Arbeiter. Die Hilfe, 11. September 1913.

43 b. Die Hilfe, 9. März 1914.

43 c. Theodor Heuss: Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk, die Zeit. Dritte Auflage. München und Hamburg, 1968. S. 323.

44. Zirkulare im SFA.
45. Neue Hamburger Zeitung, 9. November 1914.
46. Neue Hamburger Zeitung, 4. Januar 1915.
47. „Unsere Freunde, die Türken". Neue Hamburger Zeitung, 2. November 1914.
48. Brief Jäckhs an Schairer vom 13. August 1914, unter dem Briefkopf „Das Größere Deutschland".
49. Michael Freund zitiert auf S. 933 seiner Deutschen Geschichte Gütersloh 1966 die zynische Art, mit der Enver Pascha die Massenausrottung der Armenier durch die Türken zu rechtfertigen suchte.
50. Erich Schairer: Die Deutsch-Türkische Vereinigung. Illustrierte Zeitung Leipzig, 18. Mai 1916. Für die Errichtung des Hauses der Freundschaft wurde ein großer Architektenwettbewerb ausgeschrieben, an dem sich u.a. Hans Poelzig, Ludwig Mies van der Rohe, Peter Behrens beteiligten.
51. Staatsbedarf, 2. Jahrg. Nr. 5, 29. Januar 1916.
52. Erich Schairer: Der mitteleuropäische Wirtschaftsblock. Das Größere Deutschland, Nr. 16 vom 17. April 1915.
53. Erich Schairer: Die Enteignung der deutschen Kolonisten in Rußland. Das Größere Deutschland, Nr. 27 vom 3. Juli 1915.
54. Erich Schairer: Das Reich der Mitte. Jahrbuch 1917 für deutschnationale Handlungsgehilfen.

55. SFA.
55 a. Ebda.
56. Erich Schairer: Städtische Inseratenblätter. Zeitschrift für die Gesamte Staatswissenschaft. 71. Jahrg. 1915, Heft 4.
57. Brief von Verwaltungsdirektor Philipp Schäfer an Schairer vom 1. Februar 1916. SFA.
58. Dr. Martin Mohr: Städtische Anzeigeblätter. Zeitungs-Verlag, 12. Mai 1916, Nr. 19. – Dieselbe Zeitschrift veröffentlichte in ihrer Nr. 21 vom 26. Mai 1916 zwei Leserbriefe zu dem Thema und in ihrer Nr. 31 vom 4. August 1916 eine Antwort Erich Schairers auf den Artikel Mohrs und ein Schlußwort Mohrs. Keine neuen Gesichtspunkte werden darin entwickelt.
59. Dr. Heinz Brauweiler: Für ein Anzeigenmonopol. Deutsche Arbeit, Monatsschrift für die Bestrebungen der christlich-nationalen Arbeiterschaft, November 1916.
60. Erich Schairer: Gemeinwirtschaft im Anzeigenwesen. Die Hilfe, Nr. 16, 19. April 1917.
61. In dem Briefentwurf heißt es: „Einige meiner Aufsätze, die zum Thema Inseratemonopol in mehr oder weniger engem Zusammenhang stehen, erlaube ich mir Ihnen zu senden ... Außerdem lege ich eine Denkschrift bei, die ich im Jahr 1917 dem R Sch A [Reichsschatzamt] unterbreitet habe. Die gedruckten Artikel mögen Sie behalten, die Denkschrift erbitte ich zurück, da sie mein einziges Exemplar ist.“ SFA.
62. Erich Schairer: Sozialisierung der Presse. Heft 12 der Schriftenreihe „Deutsche Gemeinwirtschaft“. Herausgeber: Erich Schairer. Jena, 1919.
63. A.a.O. S. 7.
64. A.a.O. S. 9.
65. A.a.O. S. 14 f.
66. A.a.O. S. 17.
67. A.a.O. S. 19.
68. A.a.O. S. 23.
69. Brief Jöhlingers an Schairer vom 22. September 1919. SFA.
70. Otto Jöhlinger: Probleme der Tagespresse. Schmollers Jahrbuch 44, 1, vom 25. Februar 1920.
71. Karl Bücher: Zur Frage der Pressereform. Zeitschrift für die Gesamte Staatswissenschaft, 76. Jahrg. Nachgedruckt in K.B.: Gesammelte Aufsätze zur Zeitungskunde. Tübingen, 1926.
72. Ignaz Wrobel: Sozialisierung der Presse. „Weltbühne“, Berlin, Nr. 51 vom 11. Dezember 1919.
73. Brief Wolfgang Schumanns an Schairer vom 29. September 1919. SFA.
74. Brief Begiers an Schairer vom 29. September 1919. SFA.

75. Schairer an Blaich, 21. September 1919. DLA.
76. Erich Schairer: Die „Katastrophe" der Zeitungen. Das Tage-Buch, 6. März 1920.
77. Erich Schairer: Konsumentenpolitik. „März", 9. Jahrg., Heft 27, 10. Juli 1915.
78. Erich Schairer: Handel ohne Händler. Deutscher Wille. 1. September 1916.
79. Wichard von Moellendorff: Deutsche Gemeinwirtschaft. Berlin, 1916.
80. Hans Jürgen Meinik: Walther Rathenau und die Sozialisierungsfrage. Ein Beitrag zur Wirtschaftspolitik in den Anfangsjahren der Weimarer Republik. Berlin, 1973. S. 11.
81. Walther Rathenau: Politische Briefe. Dresden, 1929. S. 6 f.
82. Walther Rathenau: Deutschlands Rohstoffversorgung. Vortrag in der „Deutschen Gesellschaft" Berlin am 20. Dezember 1915. Gesammelte Schriften, Bd. 5, Berlin 1928, S. 30 f.
83. Im Wichard-von-Moellendorff-Nachlaß. BAK.
84. Brief vom 7. März 1917. Ebda.
85. Wichard von Moellendorff: Von Einst zu Einst. Jena, 1917.
86. Erich Schairer: Rathenaus gemeinwirtschaftliches Programm. Die Tat, Juli 1918.
87. Brief Schairers an Moellendorff vom 10. März 1917. BAK.
88. Brief Rathenaus an Schairer vom 24. September 1917. SFA.
89. Brief Rathenaus an Schairer vom 26. November 1917. SFA.
90. Brief Rathenaus an Schairer vom 11. März 1918. SFA.
91. Brief Schairers an Rathenau vom 16. März 1918. SFA.
92. Erich Schairer: Rathenau-Brevier. Jena, 1918.
93. Brief Kraemers an Schairer vom 26. Oktober 1917. SFA.
94. Brief Kraemers an Schairer vom 27. Oktober 1917. SFA.
95. Brief Schairers an Kraemer vom 28. Oktober 1917. SFA.
96. Brief Kraemers an Schairer vom 14. November 1917. SFA.
97. Brief Schairers an Moellendorff vom 19. November 1917. BAK.
98. Brief Schairers an Friedrich Naumann vom 21. Dezember 1916. Naumann-Nachlaß, Zentrales Staatsarchiv, Potsdam.
99. Der „Nationalsoziale Verein" Naumanns, 1896 gegründet, bestand bis 1903. Führende Mitarbeiter waren der Bodenreformer Adolf Damaschke und Hellmut von Gerlach. Nach der Auflösung des Vereins erfolgte die „Fusion" mit der linksliberalen „Freisinnigen Vereinigung".
100. N.-Z., Heilbronn, 26. Januar 1918.
101. Ebda, 6. April 1918.
102. Ebda, 1. Juli 1918.
103. Ebda, 9. September 1918.

104. Ebda, 2. Januar 1918.
105. Ebda, 9. Januar 1918.
106. Ebda, 16. März 1918.
107. Ebda, 9. April 1918.
108. Ebda, 19. August 1918.
109. Brief an Helene Schairer vom 14. Juli 1918. SFA.
110. Brief aus Konstantinopel an Helene Schairer vom 25. Oktober 1918. SFA.
111. Brief aus Odessa an Helene Schairer vom 13. November 1918. SFA.
112. Brief aus Odessa an Helene Schairer vom 16. November 1918. SFA.
113. Brief aus Odessa an Helene Schairer vom 22. November 1918. SFA.
114. Erich Schairer: Gemeinwirtschaft. Odessaer Zeitung, 1. Dezember 1918.
115. Rathenaus Name hatte ursprünglich auf der Kandidatenliste für die erste Sozialisierungskommission gestanden, war aber wieder gestrichen worden, nachdem die Öffentlichkeit bereits von der geplanten Ernennung erfahren hatte. Gegen seine Teilnahme hatten die Vertreter der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei sofort protestiert („Ein Angehöriger der Hochfinanz, Aufsichtsratsmitglied bei einigen Dutzend Aktiengesellschaften, kompromittiert durch manches, was er geschrieben ...“). Siehe Hans Jürgen Meinik, a.a.O. S. 77.
116. N.-Z., Heilbronn, 2. Januar 1919.
117. Ebda, 18. Januar 1919.
118. Ebda, 25. Januar 1919.
119. Ebda, 13. September 1919.
120. Ebda, 14. November 1919.
121. Ebda, 21. Februar 1919.
122. Ebda, 5. April 1919.
123. Ebda, 12. Juli 1919.
124. Brief Rathenaus an Schairer vom 12. Mai 1919. In: Rathenau: Briefe, Neue Folge. Dresden, 1920.
125. Erich Schairer: Walther Rathenau, wie ich ihn sah. SZ, 2. Juli 1922.
126. Brief Rathenaus an Schairer vom 8. Oktober 1919. SFA.
127. Unter dem 5. Juli 1922 gab der Verlag Eugen Diederichs die folgende Aufstellung über den Gesamtabsatz der Schriften bis Ende 1921:

1. Moellendorff: Von Einst zu Einst (1917)	2287 Exemplare
2. A.C.M. Rieck: Verschwendung im Handel (1917)	2474 Exemplare
3. Reinhold Planck: Vom Privatrecht zum Gemeinrecht (1917)	1514 Exemplare
4. Friedrich Wilhelm Fürst zu Ysenburg und Büdingen: Zwangssyndikate, Monopole und Steuern (1918)	1271 Exemplare
5. Schairer: Rathenau-Brevier (1918)	3191 Exemplare

6. Hans Paasch: Zinsablaß (1919) 1618 Exemplare
7. Theodor v. Pistorius: Steuer oder Ertragsanteil? (1919) 1031 Exemplare
8. Fritz Naphtali: Kapitalkontrolle (1919) 965 Exemplare
9. Der Aufbau der Gemeinwirtschaft, Denkschrift des Reichswirtschaftsministeriums vom 7. Mai 1919 (1919) 2546 Exemplare
10. Wissell und Moellendorff: Wirtschaftliche Selbstverwaltung (1919) 2112 Exemplare
11. Heinz Potthoff: Was heißt Volkswirtschaft? (1919) 1607 Exemplare
12. Schairer: Sozialisierung der Presse (1919) 940 Exemplare
13. Theodor Oelenheinz: Abschaffung des Erbrechts (1919) 835 Exemplare
14. Wolfgang Schumann: Lebensordnung und geistige Kultur (1919) 926 Exemplare
15. Otto Neurath: Vollsozialisierung. Von der nächsten und übernächsten Zukunft. (1920) 2936 Exemplare
16. Rathenau: Autonome Wirtschaft (1919) 6739 Exemplare
17. Heinz Dehmel: Hausbesitz sei Reichsbesitz (1920) 536 Exemplare
18. Alma de l'Aigles: Beschaffenheitsmarken für alle Waren, als Grundlage für die freiwillige Rückkehr zur Qualitätsware (1920) 484 Exemplare

Nach dem Tod Rathenaus ließ Schairer die Schrift Rathenaus unter dem Titel „Wirtschaft ohne Unternehmer" im Verlag der „Sonntags-Zeitung", Heilbronn, neu erscheinen. In einem Vorwort dazu schrieb er: „Rathenau hat den Titel 'Autonome Wirtschaft' damals gewählt, obwohl er ihm 'matt und undeutlich' erschienen ist, weil er das Sensationelle der Formulierung 'Wirtschaft ohne Unternehmen' vermieden wissen wollte. Er hat diese aber selber als 'klar und wirkungsvoll' bezeichnet; und ich darf mich deshalb für berechtigt halten, sie bei dieser Neuausgabe der Schrift, die als eine Art Vermächtnis des Verfassers gelten kann, hervorzuholen." SFA.

128. Brief Kraemers an Schairer vom 6. Oktober 1919. SFA.
129. N.-Z. 228. 1919.
130. Ebda, 231. 1919.
131. Brief Moellendorffs an Schairer vom 22. September 1919. Moellendorff-Nachlaß, BAK.
132. Schairer an Moellendorff, 28. September 1919. Ebda.
133. Schairer an Moellendorff, 9. Oktober 1919. Ebda.
134. Schairer an Wissell, 16. Oktober 1919. Wissell-Nachlaß, BAK.
135. Schairer an Moellendorff, 20. Oktober 1919. Moellendorff-Nachlaß, BAK.
136. Moellendorff an Schairer, 5. November 1919. Ebda.
137. Schreiben des Verlags Gesellschaft und Erziehung GmbH Berlin (gez. Baumeister) vom 12. November 1919. Wissell-Nachlaß, BAK.

138. Wissell an Schairer, 14. November 1919. Ebda.
139. Schairer an Wissell, 20. November 1919. Ebda.
140. Schairer an Wissell, 27. November 1919. Ebda.
141. Moellendorff an Schairer, 29. November 1919. Moellendorff-Nachlaß, BAK.
142. Mitteilung Schairers an Hans Erich Blaich, 11. Dezember 1919. DLA.
143. „Neckar-Echo", Heilbronn, 28. November 1919.
144. Brief von Theodor Heuss an Schairer, 12. November 1919. Heuss gibt darin Schairer auch Ratschläge für seine Zukunft. „Ist nicht denkbar" – fragt er –, „daß Rathenau Sie für die Durcharbeitung seines Gedankenkreises irgendwie fest in Anspruch nimmt; wenn ich mich nicht täusche, wollte er doch einmal ein Institut für derlei stiften". Heuss meint, er könne sich Schairer am besten an einer Wochenschrift oder an irgendeinem wissenschaftlichen Institut vorstellen, hinzufügend: „Es ist mir fraglich, ob für Politik und Organisation Ihre Talente der Menschenbehandlung ausreichen". – Zu der Affäre der „weißen Lücke" hat sich Heuss anscheinend nicht geäußert. SFA.
145. Schreiben vom 18. November 1919. SFA.
146. Ein bemerkenswertes persönliches Schreiben erhielt Schairer auch von dem Vorstand der Presseabteilung des Württembergischen Staatsministeriums in Stuttgart, M. Bernath. Bernath bemerkt, „daß die Art und Weise, auf welche man Ihrer Tätigkeit an der Spitze einer Zeitung, der Sie so viel gegeben haben, ein Ende machte, hier großes Befremden ausgelöst hat. Ihre Mitarbeit bei den Pressekonferenzen war der Presseabteilung des Staatsministeriums stets außerordentlich wertvoll, und wir werden Sie in Zukunft schmerzlich vermissen". Der Brief ist vom 3. Dezember 1919 datiert. SFA.
147. Erinnerung von Helene Schairer. SFA.
148. Brief vom 8. Dezember 1919. Wissell-Archiv, BAK.
149. Brief vom 11. Dezember 1919. Moellendorff-Archiv, BAK.
150. A.a.O. Zur „gelegentlichen Mitarbeit" Schairers am Berliner „Tage-Buch" kam es später.
151. „Man konnte ihn [Schairer] freitags mit einem Handwagen seine Auflage selbst zur Hauptpost schaffen sehen", berichtet Hans Franke in seiner Studie „200 Jahre Zeitungsgeschichte in Heilbronn" Schriftenreihe des Historischen Vereins Heilbronn. 23. Veröffentlichung. Jahrgang 1960. S. 254.
152. Brief Schairers vom 17. Dezember 1919. Blaich-Archiv, DLA.
153. Brief Blaichs vom 17. Dezember 1919. A.a.O.
154. SZ, 4. Januar 1920.
155. In Opposition. SZ, 26. Dezember 1926.
156. Auch in Schairers Nekrolog auf Naumann („Zum Gedächtnis Naumanns", Neckar-Zeitung, Heilbronn, 26. August 1919) findet sich kein Wort spezifi-

scher politischer Kritik, sondern nur die Feststellung: „Ihm ermangelte der Instinkt der Menschenkenntnis, der dem politischen Genie eigen ist."

157. Dr. Frosch (d.i. Hans W. Fischer): Die Zeitung als Verkehrsstörung. Die Welt am Montag, 15. November 1919.
158. Erinnerung des Autors.
159. SZ, 5. September 1920.
160. SZ, 19. August 1923.
161. SZ, 6. Oktober 1929.
162. SZ, 2. Februar 1930.
163. SZ, 18. November 1923.
164. SZ, 16. November 1930.
165. SZ, 22. April 1930.
166. SZ, 17. Februar 1924.
167. Max Barth: Hinter den Kulissen der Sonntags-Zeitung. In: Agathe Kunze (Herausg.): Erich Schairer zum Gedächtnis. Stuttgart, 1967. S. 169.
168. Fesselnde Einzelheiten über Leben und Werk Kuno Fiedlers gibt Richard Schmid in einem Aufsatz „Eine auf das Unbedingte gerichtete Natur" (Stuttgarter Zeitung, 20. Dezember 1975). Darin wird auch Fiedlers abenteuerliche Flucht aus dem Würzburger Gestapo-Gefängnis 1936 geschildert; Schairer half mit, seinen alten Mitarbeiter an das sichere Ufer der Schweiz zu leiten.
169. Erich Schairer: Zum 50. Geburtstag von Josef Eberle. Gesprochen im Süddeutschen Rundfunk am 8. September 1951. Wiedergegeben von Agathe Kunze (s. Anm. 167), S. 110 f.

169 a. Max Barth (1896–1970) trat vom Lehrerberuf zum Journalismus über. Er emigrierte 1933 in die Schweiz. Seine weiteren Wegstationen während der Hitlerzeit waren Frankreich, Spanien, die Tschechoslowakei, Norwegen, Schweden und USA. 1950 kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich in seiner Heimatstadt Waldkirch i.B. nieder. Seine bedeutendste Buchveröffentlichung war eine deutsche Übertragung von Omar Khaijams „Rubaijat" (Frankfurt, 1963). – Der Württemberger Hermann List (geb. 1904) war ebenfalls ursprünglich Lehrer gewesen und kehrte später in das Schulwesen zurück. – Über Hermann Mauthe waren keine Daten zu ermitteln.

170. SZ, 2. Mai 1920.
171. Brief vom 17. September 1924. Blaich-Nachlaß, DLA.
172. SFA.
173. Schairer in: Mit andern Augen. Jahrbuch der Sonntags-Zeitung 1920–1929. Stuttgart, 1929. S. 10.
174. Agathe Kunze: Auflage und Verbreitung der Sonntags-Zeitung. A.a.O. S. 28.

175. Information von Agathe Kunze.
176. Siehe dazu die Dokumentation „Die zwanziger Jahre in Stuttgart", veröffentlicht von der Stuttgarter Zeitung, Stuttgart. 1962.
176 a. Ein Exemplar der Zeitung kostete – trotz verschiedener Wirtschaftskrisen und Teuerungswellen – von der ersten Ausgabe 1920 bis zur letzten im Jahre 1937 nur 20 Pfennig. Das bedeutete, daß zum Beispiel im Jahre 1924 zur Deckung sämtlicher Kosten (Verlag, Redaktion, Druckerei, Vertrieb) wöchentlich im Durchschnitt nur 860 Mark zur Verfügung standen.
177. In New York begann am 18. Juni 1940 Ralph Ingersoll mit der Publikation der von vornherein inseratenlosen Tageszeitung PM. Nach einem Bericht der Zeitschrift New Yorker (Wolcott Gibbs: A very Active Type Man, Nummern vom 2. und 9. Mai 1942) war die anfängliche Auflage 280.000. Innerhalb von drei Monaten sank sie auf 45.000, stieg aber allmählich wieder auf 150.000. Trotzdem hatte damals der Finanzier des Blattes, der Warenhauskönig Marshall Field, ein Jahresdefizit von über 500.000 Dollar zu tragen. 1948 stellte das Blatt sein Erscheinen ein.
178. Neckar-Zeitung, 24. Mai 1919.
179. SZ, 17. Oktober 1920. Der Artikel ist die gekürzte und edierte Fassung eines Aufsatzes, den Schairer unter dem Pseudonym „Sextus" in Maximilian Hardens Zeitschrift „Die Zukunft" vom 9. September 1920, S. 57 ff., veröffentlicht hatte (dortiger Titel: „Sozialismus will Opfer").
180. Sch. [Erich Schairer]: Die allgemeine Nährpflicht. SZ, 23. Juli 1922.
181. Adam Heller [Erich Schairer]: Gegen den inneren Feind. SZ, 23. September 1923.
181 a. Rauschnabel [Erich Schairer]: Gegen den inneren Feind. SZ, 23. September 1923.
182. Sch. [Erich Schairer]: Sozialismus. SZ, 11. August 1929.
183. Sch. [Erich Schairer]: Die überflüssigen Neujahrsgratulationen. SZ, 11. Januar 1920.
184. SZ, 14. März 1920.
185. SZ, 21. März 1920.
186. SZ, 9. Mai 1920.
187. SZ, 12. September 1920.
188. Sch. [Erich Schairer]: Das falsche Geleise. SZ, 17. Januar 1926.
189. Sch. [Erich Schairer]: Stiefelwichse. Eine nationale Forderung. SZ, 11. April 1920.
190. Erich Schairer: Schuhe. Ein Beispiel. SZ, 18. Oktober 1931.
191. Kazenwadel [Erich Schairer]: Zigaretten. SZ, 9. Februar 1930.
192. Erich Schairer: Der Zeitungsschwindel. SZ, 31. Oktober 1920.
193. Schairer: Die bittere Wahrheit. SZ, 22. Februar 1920.

194. Der Artikel erschien unter Schairers Pseudonym Kazenwadel.
195. Sch. [Erich Schairer]: Verantwortlich. SZ, 28. Juli 1929.
196. Sch. [Erich Schairer]: Der Moloch. SZ, 21. April 1929.
197. Siehe E.J. Gumbel: Ungesühntes Blut. Zur Soziologie der politischen Morde in Deutschland. SZ, 14. Mai 1922. – Randbemerkung: Gumbel, Mathematiker und politischer Publizist, emigrierte 1940 nach USA, wo er zuletzt als Professor an der Columbia-Universität in New York tätig war. Nach seinem Tod 1966 erinnerte die „New York Times" in ihrem Nachruf daran, daß Entwürfe Gumbels beim Ausbau des riesigen TVA (Tennessee Valley Authority) – Kraftwerksystems verwendet wurden, das zu den wichtigsten Errungenschaften der Regierung Franklin D. Roosevelts gehörte.
198. Barths Aufsätze (1924 bis 1928 erschienen) galten den Fällen Felix Fechenbach, Heinrich Wandt, Karl Hau, Matteotti, Max Hölz, Sacco-Vanzetti und Jakubowski.
199. Sch. [Erich Schairer]: §§: SZ, 5. August 1929.
200. Während der nationalsozialistischen Jahre zeigte Eugen Bolz großen politischen Mut. Er wurde 1944 im Zusammenhang mit der Goerdeler-Verschwörung verhaftet und am 23. Januar 1945 in Berlin hingerichtet.
201. Anonym [Erich Schairer]: Die antisemitische Hetze. SZ, 11. Januar 1920.
202. Erich Schairer: Die Juden. SZ, 7. November 1920.
203. Erich Schairer: Einigkeit und Demokratie. SZ, 21. März 1920.
204. Erich Schairer: Ein Brief an Dr. Theodor Heuss. SZ, 25. April 1920.
205. Sch. [Erich Schairer]: Nach 75 Jahren. SZ, 18. März 1923.
206. Rauschnabel [Erich Schairer]: Vaterländer. SZ, 6. März 1927.
207. Sch. [Erich Schairer]: Das Land der Mitte. SZ, 18. April 1926.
208. Sch. [Erich Schairer]: Hindenburg. SZ, 2. Oktober 1927.
209. Erich Schairer: Wie wähle ich? SZ, 8. April 1928.
210. Erich Schairer: Theaterdonner. SZ, 14. September 1930.
211. Erich Schairer: Hitlers Sieg. SZ, 21. September 1930.
212. Erich Schairer: Die dritte Arbeiterpartei. SZ, 26. Oktober 1930.
213. Wilhelm Frick, nach dem Zweiten Weltkrieg in Nürnberg zum Tode verurteilt und hingerichtet, war der erste nationalsozialistische Minister in Deutschland. Von Januar 1930 bis April 1931 war er in Weimar thüringischer Innenminister in einer Koalitionsregierung mit dem thüringischen Bauernbund. Wenige Deutsche erkannten damals das Alarmsignal. Typisch war ein Brief Thomas Manns an das sozialdemokratische Saalfelder „Volksblatt". Der Dichter sah in den Weimarer Vorgängen „das Ergebnis hoffentlich vorübergehender Stimmungen und Verhältnisse im Lande" und schloß: „Im übrigen darf man glauben, daß die extrem reaktionäre Regierung in Thüringen von vornherein verurteilt ist, Episode zu bleiben". – Der Brief ist in der Nummer des Blattes vom 6. Februar 1930 abgedruckt.

214. Thomas Mann: Deutsche Ansprache, ein Appell an die Vernunft. Gehalten am 17. Oktober 1930 im Beethovensaal zu Berlin. – Berlin, 1930.
215. Information von Agathe Kunze.
216. In einem „S.Z."-Artikel vom 20. September 1931 (unter der Überschrift „Staatskapitalismus?") geht Schairer einen Schritt weiter als früher. Er erwähnt die Möglichkeit einer **kapitalistischen** Planwirtschaft, „deren Ertrag vorzugsweise einer kleinen Schicht von Kapitalisten zu gute käme". „Also" – folgert er – „wird die Aufhebung der **privaten Verfügungsgewalt** über die Produktionsmittel, die Ausschlachtung der privaten Spekulation, des Einzelprofits aus den Erträgnissen der Wirtschaft, am Ende doch ausschlaggebend sein, wenn es sich um den charakteristischen Unterschied von Kapitalismus und Sozialismus handelt."
217. Axel Eggebrecht: Wer weiterliest, wird erschoßen! Weltbühne, 12. April 1932. Zitiert in Kurt Sontheimer: Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. München, 1968, S. 300.
218. E. Sch. [Erich Schairer]: Wer wen? Volksstimme, St. Gallen, 20. Juni 1932.
219. E. Sch. [Erich Schairer]: Und Bayern? Volksstimme, St. Gallen, 4. Juli 1932.
220. E. Sch. [Erich Schairer]: Die deutschen Wahlen. Dahinter: die Regierung des starken Mannes. Volksstimme, St. Gallen, 1. August 1932.
221. E. Sch. [Erich Schairer]: Auf schiefer Bahn. Deutschland unter dem Zeichen des Braunhemds. Volksstimme, St. Gallen, 15. August 1932.
222. Der am 19. Juli veröffentlichte Artikel Lists (Titel: „Bankrott – und nun?") enthielt den Satz: „Wirkliche Ordnung kann nur geschaffen werden durch das revolutionäre Eingreifen der Arbeiterklasse, die den Kapitalismus stürzt und eine sozialistische Wirtschaft aufzubauen beginnt."
223. Die ersten Anzeigen (seit der Ankündigung der Inseratenlosigkeit durch Schairer) finden sich in der „SZ"-Nummer vom 8. November 1931. Das Blatt erschien vom 22. November 1931 an sechs- oder vierseitig, mit Inseraten jeweils auf der letzten Seite.
224. Hans Erich Blaich schrieb an Schairer am 2. August 1932: „Nun bin ich gespannt, ob es notwendig wird, daß Du das Blatt selber wieder übernehmen mußt. Das wäre ja schon recht, wenn Du noch den richtigen Animus dazu hättest oder wieder bekämst (was ich ... einigermaßen bezweifle). Wenn man nicht **ganz** unabhängig ist, dann ist die Zeitungsschreiberei ein dreckiges Handwerk – darüber sind wir beide ja wohl einig". SFA.
225. Dokumentarische Unterlagen über die „Schweizer Episode" Schairers existieren nicht (oder nicht mehr). Die Schilderung beruht auf Angaben von Helene Schairer und Agathe Kunz.
226. Erich Schairer: Gottlosigkeit. Verlag der Sonntags-Zeitung, Stuttgart 1932.
227. Siehe vor allem die Artikel „Soll ich Pfarrer bleiben? – Ein Briefwechsel"

(SZ, 31. Juli 1921) und „Die Unmenschlichkeit Gottes" (SZ, 13. März 1922) und zwei Satiren, die Schairer unter seinem Pseudonym Adam Heller veröffentlichte: „Der Christusballon – Theatertechnisches aus Oberammergau" (SZ, 14. Mai 1922) und „Der Medizinmann" (SZ, 29. April 1928).

228. Erich Schairer: Mehr Soldaten. SZ, 18. September 1932.
229. Robert Rauschnabel [Erich Schairer]: Schlechte Regie. 18. September 1932.
230. E. Schairer: Schon wieder Wahlen. SZ, 25. September 1932.
231. Erich Schairer: Schleicher. SZ, 30. Oktober 1932.
232. Erich Schairer: Der 6. November. SZ, 13. November 1932.
233. Erich Schairer: Hitlers letzte Chance. SZ, 27. November 1932.
234. Erich Schairer: Schleicher im Sattel. SZ, 18. Dezember 1932.
235. Erich Schairer: Warnungszeichen. SZ, 15. Januar 1933.
236. Erich Schairer: Fortwursteln? SZ, 29. Januar 1933.
237. Erich Schairer: Kabinett Hitler. SZ, 5. Februar 1933.
238. In seiner Abendausgabe vom 30. Januar 1933 schrieb der „Vorwärts": „Auf alle Fälle hat ein geschichtlicher Kampf um das Schicksal des deutschen Volkes begonnen. Die Situation ist voller Gefahren. Sie birgt aber auch die Möglichkeit einer überraschend schnellen günstigen Entwicklung in sich. Wir wissen, daß an ihrem Ende der Sieg der Arbeiterklasse, der Demokratie und des Sozialismus steht. Er ist vielleicht näher, als mancher denkt! Kaltblütig, zuversichtlich und, wenn es die Sache der Freiheit fordert, zu letzten Opfern bereit, gehen wir der Zukunft entgegen, die unser sein wird trotz alledem!"
239. Erich Schairer: So macht mans. SZ, 19. März 1933.
240. Erich Schairer: Die Ermächtigung. SZ, 26. März 1933.
241. Agathe Kunze: Auflage und Verbreitung der Sonntags-Zeitung. In: Kunze (Hrsg.): Erich Schairer zum Gedächtnis. Stuttgart, 1967. S. 30.
242. Erich Schairer: Arbeiterdienstpflicht. SZ, 16. April 1933.
243. Erich Schairer: Die deutsche Einheit. SZ, 23. April 1933.
244. Erich Schairer: Reform der Presse. SZ, 30. April 1933.
245. Erich Schairer: Bevölkerungspolitik. SZ, 8. Oktober 1933.
246. Erich Schairer: Der Schriftleiter. SZ, 15. Oktober 1933.
247. Aus den Gestapo-Akten im BAK. – Die Familie Schairer berichtet, der württembergische Innenminister Jonathan Schmidt habe sich damals für Schairer eingesetzt.
248. Fritz Werkmann: Blick nach USA. SZ, 13. und 20. Dezember 1936. – Fritz Eberhard emigrierte 1937 nach England und arbeitete nach dem Kriegsende am politischen und publizistischen Aufbau mit. 1949–1958 war er Intendant des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart; seit 1961 ist er Honorarprofessor für Publizistik an der Freien Universität Berlin. Vgl. auch die Festschriften für Fritz Eberhard: zum 70. Geburtstag als Sonderheft der Zeitschrift „Publizi-

stik" Jg. 11, 1966 H. 3/4, bes. Kurt Koszyk: Hellmut von Rauschenplats Mitarbeit am „ISK", S. 277 ff., zum 80. Geburtstag: Rundfunkpolitische Kontroversen, Frankfurt/M., Köln 1976.

249. Der Artikel ist überschrieben „Am Kreuzweg".

249 a. Paul Gloning (1877–1951) war ein alter Bekannter Schairers. Ursprünglich Holzbildhauer, noch vor dem Ersten Weltkrieg Redakteur an der Stuttgarter „Schwäbischen Tagwacht" (SPD) und, nach seiner Entzweiung mit der Partei, am „Schwäbischen Merkur" und an der „Württemberger Zeitung"; dann, bis zu seiner Tätigkeit an Schairers „Sonntags-Zeitung", freier Journalist.

250. Siehe die ausgezeichnete Darstellung aus erster Hand in: Franz Taucher, Frankfurter Jahre, Wien, 1977. Vgl. Sonderheft der „Gegenwart", 29. Oktober 1956, S. 40 ff., sowie Fritz Sänger: Zur Geschichte der „Frankfurter Zeitung", in: Publizistik, 22. Jg., 1977, H, 3, Juli-Sept., S. 175 ff.

251. Die deutsche Rassenmischung. SZ, 4. Juni 1933.

252. Die spanische Revolution, SZ, 17. Mai 1936.

253. SZ, 17. Februar 1935.

254. SZ, 7. April 1935.

255. SZ, 17. Mai 1936.

256. SZ, 2. August 1936.

257. SZ, 6. September 1936.

258. SZ, 24. Februar 1935.

259. SZ, 3. März 1935.

260. SZ, 3. Mai 1936.

261. SZ, 24. Mai 1936.

262. SZ, 9. August 1936.

263. Der Brief ist vom 21. März 1936 datiert. Gestapo-Akten, BAK.

264. Aufzeichnung im SFA.

265. SZ, 6. und 20. Dezember 1936.

266. Blaich-Archiv, DLA.

267. Schairer in einem undatierten Brief an Bernhard Sakmann, den Sohn des Philosophen Paul Sakmann. SFA.

268. Information von Agathe Kunze.

269. SFA. Datiert 1946.

270. Aufzeichnung vom 13. Februar 1955. SFA.

271. Siehe die Ausgabe des „Informationsdienstes" vom 6. Januar 1946 im SFA.

272. Brief vom 13. Juni 1945. SFA.

273. Brief vom 5. August 1945. SFA.

274. Brief an Erwin Eckert, Baden-Baden, vom 9. Dezember 1945. SFA.

275. Notiz im SFA.

276. Unterzeichnet ist der Brief von Felix Reichman, Publications Control 06871st DISCC, APO 758, U.A. Army. – SFA.
277. Datum des Briefs: 28. November 1945.
278. S. Anm. 274.
279. Erich Schairer: Unsere Aufgabe. Schwäbisches Tagblatt, 26. Februar 1946.
280. Erich Schairer: Föderalismus. Schwäbisches Tagblatt, 1. Februar 1946. – Vgl. dazu auch Wilhelm Hoegners Memoirenwerk „Der schwierige Außenseiter" (München, 1959).
281. Helmut Cron: Stuttgarter Zeitungs-Chronik 1945. Stuttgart 1979. Privatschrift, mit der freundlichen Genehmigung des Verfassers zitiert.
282. Fritz Ulrich, Journalist und sozialdemokratischer Reichs- und Landtagsabgeordneter in der Weimarer Republik, teilte dem Autor mit, er habe dem Drängen seiner Partei folgend auf eine Zeitungslizenz verzichtet und statt dessen das baden-württembergische Innenministerium übernommen. Aus späterer Sicht bedauerte er seine damalige Entscheidung; die Presse, meinte er, wäre wichtiger gewesen als das Ministerium. Kurt Schumacher, in der Vorhitlerzeit Keils Redaktionskollege an der „Schwäbischen Tagwacht", galt im Juni 1945 als Anwärter auf den Oberbürgermeisterposten in Stuttgart. (S. Cron, a.a.O., S. 31 f.) Belfrage's bis zu den Kommunisten reichende Toleranz bei der Zusammensetzung von Lizenzträger-Gremien war bei der Militärregierung bald nicht mehr gefragt. Der langsam beginnende 'Kalte Krieg' führte zur Kaltstellung.
283. Bericht von Belfrage an den Commanding Officer, Lt. Col. Chesnutt. Datiert Frankfurt, 18. Juli 1945. Record Group 260. ICD/ISD. Box 215. National Archives, Washington.
284. Bericht von Eric Walder, Press Control U.S. Civilian, an Captain Lawrence J. Field, Chef der Information Control Division, Office of Military Government, Württember-Baden. Aktenstücke s. Anm. 283.
285. Memorandum von Col. J. H. Hills, G.S.C., Deputy Director of Division, an den Chef der Information Control Branch of Military Government, Land Baden-Württemberg, APO 154, U.S. Army. Aktenstück s. Anm. 283.
Der Artikel Henry Bernhards trug die Überschrift „Zum Thema Militarismus" und hatte folgenden Wortlaut:
„In dieser Zeit der Umwertung der politischen Begriffe in Deutschland, angesichts der ersten, noch winzigen Keime politischen Reifens der Deutschen, und schließlich in der Hoffnung, bald nicht mehr Paria der Welt zu sein, schlagen unsere Herzen für unsere deutschen Kriegsgefangenen. Wo diese Millionen deutscher Menschen ihr hartes Schicksal auch tragen und ertragen, wo sie auch in Hoffnung oder Hoffnungslosigkeit weilen mögen, sie alle sind Teilhaber an unserem Unglück, auch sie gehören zu den Opfern des

Nationalsozialismus wie die im Osten Ausgesiedelten, heimatlos Gewordenen, auf der Landstraße Liegenden.

Zwar ist in der Gegenwart mancher Schritt zur Besserung der Lage der Kriegsgefangenen bereits getan. Wir hören von hier und von dort Erfreuliches über Milderungen ihres schlimmen Loses und über Verbesserungen ihrer äußeren Lage. Das Internationale und das Deutsche Rote Kreuz sind trotz aller Schmälerung der völkerrechtlichen Moral der Mittelpunkt für das stittliche Recht des Schwachen geblieben, zu denen in erster Linie Kriegsgefangene zählen. Wir hören aus den Vereinigten Staaten und aus anderen Ländern, daß das Nachlassen der verständlichen Haßpsychose, das nur langsam sehr langsam zu verspüren ist, sich auch auf die Lage und Behandlung unserer kriegsgefangenen Brüder auswirkt. Wir hören aus der Sowjet-Union, daß zum mindesten Nachrichten zu erwarten sind, ja daß sie teilweise schon, wenn auch nur tropfenweise, bereits eintreffen. Uns, den Betroffenen und Besorgten, geht alles zu langsam. Wir möchten am liebsten rasch und bestimmt Nachrichten auch von den Hunderttausenden als vermißt Gemeldeten haben, deren ungewisses Schicksal auf Millionen von Deutschen lastet.

Wenn das deutsche Volk in keiner anderen Frage einig wäre, wenn die politischen Parteien sich sonst nicht die Hand reichten, in der Frage der Kriegsgefangenen ist das deutsche Volk in allen vier Zonen, in allen Parteien, Berufsgruppierungen, allen Konfessionen einig, ist es ein Volk von Brüdern, das der Brüder hinter den Stacheldrähten der Welt gedenkt, sich um sie sorgt und, soweit uns das gestattet wird, für ihr Los und um ihr Schicksal kämpft.

Diese Einheit des deutschen Volkes scheint nicht vorhanden zu sein in der Beurteilung des deutschen Soldaten. Die verantwortungslose militärische Führung des Dritten Reiches, jener ins Verbrecherische hinübergeglittene Dünkel einer irregehenden und nicht im Volke wurzelnden Generalsclique und von Teilen der Offizierskaste haben es mit sich gebracht, daß sich der deutsche Soldat vielfach scheel angesehen fühlt und in weiten Kreisen einer oberflächlich-harten Bewertung unterliegt. Das dürfte mit der Verquickung des Soldatischen mit dem Begriff „Militarismus" zusammenhängen. Daß es Auswüchse auch im deutschen Soldatentum gegeben hat, zu allen Zeiten, in allen Gegenden, vor allem aber in den vergangenen 13 Jahren des „militaristischen Wahnsinns", wird kein vernünftiger Mensch in Deutschland zu bestreiten wagen. Ebensowenig ist die Tatsache zu leugnen, daß der Nationalsozialismus den ungesundesten Bestandteil des deutschen Soldatentums von Anbeginn zur Wurzel hatte, und daß – hier liegt der Schwerpunkt des Ganzen – die militärische Führungsschicht nicht nur versagt, sondern sich allzu willig in das Schlepptau des Mannes begeben hat, der als der „schlichte Gefreite des

ersten Weltkrieges" auftrat und in schamloser Weise aus diesem Schlagwort Kapital schlug. Mit allen Mitteln der Demagogie, des Terrors wurden das Offizierkorps, die Unteroffiziere und die Soldaten erst langsam, dann immer rascher in die Geschehnisse verstrickt, deren verbrecherische Entartung heute im Nürnberger Prozeß so erbarmungslos aufgedeckt wird. Die Führerschicht der Wehrmacht des Dritten Reiches, die hierfür verantwortlich ist, die aber bei weitem nicht alle Generäle umfaßt und durch Herrn Keitel, den „Lakeitel" Adolf Hitlers, äußerlich und geistig personifiziert ist, fand eine verhängnisvolle Verbreiterung in jener Kategorie von Menschen, die sich unter den Berufsoffizieren und in gewissem Ausmaß auch unter den Reserveoffizieren fand, und die sogar zu einem nicht geringen Teil im deutschen Unteroffiziersstand vertreten war, sie hat sich bedingungslos auf „Kadavergehorsam" gestützt, hat den Mißbrauch der Befehlsgewalt bedenkenlos übernommen. Jedenfalls zeigt das Ergebnis, was wiederum Nürnberg beweist, die Tatsahe auf, daß dieser neudeutsche nationalsozialistische Militarismus uns auf die abschüssige Bahn geführt hat, an deren Ende wir stehen. Diese Entwicklung reicht in ihren Anfängen bis zum Jahre 1923 zurück, wo inmitten der parlamentarischen-republikanischen Aera unter Männern wie Geßler, ja sogar schon unter seinem Vorgänger Noske, die „geheime Aufrüstung" in den Köpfen spukte.

Der Militarismus ist von jeher im innenpolitischen Kampf wie auch in der Welt draußen als eine spezifisch deutsche Erscheinung gekennzeichnet worden. Aber man muß andererseits die Tatsache berücksichtigen, daß Gehorsam sowie Anerkennung und Ausführung der Befehle der militärischen Führung die Grundlage ist, auf der die Schlagkraft aller Armeen, See- und Luftstreitkräfte der Welt aufgebaut ist. Die Frage ist nur, ob die Vorbedingungen in einer Mentalität beruhen und zur Anwendung gelangen, die vom Freiheitlichen herkommen, oder ob sie sozusagen traditionelle vom Grundgesetz des Obrigkeitsstaates diktiert werden. Das letztere war in Deutschland der Fall. Von jeher, auch in der Reichswehr der Weimarer Republik, vor allem aber natürlich in der Wehrmacht des Dritten Reiches.

Wir haben in der Weimarer Republik neben der Reichswehr militärische Organisationen zu verzeichnen gehabt, die sich die verhängnisvollen Äußerlichkeiten des preußisch-deutschen Militarismus kurzerhand angeeignet hatten. Das fing beim „Stahlhelm", dem Bund deutscher Frontsoldaten, an und führte vom soldatischen „So tun als ob" des Reichsbanners „Schwarz-Rot-Gold" zur straff disziplinierten Organisation des „Roten Frontkämpfer-Bundes". Die reinen Kriegervereine erschienen dagegen als harmlose Gebilde. Das Ganze erhielt dann seine Vollendung in der SA, der SS und den anderen militärischen Gliederungen der NSDAP, die jetzt, wie sich aus dem bisher

vorliegenden Beweismaterial ergibt, mit Recht in Nürnberg als verbrecherische Organisationen, die zu Kampf, Terror und Zerstörung im Inneren wie nach außen gegründet wurden, auf der Anklagebank sitzen.

Diese Spielart des privaten und politischen preußisch-deutschen Militarismus wurde schließlich die besondere Ausdrucksform des Dritten Reiches. Sie füshrte zum politischen Kraftmeiertum, das sich „auf die eigene Kraft" stützte und dann den tollkühnen Versuch unternahm – durch außenpolitische Erfolge, wie die von außen nicht gehemmte Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die gedulete Besetzung der entmilitarisierten Zone, die Politik gegen die Tschechoslowakei und gegen Österreich, sowie schließlich auf den Pakt des Dritten Reiches mit der Sowjet-Union vom August 1939 gestützt –, die geschwächt scheinenden Weltkräfte zu erzsplittern und mit der rohen Gewalt das Schicksal zu meistern. Diese Politik wurde dem deutschen Volke sozusagen aufgezwungen, und es ließ sie sich zum Teil aus politischer Unreife auch aufzwingen.

Und was für weite Kreise des Volkes gilt, das ist auch für unsere Soldaten maßgebend. Hieer muß von vornherein zwischen Führung und Befehlsausführenden unterschieden werden. Das muß so weit gehen, daß man die Waffen-SS, die sich zum größten Teil nicht aus Freiwilligen, sondern aus Geköderten, Verführten, Überlisteten und Betrogenen rekrutierte oder rekrutiert wurde, nicht ohne weiteres mit jener Verbrecher-SS identifizieren darf, die alle jene Untaten auf dem Gewissen hat, die mit Recht in nürnberg zur Be- und Verurteilung stehen. Inwieweit deutsche Offiziere und Soldaten für die Ausführung verbrecherischer Befehle verantwortlich gemacht werden können und müssen, wird davon abhängen, was in diese Rubrik alles hineinpaßt. Zweifellos wäre unsere Situation eine andere und bessere, wenn die militärische Führung sich dem Selbstvernichtungswillen der nationalsozialistischen und militaristischen Führerschicht stärker widersetzt hätte. Dazu hätte aber eben doch die Zivilcourage gehört, an der es allenthalben in Deutschland gemangelt hat. Ausländische Stimmen wissen davon zu berichten, daß maßgebende Kreise des deutschen Generalstabes sich gegen die Politik, die zum Kriegsausbruch führte, gestemmt haben. Allerdings erfolglos. Andererseits ist eines der interessantesten Symptome dieses zweiten Weltkrieges der Umstand, daß die Äußerlichkeiten der militärischen Disziplin, das Grüßen, das Strammstehen und das Hackenzusammenschlagen und was es sonst noch auf diesem Gebiete gibt, fast bis zuletzt funktioniert haben, während in wirklichkeit die Moral der Truppe längst beim Teufel war und das nachlassen und schließlich das Aufhören jeder Disziplin eben hinter den Äußerlichkeiten sozusagen getarnt wurde.

Wir wollen uns nichts vormachen. Die Disziplin als Grundgesetz jeder

militärischen Organisation ist niemals nur ein Vorrecht der deutschen Wehrmacht gewesen. Wohin wir sehen in den deutschen Besatzungszonen – in allen Truppen gibt es die militärische Disziplin und Unterordnung. In allen Heeren der Welt ist auch die Frage der Auszeichnungen, der Orden- und Ehrenzeichen in der gleichen Weise gelöst wie es im deutschen Heer der Fall war. Man mag zu diesem Kapitel stehen, wie man will, dem Mutigen und dem Tapferen verleiht der Präsident der Vereinigten Staaten ebenso wie der König von England, der Regierungschef der Französischen Republik ebenso wie der Generalissmus Stalin Medaillen in Gold und Silber und in den verschiedensten Abstufungen. Und diese Auszeichnungen werden allenthalben mit Stolz gezeigt und getragen!

Der Ausgangspunkt dieser Betrachtungen sind unsere Kriegsgefangenen, um die wir bangen und deren Los wir erleichtern möchten, die wir vor allem bald in der Heimat wiedersehen wollen. Aus Gründen der Humanität, der Völkerverständigung und im Interesse unserer deutschen Zukunftsentwicklung. Auf der gleichen Linie stehen aber unsere deutschen Soldaten, soweit sie schon in die Heimat zurückgekehrt, in ihren Beruf wieder eingegliedert sind oder aber darauf warten, positiv am Wiederaufbau unseres deutschen Volkes mitwirken zu können. Demokratie heißt nicht zuletzt Zusammenfassung aller Kräfte. Wir wollen und müssen deshalb jedem deutschen Soldaten die Hand entgegenstrecken und ihm aufrichtigen Herzens zurufen: Hilf mit, Kamerad!"

Als Kuriosum sei hier noch auf einen Artikel Joseph Alsops in der „New York Herald Tribune" vom 6. September 1946 (S. 25 des Blattes) verwiesen, worin es heißt: "...In the Information Control Division fellow-traveling or Communist officials succeeded in licensing the three main newspapers in the American zone, the 'Frankfurter Rundschau', *'Stuttgarter Zeitung'*, and 'Rhein-Neckar-Zeitung', to *German Communists.* Until corrective steps were taken the 'Rundschau' used to be called the 'Frankfurt Pravda'."

286. Brief Schairers an Ernest W. Adler, Information Control Division, vom 28. Mai 1946. SFA.
287. Mitteilung des Press Control Officer Württemberg-Baden, Herbert J. Gauerke, an den First Lt. Heller, Chef der Press Branch ICD, OMG Württemberg-Baden, Aktenstück s. Anm. 283.
288. S. Anm. 287. Datum der Mitteilung: 15. Juli 1946.
289. S. Anm. 287. Datum: 3. August 1946.
290. Siehe dazu Harold Hurwitz: Die Stunde Null der deutschen Presse. Die amerikanische Pressepolitik in Deutschland 1945–49. Köln, 1972. S. 184 f.
291. E. Sch. [Erich Schairer]: Der Unterschied. STU, 19. Februar 1947.
292. Reinhard Appel: Der politische Journalist. In: Agathe Kunze, a.a.O. S. 143 f.

293. Bruno Manuel: Erste Jahre an der „Stuttgarter Zeitung". Manuskript. SFA.
294. S. Anm. 293.
295. Zirkular im SFA.
296. Erich Schairer: Fünf Minuten Deutsch. Ein sprachliches Sündenregister. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Stuttgart, 1951.
297. E. Sch. [Erich Schairer]: Sic transit gloria mundi. STZ, 2. Oktober 1946.
298. E. Sch. [Erich Schairer]: Das deutsche Verbrechen. STZ, 31. Dezember 1946.
299. Sch. [Erich Schairer]: Verfassung und Demokratie. STZ, 4. Oktober 1946.
300. E. Sch. [Erich Schairer]: Gegen Große Koalition. STZ, 19. Oktober 1946.
301. E. Sch. [Erich Schairer]: Das Wahlgesetz. STZ, 9. Oktober 1948.
302. Wendell L. Willkie: One World. New York, 1943. Willkie war 1940 Präsidentschaftskandidat der Republikaner gegen F.D. Roosevelt.
303. E. Sch. [Erich Schairer]: Zwei Deutschland? STZ, 25. September 1946. – In einem Artikel unter der Überschrift „Eine Weltregierung" (STU, 24. Januar 1948) pries Schairer den „Kreuzzug für die Weltregierung" des britischen Unterhausabgeordneten Henry Usborne, obwohl er die kurzfristige Ausführbarkeit des Plans bezweifelte. Er verwies auch auf die in Deutschland organisierte gleichgerichteten Gruppen.
304. E. Sch. [Erich Schairer]: Was nun? STZ, 17. Dezember 1947.
305. E. Sch. [Erich Schairer]: Wunsch und Wirklichkeit. STZ, 15. Mai 1948
306. E. Sch. [Erich Schairer]: Bundesrepublik Deutschland. STZ, 30. April 1949.
307. E. Sch. [Erich Schairer]: Inflation. STZ, 13. November 1948.
307 a. E. Sch. [Erich Schairer]: Jedermann. STZ, 11. Dezember 1948.
308. E. Sch. [Erich Schairer]: Die Reinsburgstraße. STZ, 25. Februar 1948.
309. Reinhard Appel: a.a.O. S. 147.
310. Robert Bosch hatte das „Stuttgarter Neue Tagblatt" in den zwanziger Jahren erworben, um es vor der drohenden Übernahme durch den rechtsgerichteten Hugo Stinnes zu retten. Siehe „Stuttgarter Zeitung – Was not tut", Der Spiegel, Nr. 15, 1966. Vgl. auch: Kurt Koszyk: Deutsche Presse 1914–1945. Berlin, 1972. S. 397.
311. A.a.O. S. 231.
312. SFA.
313. Information von Agathe Kunze. Siehe auch Hurwitz, a.a.O., S. 249.
314. Shepard Stone (geb. 1908 in Nashua, New Hampshire) studierte in Deutschland und promovierte an der Universität Berlin 1933. Er war von 1934 bis 1949 mit Unterbrechungen als Reporter und Redakteur der NEW YORK TIMES tätig; 1949–50 Sonderberater des amerikanischen Hohen Kommissars in Deutschland; 1954–68 Direktor der internationalen Abteilung der Ford Foundation; seit 1974 Direktor des Aspen Institute for Humanistic Studies in Berlin. – Stones Brief findet sich im Original und in

deutscher Übersetzung in der Record Group 260, ICD/ISD, OMGUS Headquarters, National Archives, Washington, D.C.

315. Information von Agathe Kunze.
316. Hurwitz, a.a.O. S. 249.
317. Wie war's in England? STZ, 7. Januar 1950. – Zehn Tage in Frankreich. STZ, 13. Januar 1951. – Straßburg, die Hauptstadt Europas. STZ, 1. März 1952. – Albrecht Goes rühmte an dem Frankreich-Bericht „die Nonchalance, die ihre Exaktheit verbirgt, eine von den noblen Möglichkeiten des Stils" (Brief an Schairer vom 14. Januar 1951). SFA.
318. E. Sch. [Erich Schairer]: Sie wollten Deutschland retten. STZ, 18. Juli 1953.
319. Filmkrieg in Stuttgart. Neue Zürcher Zeitung, 14. April 1954.
320. S. Anm. 315.
321. Ebenso.
322. Bei der feierlichen Übernahme der Leihgabe der Handschriftensammlung im Schiller-Nationalmuseums am 25. November 1952 sagte der damalige Direktor des Museums, Dr. Erwin Ackerknecht: „Der nach Umfang wie nach innerem und äußerem Wert gewichtigste Zuwachs zu unseren Handschriftenschätzen ist uns, dank der zielbewußten kulturellen und gemeinnützigen Energie von Herrn Josef Eberle und Herrn Dr. Erich Schairer... zuteil geworden..." (Bericht der „Stuttgarter Zeitung", 26. November 1952). – Der „Staatsanzeiger für Baden-Württemberg" rühmte den Verlag der „Stuttgarter Zeitung" als „Mäzen, dem Anerkennung gebührt" (27. August 1952). – Die abschließende Schenkung der Sammlung an das Museum erfolgte 1961, nach Schairers Tod. Bei dem Festakt in Marbach wurde Schairers Anteil an der Initiative von den Hauptsprechern, Josef Eberle und Theodor Heuss, nicht erwähnt.
323. SFA.
324. Dem damaligen Pariser Korrespondenten der „Stuttgarter Zeitung", Alfred Lang, der in einem Brief vom 17. Dezember 1954 Schairers Rücktritt beklagt hatte antwortete er: „Die Zeitung ist nicht meine Zeitung, sondern Eberles Zeitung... Gewiß mag meine Gesinnung hie und da ein klein wenig die Haltung der Zeitung bestimmt haben, aber keineswegs völlig und keineswegs in allen Fällen" (21. Dezember 1954). (beide Briefe SFA).
325. Ebenso wie der Text der Grabrede im SFA. Die konventionelle Rede enthält eine bemerkenswerte Stelle – ein von Engel überliefertes Wort des sterbenden Schairer: „Ach, ich hab' mein ganzes Leben lang nicht geklagt, dann fang' ich es jetzt auch nicht mehr an!"
326. S. Anm. 315.
327. Die Sonntags-Zeitung, Heilbronn-Stuttgart, 1920–1936, ist von der Friedrich-Ebert-Stiftung verfilmt worden und in Kopie über das Mikrofilmarchiv der

deutschsprachigen Presse, Geschäftsstelle im Institut für Zeitungsforschung der Stadt Dortmund zu beziehen.

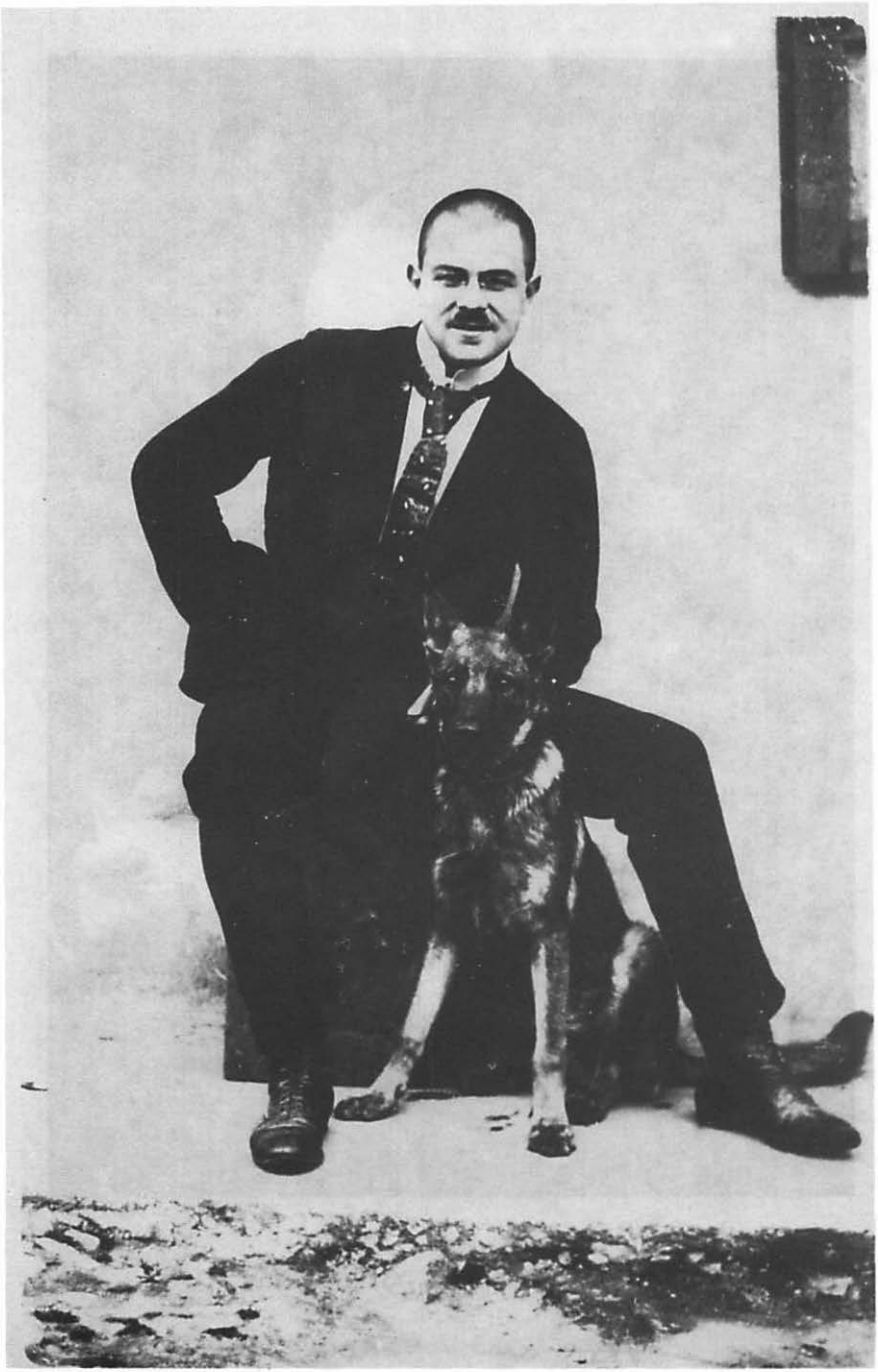
328. Im SFA.

329. In dem Zeitraum von 1950–1955 betrug das durchschnittliche jährliche Wachstum der Erdbevölkerung bereits rund 43 Millionen.

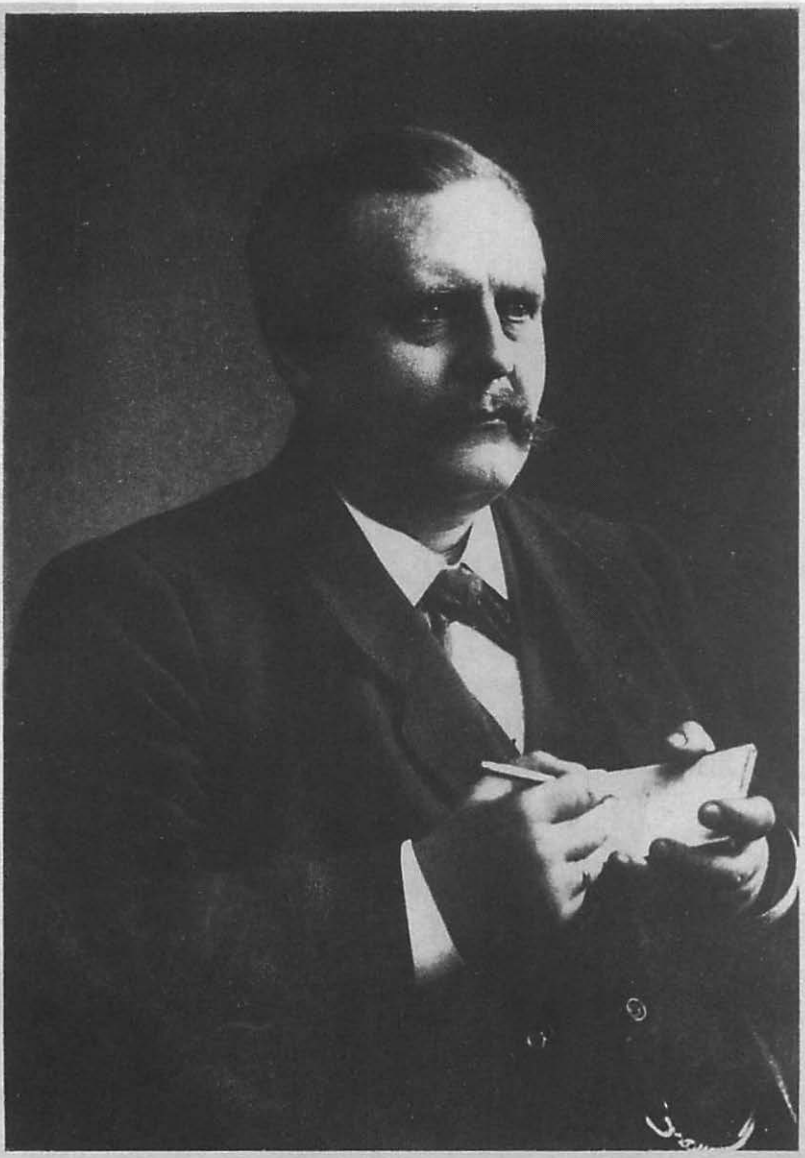
Bildanhang

Schairer als vierzehnjähriger angehender Zögling des Stifts Blaubeuren

Erich Schairer als „Einjähriger" 1905/06



Schairer als Vikar 1910



FRIEDRICH NAUMANN

Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München 1904

Fr. Naumann

Berlin-Schöneberg, den 24. Sept 1914.
Königsweg 6

Lieber Freund Sch.!

Also nun wissen Sie wenigstens, was aus Ihnen werden soll: ein wackerer Reitersmann. Quod Deus bene vertat!

Daß Sie nicht nochmals hierher können, hat wenig Zweck. Ich sitze am Schreibtisch u. mache die Heimarbeit. Später will ich gern einmal ins Schlachtfeld sehen, aber in den nächsten Wochen geht das doch noch nicht.

Ich bitte Sie, mir öfter einmal Karte oder Brief zu schreiben damit ich weiß, wie es geht. Ihr Heimat bleibt auch nach dem Krieg hier, wenn Sie es wollen.

Ihnen freundlichen Gruß an Ihre Frau u. Ihr Jetzen.

Mit allerbesten Wünschen
Ihr F. Naumann.

Deutsch-Türkische Vereinigung

1
Erich Schairer

2
Pfarrer
Gottfried
Traub

3
Ernst Jäckh

4
Architekt
Martin
Elsässer

5
Hjalmar
Schacht

6
Robert Bosch

7
Ober-
zeremonienmeister
Ismail Cenani

schwarze Zahlen
sehr schlecht
zu entziffern,
müssten
weiss sein!

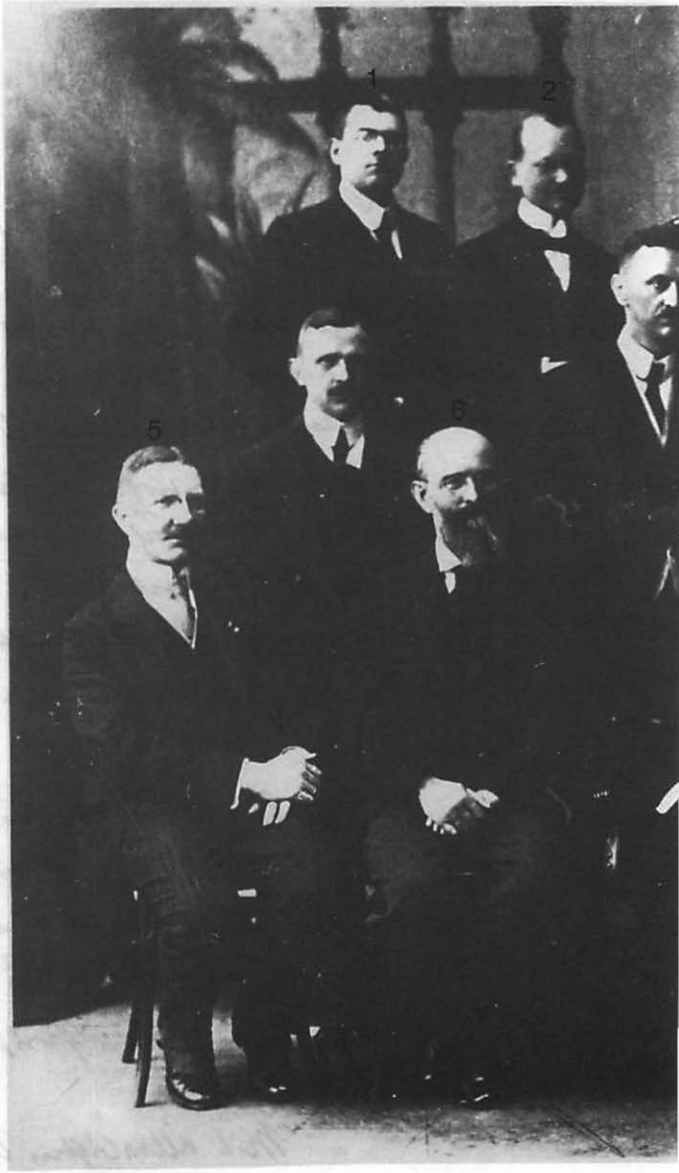


Photo wurde bei der Grundsteinlegung des „Hauses der Deutsch-Türkischen Vereinigung" in Konstantinopel (Istanbul) Juni 1917 aufgenommen.

Redaktion der Neckar-Zeitung

Telephon No. 676. Auflage 18 500.

Heilbronn, 9. Mai 1918.

Verehrter Herr v. Moellendorff,

schönen Dank für den Aufsatz in der Voss., der sich hier Richtung hoffentlich genau angesehen hat. Der Hansebund macht ja mächtig mobil. Aber tut nichts. Geschieht ein der Daimler-„Skandal" wirken recht erfreulich, denk ich.

Wie wär's, wenn Sie mir über die grundsätzliche Bedeutung dieser Affäre einen kleinen Artikel schreiben? Haben Sie ein wenig Zeit, bitt, bitt! Und was macht das Heft, „Mehr Landwirtschaft!"? Ich muß doch wieder dran einmal. Darf ich bald erwarten?

Brief Schairers an Wichard von Moellendorff. Nach dem Original im Moelendorff-Nachlaß des Bundesarchivs Koblenz.

Heute sende ich Ihnen einen Aufsatz in der N. Zg. von Rath über Rathenau und Buch. Bitte lesen Sie ihn. Der Aufsatz über Landwirtschaft gehört zu Ihrem Thema.

Meine Zätigkeit für die Gemeinwirtschaft als Redakteur der N. Zg. muß ich von Zeit zu Zeit unterbrechen. Vielleicht ist das der Weg, ~~auf~~ den man auch hier praktisch weiter vorwärts kommt als der Weg der Kritik. Ich behaupte also kühnlich: die Privatwirtschaft wird nicht angetastet. Nur ein klein bißchen. Alle alten Götter bleiben droben stehen, bloß ein paar Heiligenbilder wollen wir herunterjagen. Also der Zar Walter Rathenau in seinem Buch aufsteigt und den

ich politisch sehr klug handle.
Wir müssen ein Augsburgisches
Glaubensbekenntniß der
Wahrheit aufstellen: so können
wir die Sache auf einen andern
Fuß aber ~~auch~~ vielleicht wirksamer
als durch die Schrift. Zeigen, wie
gut katholisch wir eigentlich sind –
später wollen wir dann recht
zeitig erscheinen und protestan-
tisch auftreten.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr stets ergebener und an-
hänglicher Scholar

Schirer

Neckar-Zeitung

Amtsblatt der Stadt Heilbronn, sowie der Oberamtsbezirke Heilbronn und Neckarsulm

Bezugspreis: Vierteljährlich 3M. 4.20 (ohne Zustellgebühr) durch die Post bezogen 3M. 4.95, ohne Zustellgeb. • Anzeigenpreis: die 6gespaltene Grundzeile für Heilbronner Anzeigen 30 Pf., für andere Anzeigen 45 Pf., Reklamen 3M. 1.20. • Rabatt nach Tarif. Bei gerichtlicher Beitreibung und bei Konkursen wird kein Nachlaß gewährt. • • Anzeigenannahme: Heilbronn, Kaiserstraße 40. • Fernsprecher: Geschäftsstelle Nr. 2. Schriftleitung Nr. 276. • • Postscheckkonto Nr. 5746, Amt Stuttgart. In Fällen höherer Gewalt dürfen weder Anzeigen bei Bestellung noch Beilagen, die Zustellung oder die Schriftleitung nicht bei der Druckerei oder Schriftleitung oder bei der Zustellung der Zeitung oder auf die Rückzahlung des Bezugspreises.

Nummer 268 | Heilbronn, Samstag 15. November 1919 | 176. Jahrgang

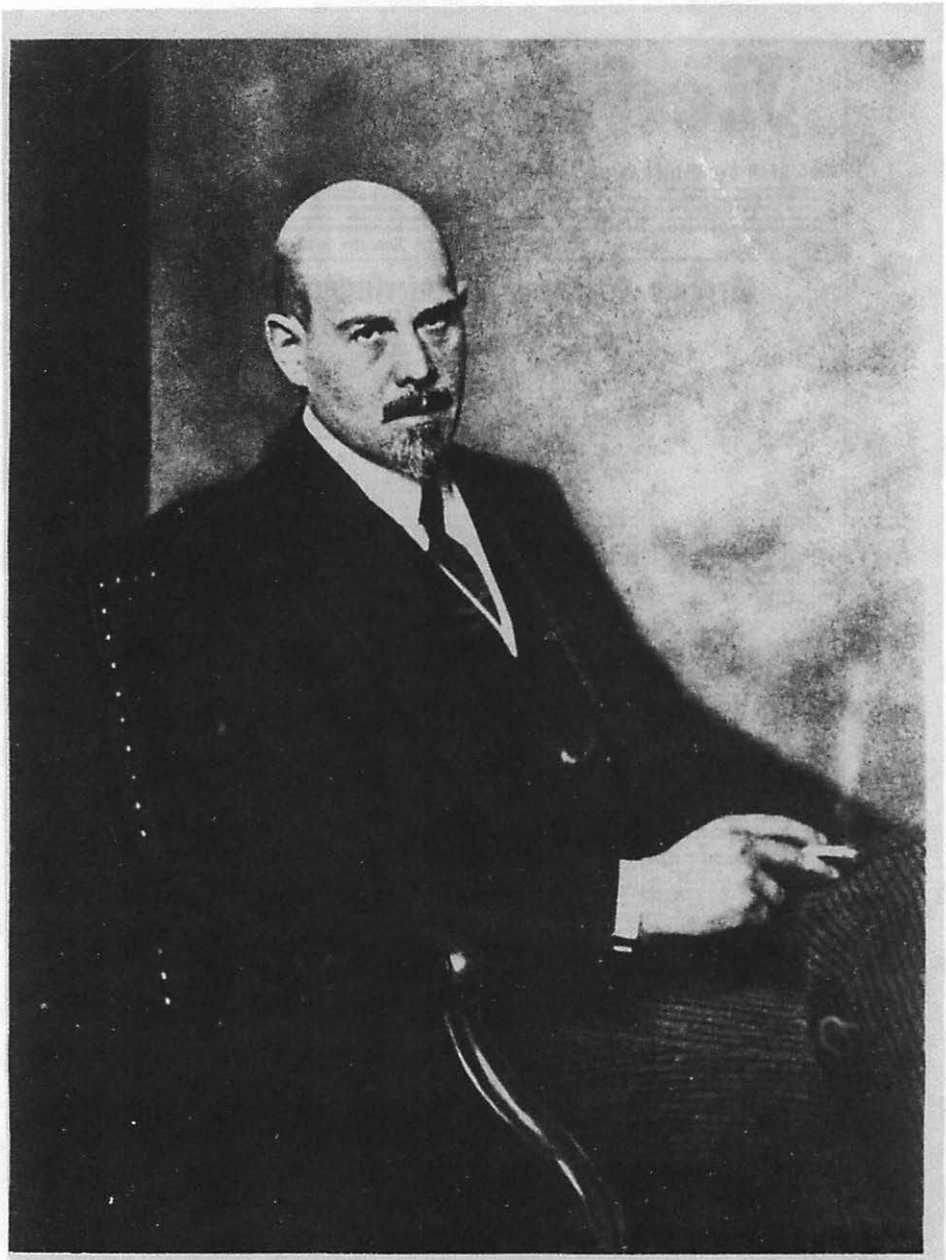
Erregte Szenen im Untersuchungsausschuß.

[illegible]

Heiferichs Vernehmung.

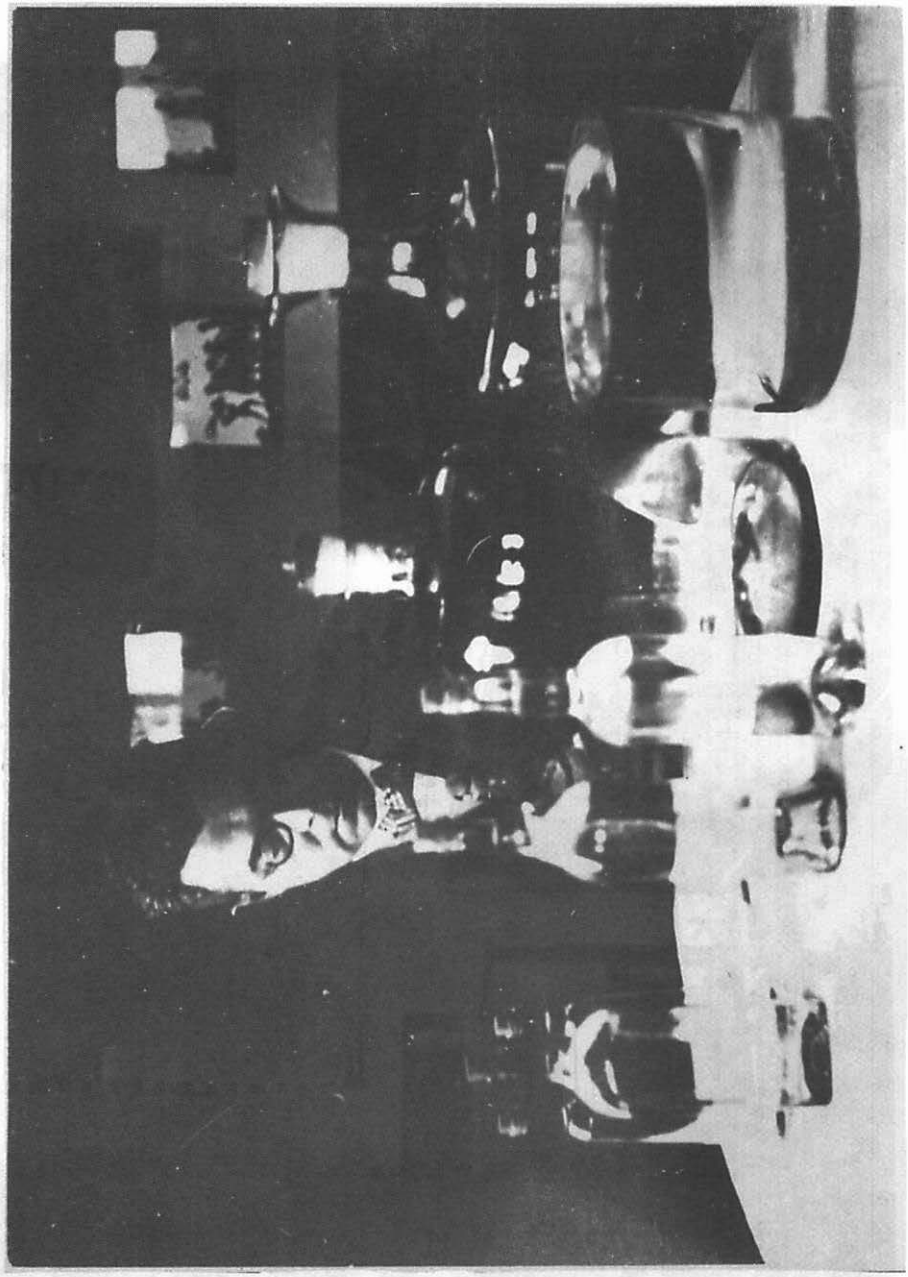
Hetze gegen Bethmann und Zimmermann.

Berlin, 13. Nov. (Wolffbüro). In der heutigen Sitzung des Untersuchungsausschusses wurde die Vernehmung des Reichskanzlers a. D. Heiferich fortgesetzt. Dieser legte, auseinander, er habe seine Meinung über die U-Bootfrage geändert und sich schließlich für den U-Bootkrieg im Januar 1917 eingesprochen habe. Die ungeeignetsten Argumente seien damals die angeblich Ernährungsschwierigkeiten gewesen. Das Wort von der Aushungerung sei damals aufgetauchen. Die Hetze gegen Bethmann Hollweg, Graf Lerchenfeld und den Kronprinzen Rupprecht, die bei der Friedensaktion mitgewirkt hätten, sei ihm unerträglich gewesen. Er habe mit den 12. 1. 1917 die Ansicht, daß der Krieg nur durch einen Verständigungsfrieden zu beenden sei, aufgegeben, weil er sich von der Hetze erschüttern lassen, und weil er sich nicht mehr stark genug gefühlt habe, um der Hetze entgegenzutreten. Auch einer englischen Gesellschaft war bereits im Januar 1917 eine Schätzung von 45% versenkten Tonnen als unbrauchbarer U-Bootkrieg bezeichnet worden. Auch einer englischen Gesellschaft war bereits im Januar 1917 eine Schätzung von 45% versenkten Tonnen als unbrauchbarer U-Bootkrieg bezeichnet worden. Das Wort von der Aushungerung sei damals aufgetauchen. Die Hetze gegen Bethmann Hollweg, Graf Lerchenfeld und den Kronprinzen Rupprecht, die bei der Friedensaktion mitgewirkt hätten, sei ihm unerträglich gewesen. Er habe mit den 12. 1. 1917 die Ansicht, daß der Krieg nur durch einen Verständigungsfrieden zu beenden sei, aufgegeben, weil er sich von der Hetze erschüttern lassen, und weil er sich nicht mehr stark genug gefühlt habe, um der Hetze entgegenzutreten

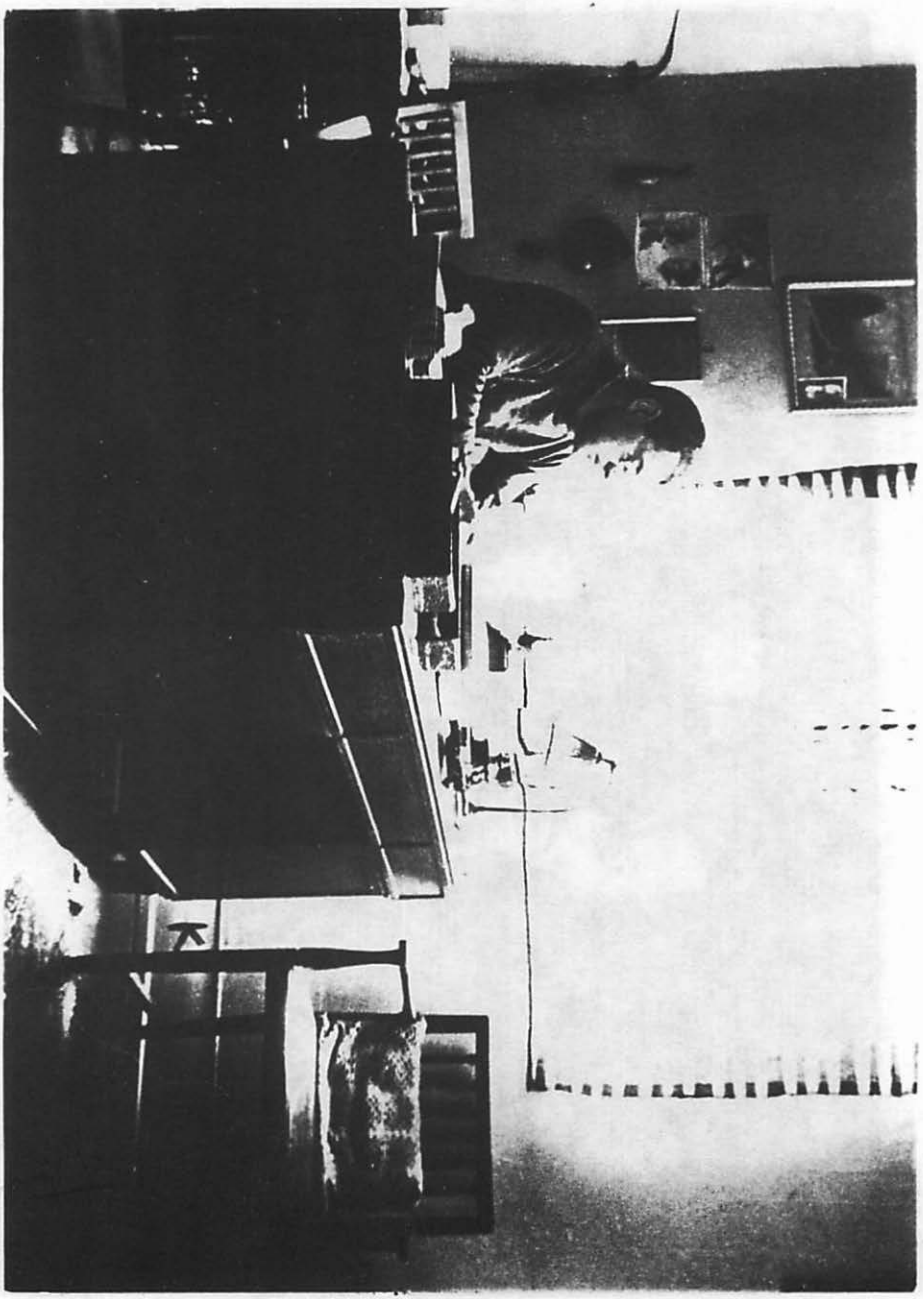


WALTHER RATHENAU WÄHREND DES KRIEGES

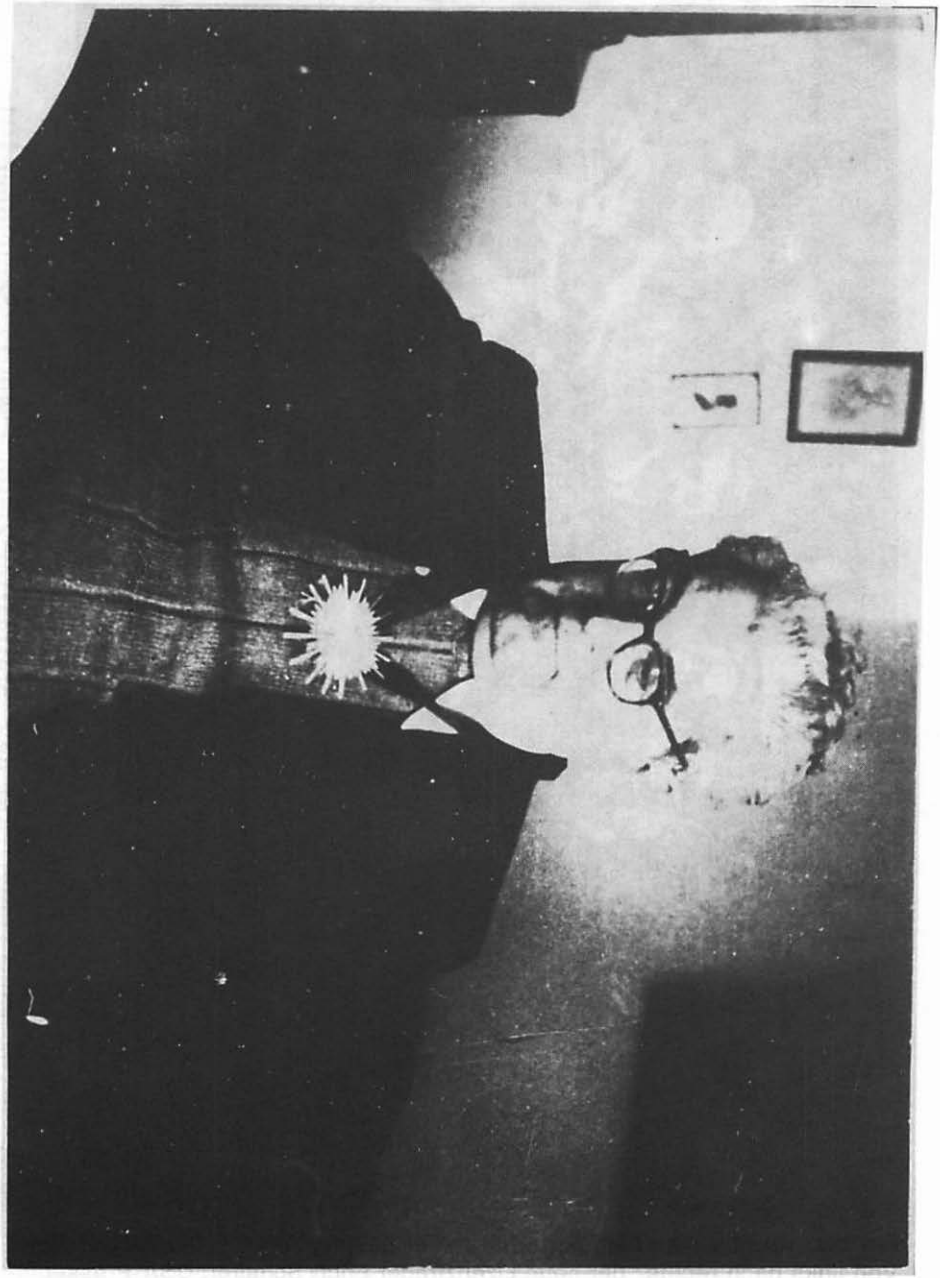
Walter Rathenau, dessen letzte Schrift, „Autonome Wirtschaft", Erich Schairer herausgab.



Der Connaisseur: Schairer füllt selbstgebrannten Obstschnaps in Flaschen ab. Foto Eberhard Schairer



Schairer am Schreibtisch
Foto Eberhard Schairer (~~1925~~)
1935!



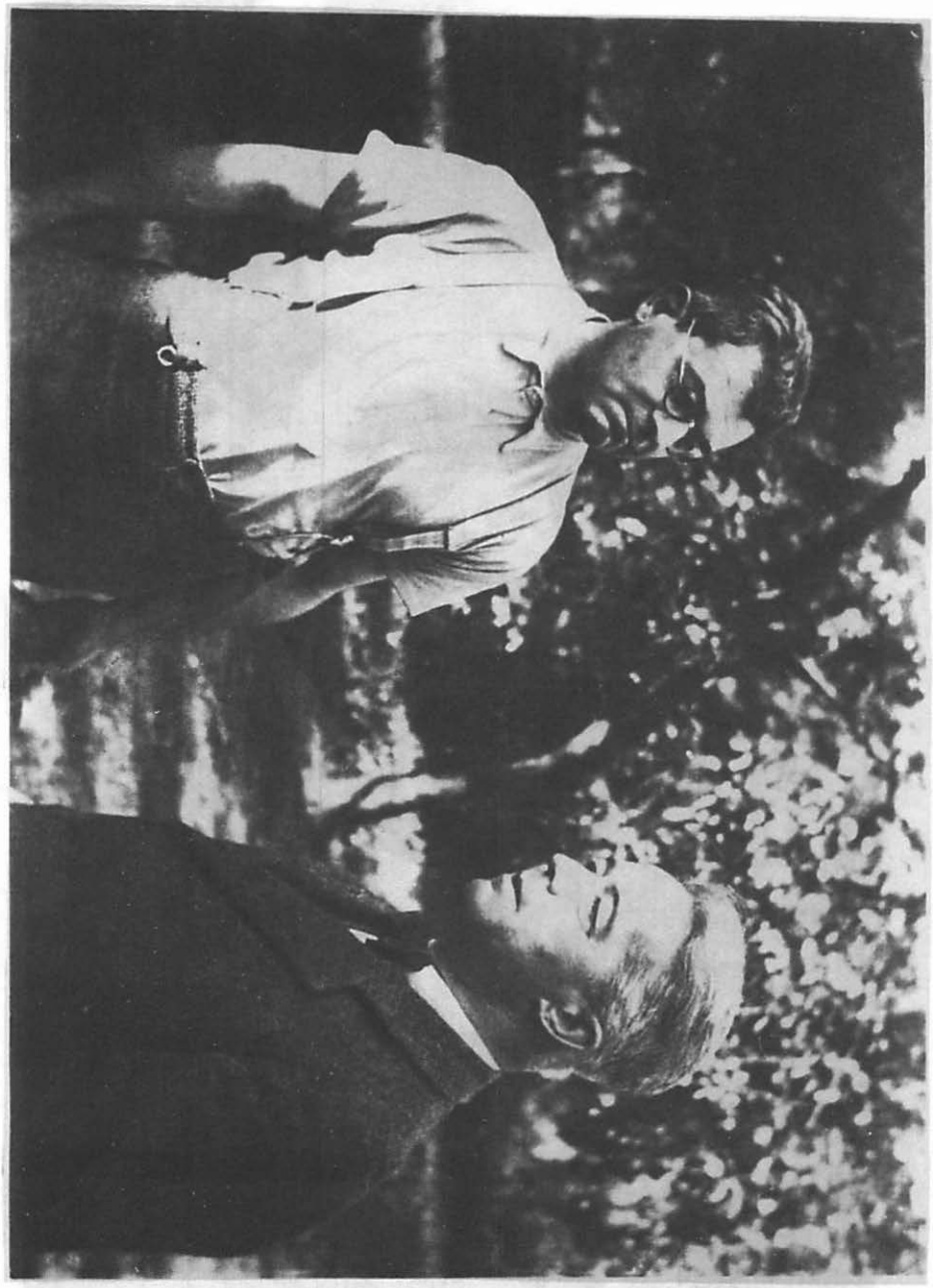
Heiterer Augenblick: Erich Schairer, der das Große Bundesverdienstkreuz ausgeschlagen hatte, wird statt dessen von seinen Enkeln mit einem Strohorden geschmückt (1952).

Die Neu-Lizenzierung der „Stuttgarter Zeitung" am 17. September 1946

Bei der Neu-Lizenzierung der „Stuttgarter Zeitung" am 17. September 1946: Von links nach rechts.: der neue Lizenzträger Erich Schairer; USA-Presseoffizier Gross; der ausscheidende Lizenzträger Karl Ackermann; der verbleibende Lizenzträger Josef Eberle; Polizeipräsident Weber; der zweite neue Lizenzträger Franz Karl Maier.
Foto: Archiv „Stuttgarter Zeitung"

Schairer als Fahrdienstleiter am Bahnhof Lindau-Bodensee. Herbst 1943.
Foto Eberhard Schairer

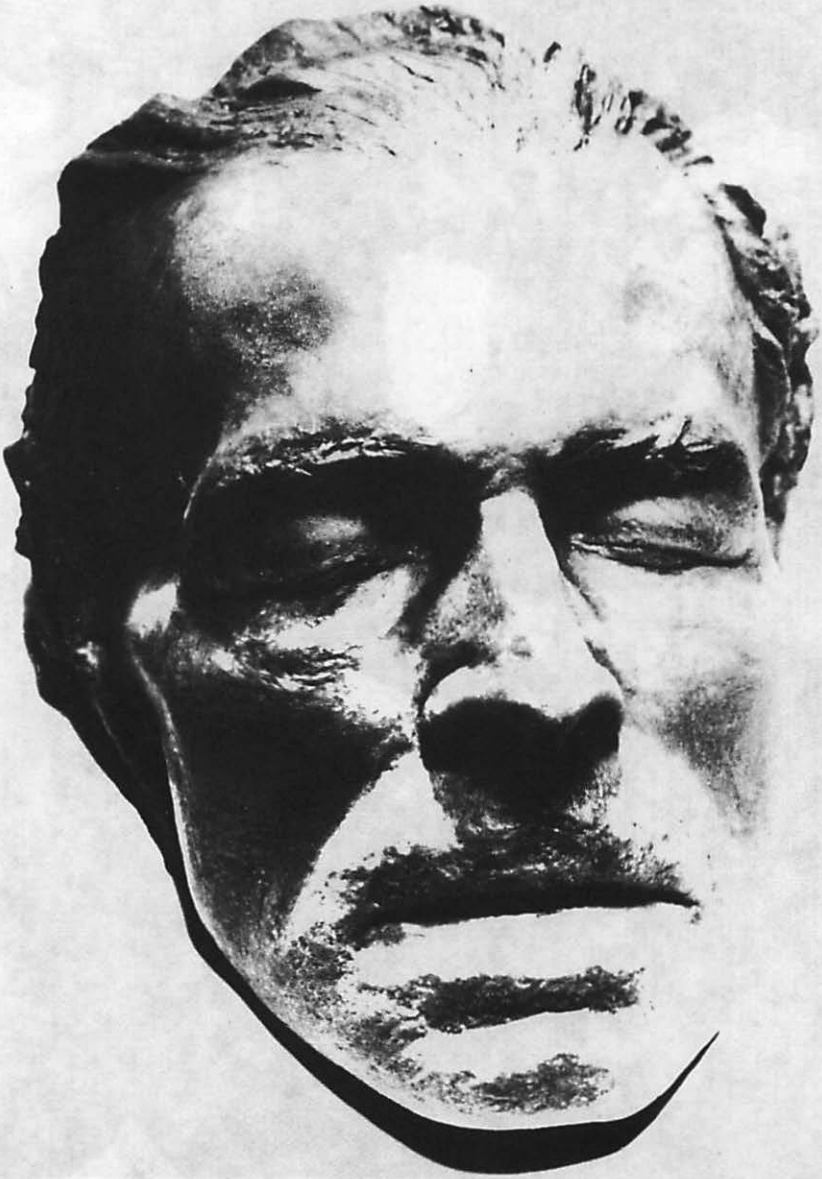
Erich Schairer mit seiner Frau Helene. 1938.



Wichard von Moellendorff (rechts) und Erich Schairer 1933
Foto Eberhard Schairer

Hans Erich Blaich (Dr. Owlglass) ca. 1930

Erich Schairer (links) Januar 1954 bei einem Empfang der „Stuttgarter Zeitung" mit seinem Kollegen Josef Eberle und dem damaligen baden-württembergischen Innenminister Fritz Ulrich.
Foto-Archiv „Stuttgarter Zeitung"



Totenmaske Erich Schairer, abgenommen von Elsbeth Stoiber
Foto Otto Pfeifer

Namenregister

Ackerknecht, Erwin 173
Ackermann, Karl 134, 136
Adenauer, Konrad 148
Adler, Ernest W. 172
Aigles, Alma de l' 159
Alexander, Dr., Direktor der Deutschen Ostbank 32
Appel, Reinhard 138 f., 145, 172 f.
August Wilhelm, Prinz 105
Avenarius, Ferdinand 45

Bab, Julius 29
Baeck, Leo 139
Ballin, Albert 32
Bammert, Michael (d.i. Max Barth) 81
Barth, Max 79 ff., 80 f., 94, 112, 114, 161
Bata 89
Bauer, Gustav 65
Baumeister, Albert 68, 159
Baur, Ferdinand Christian 19
Bäumer, Gertrud 29, 31
Bassermann, Ernst 31
Bebel, August 115
Beckmann, Max 82
Begier, Johannes 46, 156
Behrens, Peter 155
Belfrage, Cedric 134, 167
Berchtold, Graf Leopold 92
Bergson, Henri 25
Bernath, M. 160
Bernhard, Henry 134 ff., 167 ff.
Bethmann Hollweg, Theobald v. 15
Bieber, Horst 154
Bismarck, Otto v. 22, 52, 55
Blaich, Hans Erich 21 f., 25, 27, 46, 73, 80 f., 128, 154, 157, 160 f., 164, 166
Blau, Sebastian (d.i. Josef Eberle 153 f.
Bolz, Eugen 94 f., 163
Bonatz, Paul 128
Bosch-Konzern 146, 173
Bosch, Margarete 147, 149
Boulanger, Georges 108
Braun, Otto 103, 113
Brauweiler, Heinz 38 f., 43
Breitling, Richard 127, 130
Brüning, Heinrich 102, 105, 108, 113
Bry, Carl Christian 87
Bücher, Karl 35 f., 39, 43, 45, 156
Busch, Fritz 83

Cato 31
Chesnutt, Lt. Col. 167
Churchill, Winston 142
Clemenceau, Georges 77
Coburg, Herzog v. 105
Cotta-Familie 148
Cron, Helmut 134

Damaschke, Adolf 157
Däumig, Ernst 68
David, Eduard 16, 31
Dawson, William W. 142
Dehmel, Heinz 159
Deimling, Berthold v. 80
Diederichs, Eugen 52, 83
Dietrich, Otto 122
Dolbin, Benedikt Fred 7
Düssel, Karl Konrad 83

Eberhard, Fritz (d.i. Hellmut v. Rauschenplat) 8, 123
Eberle, Josef 80, 134, 146 ff., 153 f., 161, 173 f.
Ebert, Friedrich 62, 102
Eckert, Erwin 166
Edinger, Fritz 80
Eggebrecht, Axel 113, 164
Einstein, Albert 78
Elwenspoek, Curt 83
Endres, Franz Carl 80

Engel, Otto 149, 174
Enver Pascha 32, 34, 155
Erhard, Ludwig 144

Falkenhayn, Erich v. 50
Fechenbach, Felix 163
Fehr, Karl (d.i. Max Barth) 81
Fiedler, Kuno 80, 128, 161
Field, Lawrence J. 167
Fischer, Fritz 155
Fischer, Hans W. 161
Fischer, Samuel 69
Förster, Friedrich Wilhelm 141 f.
Frank, Ludwig 31
Franke, Hans 160
Freund, Michael 155
Frick, Wilhelm 108, 163
Friedrich II., d.Gr. 51, 57
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 98
Fries, Jakob Friedrich 25
Frosch, Dr. (d.i. Hans W. Fischer) 161

Gauerke, Herbert J. 172
Gaulle, Charles de 148
Gerlach, Hellmut v. 76, 105, 157
Gerner, Hans 80
Gibbs, Wolcott 162
Gloning, Paul 124, 127, 166
Goebbels, Paul Josef 109, 120, 125
Goerdeler, Carl Friedrich 163
Goes, Albrecht 173
Goethe, J.W. v. 125
Goltz, Freiherr von der 32
Göring, Hermann 141
Grossmann, Stefan 69, 72
Grosz, George 80
Gulbransson, Olaf 128
Gumbel, Abraham 80
Gumbel, Emil Julius 94, 109, 163

Haeckel, Ernst 116
Hagel, Jan (d.i. Hermann List) 81
Hakki Pascha 32
Harden, Maximilian 162
Hau, Karl 163
Hauptmann, Carl 116
Hauser, Kaspar (d.i. Kurt Tucholsky) 81
Hebsacker, Will Hanns 131
Heckel, Erich 82
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 19
Heile, Wilhelm 29
Heine, Heinrich 120
Heine, Thomas Theodor 22
Helfferich, Karl 15, 32
Heller, Adam (d.i. Erich Schairer) 81, 162
Heller, First Lt. 172
Hergt, Oskar 102
Herrigel, Friedrich 17
Herrmann, Immanuel 80
Hertlein, Eduard 80
Heuss, Theodor 16, 23, 28 f., 53, 71, 98, 136 ff., 155, 163, 174
Hills, J.H. 167
Hindemith, Paul 6, 83
Hindenburg, Paul v. Beneckendorff 16, 56, 99, 102, 113
Hitler, Adolf 29, 103, 105, 108, 113 f., 119 f., 132, 165
Hoegner, Wilhelm 133
Höhn, Max 146
Hölderlin, Friedrich 19, 125
Hölz, Max 163
Hugenberg, Alfred 92, 108, 119
Hurwitz, Harold J. 148, 172 f.

Ingersoll, Ralph 162

Jack (d.i. Max Barth) 81
Jäckh, Ernst 28, 31 f., 53, 59, 76, 155

Jakubowski 94, 163
Jannings, Emil 128
Jöhlinger, Otto 44 f., 156
Junge, K.A. 124
Junghans, Generaldirektor 112

Kaas, Ludwig 121
Kant, Immanuel 25
Kapp, Wolfgang 16, 97, 127
Kayssler, Friedrich 30
Kazenwadel, Eugen (d.i. Erich Schairer) 81, 162
Keil, Wilhelm 134, 167
Kienzle, Otto 71
Kinkel 60
Kirchner, Ernst Ludwig 82
Kirdorf, Emil 105
Kjellen, Rudolf 34
Klett, Arnulf 135
Knurrhahn (d.i. Max Barth) 81
Kokoschka, Oskar 82
Kolbe, Franz 155
Koszyk, Kurt 9, 166, 173
Kraemer, Viktor 53 f., 66 f., 70 ff., 153, 157, 159
Kraus, Karl 77
Krupp, v. Bohlen und Halbach, Gustav 105
Kühlmann, Richard v. 57
Kunze, Agathe 7, 9, 121, 153, 161 f., 164 ff., 173
Kury, Franz (d.i. Max Barth) 81

Lagar de, Paul de 52
Lang, Alfred 174
Lassalle, Ferdinand 29, 38, 43
Le Corbusier (d.i. Charles E. Jeanneret) 83
Legien, Carl 31
Lehmbruck, Wilhelm 83
Lenz, Fritz (d.i. Hermann List) 81
Leube, Martin 153
Leubold, Frida (d.i. Hermann Mauthe) 81
Lichtenberg, Georg Christoph 77
Liebknecht, Karl 40
List, Friedrich 52
List, Hermann 81, 109, 112, 114, 161, 164
Liszt, Franz v. 31
Ludendorff, Erich 16, 56, 62, 73
Ludwig, Emil 79, 92 f.
Luther, Martin 27
Lüttwitz, Walther Freiherr v. 98
Lutz, Hans (d.i. Hermann List) 81
Lutz, Helene 28, 154
Luxemburg, Rosa 40

Mahmud Mukthar Pascha 32
Maier, Franz Karl 137 f., 146 f.
Maier, Reinhold 137
Mann, Thomas 109, 163 f.
Manuel, Bruno 139 f., 172
Mara Bu (d.i. Max Barth) 81
Marc, Franz 82
Marx, Wilhelm 102
Matteotti, Giacomo 163
Mauthe, Hermann 81, 161
Meinik, Hans Jürgen 157
Mies van der Rohe, Ludwig 83, 155
Moellendorff, Wichard v. 49 ff., 54, 62, 65, 67 ff., 72, 80, 86, 88, 118, 133, 150, 157, 159 f.
Mohr, Martin 37, 156
Mosse, Rudolf 41
Mufti Bufti (d.i. Max Barth) 80 f.
Müller, Ernst 153
Müller-Franken, Hermann 102
Mussolini, Benito 108, 126

Naphtali, Fritz 159
Napoleon 59
Natonek, Hans 116
Naumann, Friedrich 5, 21, 23 ff.,

28 f., 55 f., 71, 76, 97, 143, 154 f., 157, 160
Nauwerck, Karl 98
Nelson, Leonard 6
Neumann, Alfred 83
Neurath, Otto 159
Noske, Gustav 16

Ohr, Wilhelm 21, 23
Oelenheinz, Theodor 159
Oppeln-Bronikowski, Friedrich v. 96
Owlglass, Dr. (d.i. Hans Erich Blaich) 22, 80

Paasch, Hans 159
Panter, Peter (d.i. Kurt Tucholsky) 81
Papen, Franz v. 113, 118 f.
Payer, Friedrich v. 63
Peng (d.i. Max Barth) 81
Pfleiderer, Wolfgang 80
Pistorius, Theodor v. 91, 159
Pitt (d.i. Hermann List) 81
Planck, Reinhold 158
Poelzig, Hans 155
Popper-Lynkeus, Josef 86 ff., 122
Potthoff, Heinz 159
Preuß, Hugo 63

Quidde, Ludwig 31

Radek, Karl 103
Rathenau, Walther 50, 52, 60, 65 f., 157 ff.
Rauschenplat, Hellmut v. 6, 8, 123, 166
Rauschnabel, Robert (d.i. Erich Schairer) 81, 162 f., 165
Reifenberg, Benno 124
Reventlow, E. v. 103
Rieck, A.C.M. 158
Rieger, Konrad (d.i. Hermann List) 81
Rohrbach, Paul 28 f., 154
Roosevelt, Franklin Delano 124
Rosenberg, Alfred 29
Rotteck, Karl v. 31

Sacco, Nicola 163
Sakmann, Bernhard 166
Sakmann, Paul 80, 166
Sanders, Liman von 32
Sänger, Fritz 166
Schaber, Will 7 f.
Schacht, Hjalmar 32
Schäfer, Philipp 156
Schairer, Georg Adam 17
Schairer, Emilie 17
Schairer, Helene 153, 160, 164
Schär, Johann Friedrich 48
Scharoun, Hans 83
Schelling, F.W.J. v. 19
Schempp 136
Scheufelen, Heinrich 134
Schiller, Friedrich v. 125
Schlageter, Leo 103
Schleicher, Kurt v. 113, 119, 165
Schmid, Richard 161
Schmidt, Jonathan 165
Schmölder, Robert 39, 43
Schmoller, Gustav v. 44
Schoenaich, Paul Freiherr v. 80
Schrempf, Christoph 19 ff., 125, 149, 153
Schröder, Kurt Freiherr v. 119
Schubart, Christian Friedrich Daniel 25 ff., 77, 154
Schumacher, Kurt 167
Schumann, Wolfgang 45, 156, 159
Schweitzer, Albert 125
Sextus (d.i. Erich Schairer) 162
Sontheimer, Kurt 164
Sontheimer, Walther 19
Spengler, Oswald 96

Stahlecker, Dr. 126
Stein, Karl Reichsfreiherr vom 51
Stinnes, Hugo 173
Stoecker, Adolf 28
Stone, Shepard 146 f., 173
Strauss, David Friedrich 19
Stresemann, Gustav 31

Taucher, Franz 166
Tiger, Theobald (d.i. Kurt Tucholsky) 81
Tisza, Stephan Graf v. 93
Tolstoi, Leo 78
Treitschke, Heinrich v. 38, 43
Tyll (d.i. Josef Eberle) 80

Uhland, Ludwig 9
Ulrich, Fritz 167
Usborne, Henry 172

Valentin, Veit 29, 155
Vanzetti, Bartolomeo 163
Vischer, Friedrich Theodor 19
Volke, Werner 153

Walder, Eric 167
Wandt, Heinrich 163
Weber, Max 31
Welcker, Friedrich 31
Werfel, Franz 83
Werkmann, Fritz (d.i. Hellmut v. Rauschenplat) 6, 123, 165
Weithauer, Johannes 94
Wilhelm II., deutscher Kaiser 56, 120
Willkie, Wendell 143, 172
Wilson, Woodrow 56, 59
Wirth, Josef 109
Wissell, Rudolf 62, 65, 67 ff., 72, 118, 159 f.
Wrobel, Ignaz (d.i. Kurt Tucholsky) 45, 81, 156

Ysenburg und Büdingen, Friedrich Wilhelm Fürst zu 158

Zehrer, Hans 118
Zell, Julius 94
Zimmermann, Arthur 15, 34